This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

35 m 1

[N. Altre]

Lesbarer Text:

[illegible]

[illegible] schaft [illegible]

Soll und Haben.

Roman in sechs Büchern

von

Gustav Freytag.

Der Roman soll das deutsche Volk da suchen, wo es in seiner Tüchtigkeit zu finden ist, nämlich bei seiner Arbeit. Julian Schmidt.

Erster Band.

Sechste Auflage.

Leipzig,
Verlag von S. Hirzel.
1856.

Der Verfasser hat sich das Recht der Uebersetzung vorbehalten.

Seiner Hoheit

Ernst II.

Herzoge zu Sachsen-Coburg-Gotha.

Es war ein lachender Maiabend auf dem Kallenberg. Oben um das Schloß blühte und duftete der Frühling und die Blätter der rothen Akazie warfen gezackte Schatten auf den thauigen Rasen. Unten im Dunkel des Thals sprangen die zahmen Rehe

aus dem Gehölz und ſchauten begehrlich nach der hellen Geſtalt der Herrin, welche den holden Segen des Gaſtrechts Jedem ertheilt, der in den Bannkreis des Schloſſes tritt, dem Menſchen, wie dem Vogel und dem Wild. Die Ruhe des Abends lag auf Hügel und Thal, nur aus weiter Entfernung klang zuweilen das Rollen des Donners in die lichtreiche, glückliche Landſchaft. An dieſem Abend ſah Eure Hoheit, an die Steine der alten Schloßmauer gelehnt, ſorgenvoll über die fruchtbaren Felder hinein in die dämmrige Ferne. Was mein edler Fürſt damals ſprach: über die Verwirrung der letzten Jahre, über die Muthloſigkeit und müde Abſpannung der Nation, und über den Beruf der Dichter, die grade in ſolcher Zeit dem Volke einen Spiegel ſeiner Tüchtigkeit vorhalten ſollen zur Freude und Erhebung, — das waren goldene Worte, in denen ſich ein großer Sinn und ein warmes Herz offenbarten, und ſie werden lange nachklingen in dem Herzen des Hörers. Seit dieſem Abend habe ich den Wunſch, mit Eurer Hoheit

Namen das Buch zu schmücken, dessen Plan ich damals mit mir herumtrug.

Fast zwei Jahre sind seitdem vergangen, ein furchtbarer Krieg ist entbrannt, und mit finsterer Sorge sieht der Deutsche in die Zukunft seines Vaterlandes.

In solcher Zeit, wo die stärksten politischen Leidenschaften in das Leben jedes Einzelnen dringen, weicht die heitere Ruhe, welche der Schaffende zur künstlerischen Gestaltung braucht, leicht von seinem Arbeitstisch. Ach! sie hat dem deutschen Dichter seit lange gefehlt. Nur zu sehr fehlt das Behagen am fremden und eigenen Leben, die Sicherheit fehlt und der frohe Stolz, mit welchem die Schriftsteller anderer Sprachen auf die Vergangenheit und Gegenwart ihres Volkes blicken; im Ueberfluß aber hat der Deutsche Demüthigungen, unerfüllte Wünsche und eifrigen Zorn. Wer in solcher Zeit Poetisches gestaltet, dem fließt nicht die freie Liebe allein, auch der Haß fließt leicht aus dem schreibenden Rohr, leicht tritt an die Stelle einer dichterischen Idee die praktische

Tendenz und ſtatt freier Laune findet der Leſer vielleicht eine unſchöne Miſchung von plumper Wirklichkeit und gekünſtelter Empfindung.

Bei ſolchen Gefahren hat der Dichter doppelt die Pflicht, die Umriſſe ſeiner Bilder rein zu halten von Verzerrung, und ſeine eigene Seele frei von Ungerechtigkeit. Dem Schönen in edelſter Form den höchſten Ausdruck zu geben, iſt nicht jeder Zeit vergönnt, aber in jeder ſoll der erfindende Schriftſteller wahr ſein gegen ſeine Kunſt und gegen ſein Volk.

Dieſe Wahrheit zu ſuchen, und wo ich ſie fand, zu vertreten, halte ich für die Aufgabe auch meines Lebens.

Und ſo ſei meinem ritterlichen Herrn ehrfurchtsvoll das leichte Werk gewidmet. Glücklich werde ich ſein, wenn Eurer Hoheit dieſer Roman den Eindruck macht, daß er wahr nach den Geſetzen des Lebens und der Dichtkunſt erfunden und doch niemals zufälligen Ereigniſſen der Wirklichkeit nachgeſchrieben iſt.

Leipzig, im April 1855.

Guſtav Freytag.

Erstes Buch.

1.

Ostrau ist eine kleine Kreisstadt unweit der Oder, bis nach Polen hinein berühmt durch ihr Gymnasium und süße Pfefferkuchen, welche dort noch mit einer Fülle von unverfälschtem Honig gebacken werden. In diesem altväterischen Orte lebte vor einer Reihe von Jahren der königliche Calculator Wohlfart, der für seinen König schwärmte, seine Mitmenschen — mit Ausnahme von zwei Ostrauer Spitzbuben und einem groben Strumpfwirker — herzlich liebte und in seiner sauren Amtsthätigkeit viele Veranlassung zu heimlicher Freude und zu demüthigem Stolze fand. Er hatte spät geheirathet, bewohnte mit seiner Frau ein kleines Haus und hielt den kleinen Garten eigenhändig in Ordnung. Leider blieb diese glückliche Ehe durch mehrere Jahre kinderlos. Endlich begab es sich, daß die Frau Calculatorin ihre weißbaumwollene Bettgardine mit einer breiten Krause und zwei großen Quasten verzierte und unter der höchsten Billigung aller Freundinnen auf einige Wochen dahinter verschwand, grade nachdem sie die letzte Falte zurechtgestrichen und sich

überzeugt hatte, daß die Gardine von untadelhafter Wäsche war. Hinter der weißen Gardine wurde der Held dieser Erzählung geboren.

Anton war ein gutes Kind, das nach der Ansicht seiner Mutter vom ersten Tage seines Lebens die staunenswertheſten Eigenheiten zeigte. Abgesehen davon, daß er sich lange Zeit nicht entschließen konnte, die Speisen mit der Höhlung des Löffels zu fassen, sondern hartnäckig die Ansicht festhielt, daß der Griff dazu geeigneter sei, und abgesehen davon, daß er eine unerklärliche Vorliebe für die Troddel auf dem schwarzen Käppchen seines Vaters zeigte und das Käppchen mit Hülfe des Kindermädchens alle Tage heimlich vom Kopf des Vaters abhob und ihm lachend wieder aufsetzte, erwies er sich auch bei wichtigerer Gelegenheit als ein einziges Kind, das noch nie dagewesen. Er war am Abend sehr schwer in's Bett zu bringen und bat, wenn die Abendglocke läutete, manchmal mit gefalteten Händen, ihn noch herumlaufen zu lassen; er konnte stundenlang vor seinem Bilderbuch kauern und mit dem rothen Göckelhahn auf der letzten Seite eine Unterhaltung führen, worin er diesen wiederholt seiner Liebe versicherte und dringend aufforderte, sich nicht dadurch seiner kleinen Familie zu entziehn, daß er sich vom Dienstmädchen braten ließe. Er lief zuweilen mitten im Kinderspiel aus dem Kreise und setzte sich ernsthaft in eine Stubenecke, um nachzudenken. In der Regel war das Resultat seines Denkens, daß er für Eltern oder Gespielen etwas hervorsuchte, wovon er annahm, daß es ihnen lieb sein würde. Seine größte Freude aber war, dem Vater gegenüber zu sitzen, die Beinchen über einander zu legen, wie der Vater that, und

aus einem Hollunderrohr zu rauchen, wie sein Herr Vater aus einer wirklichen Pfeife zu thun pflegte. Dann ließ er sich allerlei vom Vater erzählen, oder er selbst erzählte seine Geschichten. Und das that er, wie die Frauenwelt von Ostrau einstimmig versicherte, mit so viel Gravität und Anstand, daß er bis auf die blauen Augen und sein blühendes Kindergesicht vollkommen aussah, wie ein kleiner Herr im Staatsdienst. Unartig war er so selten, daß der Theil des weiblichen Ostrau's, welcher einer düstern Auffassung des Erdenlebens geneigt war, lange zweifelte, ob ein solches Kind heranwachsen könne; bis Anton endlich einmal den Sohn des Landraths auf offener Straße durchprügelte und durch diese Unthat seine Aussichten auf das Himmelreich in eine behagliche Ferne zurückhämmerte. Kurz er war ein so ungewöhnlicher Knabe, wie nur je das einzige Kind warmherziger Eltern gewesen ist. Auch in der Bürgerschule und später im Gymnasium wurde er ein Muster für Andere und ein Stolz seiner Familie. Und da der Zeichnenlehrer behauptete, Anton müsse Maler werden, und der Ordinarius von Tertia dem Vater rieth, ihn Philologie studiren zu lassen, so wäre der Knabe seiner zahlreichen Anlagen wegen wahrscheinlich in die gewöhnliche Gefahr ausgezeichneter Kinder gekommen, für keine einzige Thätigkeit den rechten Ernst zu finden, wenn nicht ein Zufall seinen Beruf bestimmt hätte.

An jedem Weihnachtsfest wurde durch die Post eine Kiste in das Haus des Calculators befördert, worin ein Hut des feinsten Zuckers und ein großes Paket Kaffe standen. Gewöhnlichen Zucker ließ der Hausherr durch seine Frau

klein schlagen, diesen Zuckerhut zerbrach er selbst mit vielem Kraftaufwand in einer feierlichen Handlung und freute sich über die viereckigen Würfel, welche seine Kunst hervorzubringen vermochte. Der Kaffe dagegen wurde von der Frau Calculatorin eigenhändig gebrannt, und sehr angenehm war das Selbstgefühl, mit welchem der würdige Hausherr die erste Tasse dieses Kaffe's trank. Das waren Stunden, wo ein poetischer Duft, der so oft durch die Seelen der Kinder zieht, das ganze Haus erfüllte. Der Vater erzählte dann gern seinem Sohne die Geschichte dieser Sendungen. Vor vielen Jahren hatte der Calculator in einem bestäubten Actenbündel, das von den Gerichten und der Menschheit bereits aufgegeben war, ein Document gefunden, worin ein großer Gutsbesitzer aus Posen erklärte, einem bekannten Handelshause der Hauptstadt mehrere Tausend Thaler zu schulden. Offenbar war der Schuldschein in kriegerischer und ungesetzmäßiger Zeit in ein falsches Actenheft verlegt worden. Er hatte den Fund am gehörigen Orte angezeigt, und das Handelshaus war dadurch in Stand gesetzt worden, einen verzweifelten Rechtsstreit gegen die Erben des Schuldners zu gewinnen. Darauf hatte der junge Chef der Handlung sich angelegentlich nach dem Finder des Documents erkundigt und demselben einen artigen Brief geschrieben, der Calculator hatte, wie seine Art war, sehr bestimmt allen Dank abgelehnt, weil er nur seine Amtspflicht erfüllt habe. Von da ab erschien an jeder Weihnacht die erwähnte Sendung mit einem kurzen herzlichen Begleitschreiben und wurde jedesmal umgehend durch ein kalligraphisches Kunstwerk des Calculators erwiedert, worin dieser unermüdlich

seine Ueberraschung über die unerwartete Sendung ausdrückte und der Firma zum neuen Jahr aus voller Seele Gutes wünschte. Selbst seiner Frau gegenüber behandelte der Herr die Weihnachtsendung als einen Zufall, eine Kleinigkeit, ein Nichts, welches von der Laune eines Commis der Firma T. O. Schröter abhänge, und jedes Jahr protestirte er eifrig, wenn die Frau Calculatorin die zu erwartende Kiste bei ihren Wirthschaftsplänen in Rechnung brachte. Aber im Stillen hing seine Seele an diesen Sendungen. Es waren nicht die Pfunde Raffinade und Cuba, es war die Poesie dieser gemüthlichen Beziehung zu einem ganz fremden Menschenleben, was ihn so glücklich machte. Er hob alle Briefe der Firma sorgfältig auf, wie die drei Liebesbriefe seiner Frau, ja er heftete sie mit dem Ehrwürdigsten, was er kannte, mit schwarz und weißem Seidenfaden in ein kleines Actenbündel; er wurde ein Kenner von Colonialwaaren, ein Kritiker, dessen Geschmack von den Kaufleuten in Ostrau höchlich respectirt wurde; er konnte sich nicht enthalten, den billigen Melis-Zucker und den Brasil-Kaffe als untergeordnete Erzeugnisse der Schöpfung mit einer entschiedenen Verachtung zu behandeln; er fing an, sich für die Geschäfte der großen Handlung zu interessiren, und studirte in den Zeitungen regelmäßig die Marktpreise von Zucker und Kaffe, welche mit merkwürdigen und für Nicht-Eingeweihte ganz unverständlichen Bemerkungen hinter den politischen Nachrichten standen; ja er speculirte in seiner Seele mit als Associé seines Freundes, des großen Kaufmanns, er ärgerte sich, wenn der Kaffe in den Zeitungen flaute, und war vergnügt, wenn der Zucker als angenehm notirt war.

Das war ein unscheinbares, leichtes Band, welches den Haushalt des Calculators mit dem geschäftlichen Treiben der großen Welt verknüpfte; und doch wurde es für Anton ein Leitseil, wodurch sein ganzes Leben Richtung erhielt. Denn wenn der alte Herr am Abend in seinem Garten saß, das Sammtkäppchen in dem grauen Haar und seine Pfeife im Munde, dann verbreitete er sich gern mit leiser Sehnsucht über die Vorzüge eines Geschäftes, welches die Fülle der herrlichsten Sachen gewähre, und frug dann scherzend seinen Sohn, ob er auch Kaufmann werden wolle. Und in der Seele des Kleinen schoß augenblicklich ein hübsches Bild zusammen, wie die Strahlen bunter Glasperlen im Kaleidoskopp, zusammengesetzt aus großen Zuckerhüten, Rosinen und Mandeln und goldenen Apfelsinen, aus dem freundlichen Lächeln seiner Eltern und all dem geheimnißvollen Entzücken, welches ihm selbst die ankommende Kiste je bereitet; bis er begeistert ausrief: „ja, Vater, ich will!“ — Man sage nicht, daß unser Leben arm sei an poetischen Stimmungen, noch beherrscht die Zauberin Poesie überall das Treiben der Erdgebornen. Aber ein Jeder achte wohl darauf, welche Träume er im heimlichsten Winkel seiner Seele hegt, denn wenn sie erst groß gewachsen sind, werden sie leicht seine Herren, strenge Herren!

So lebte die Familie still fort durch manches Jahr. Anton wuchs heran und lief mit seiner Büchermappe durch alle Klassen des Gymnasiums bis in die stolze Prima. Wenn die Frau Calculatorin ihren Mann bat, über Antons Zukunft einen festen Entschluß zu fassen, erwiederte der Hausherr mit einem siegesfrohen Lächeln: „der Ent-

schluß ist gefaßt, er will ja Kaufmann werden. Erst muß er mit dem Gymnasium fertig sein, dann steht ihm die ganze Welt offen." Und dann that der Calculator, als ob das Abiturientenzeugniß ein Schlüssel zu allen Ehren der Welt sei. Im Geheimen aber bangte ihm ein wenig davor, den Familientraum der Ausführung näher zu bringen.

Unterdeß kam ein schwarzer Tag, wo die Fensterladen des Hauses lange geschlossen blieben, das Dienstmädchen mit rothen Augen die Treppe auf und ab lief, der Arzt kam und den Kopf schüttelte, und der alte Herr am Lager seiner Frau das Sammtkäppchen in den gefalteten Händen hielt, während der Sohn schluchzend vor dem Bette kniete und seinen Lockenkopf darauf legte, welchen die Hand der sterbenden Mutter noch zu streicheln versuchte. Drei Tage nach diesem Morgen wurde die Frau Calculatorin begraben, und der alte Herr und Anton saßen am Abend nach dem Begräbniß bleich und einsam einander gegenüber. Anton schlich von Zeit zu Zeit hinter die Stachelbeeren, sich dort in der Stille auszuweinen, und der alte Herr stand häufig von seinem Stuhle auf und ging in die Schlafstube, wo die weiße Gardine mit den beiden Quasten hing, und weinte ebenfalls. Der Jüngling erhielt nach langem Weinen die rothen Backen wieder, der alte Herr kam nicht wieder zu Kräften. Er klagte über nichts, er rauchte seine Pfeife wie immer, er ärgerte sich noch immer, wenn der Kaffe flaute, aber es war kein rechtes Rauchen und auch kein rechter Aerger mehr. Oft sah er seinen Sohn nachdenklich und traurig an, und der junge Gesell konnte nicht errathen, was den Vater so besorgt mache. Als der Vater aber an einem Sonnabend

den Sohn wieder gefragt hatte, ob er noch Kaufmann werden wollte, und Anton zum hundertſten Male verſichert hatte, daß er gerade dies gern wolle, und nichts Anderes, da ſtand der alte Herr entſchloſſen auf, rief das Dienſtmädchen und beſtellte zum nächſten Morgen eine Fuhre nach der Hauptſtadt. Er geſtand dem fragenden Sohne nicht, weshalb er die unerhörte Expedition vornahm. Und er hatte wohl Grund zum Schweigen, der arme alte Herr! Denn wenn er auch ſeit zwanzig Jahren ſtolz geweſen war auf ſeinen großen Handelsfreund, ſo hatte ihm doch immer der Muth gefehlt, ſelbſt vor den Kaufmann zu treten und für ſeinen Sohn einen Platz im Comtoir zu erbitten. Sein Wunſch kam ihm ſehr verwegen vor, und ſeine Anſprüche unermeßlich gering. Oft hatte er ſich's vorgenommen und ſtets hatte er's wieder aufgeſchoben, bis die Sorge um ſeinen Sohn größer wurde, als ſeine Scheu.

Als er den Tag darauf ſehr ſpät aus der Hauptſtadt zurückkehrte, war er in ganz anderer Stimmung, glücklicher als je nach dem Tode der Frau Calculatorin. Er begeiſterte ſeinen Sohn, der ihn in ahnungsvoller Spannung erwartete, durch ſeinen Bericht von der unglaublichen Annehmlichkeit des großen Geſchäftes und der Freundlichkeit des großen Kaufmanns gegen ihn. Er war zu Mittag geladen worden, er hatte Kibitzeier gegeſſen, er hatte griechiſchen Wein aus den Kellern ſeines Freundes getrunken, einen Wein, gegen welchen der beſte Wein im Gaſthofe zu Oſtrau nichtswürdiger Eſſig war; er hatte das Verſprechen erhalten, daß ſein Sohn nach Jahresfriſt in das Comtoir eintreten könne, und einige Wünſche über die Vorbildung, die dafür wünſchenswerth ſei. Schon am nächſten Tage ſaß Anton vor einem gro-

ßen Rechenbuch und disponirte mit unbeschränkter Vollmacht über Hunderttausende von Pfunden Sterling, welche er bald in rheinische Gulden verwandelte, bald in Hamburger Mark Banko umsetzte, als brasilianische Milreis in die Welt flattern ließ, und zuletzt ruhig in mexikanischen Staatspapieren anlegte, an denen er mit größter Sicherheit alle möglichen Interessen bis zu zehn vom Hundert zog. Hatte er auf diese Weise ein colossales Vermögen zusammengescharrt, so ging er in den Garten, ein kleines dünnleibiges Buch in der Hand, welches auf dem Titel versprach, ihn in vier Wochen zu einem fertigen Engländer zu machen. Dort bemühte er sich zum Entsetzen der deutschen Sperlinge und Finken, das A und andere ehrliche Buchstaben auf jede Weise auszusprechen, welche dem Menschen möglich ist, wenn er einen Buchstaben anders ausspricht, als sich mit der Natur und dem Charakter desselben verträgt.

So ging wieder ein Jahr hin, Anton war gerade achtzehn Jahre alt und hatte seine Abiturientenprüfung bestanden; da wurden wieder einmal an einem Morgen die Fensterladen des Calculators nicht zu gehöriger Zeit geöffnet, wieder rannte das Dienstmädchen mit verweinten Augen durch das Haus, und wieder schüttelte die Nachtlampe unzufrieden und kummervoll ihre feurige Mütze. Diesmal lag der alte Herr selbst im Bett und Anton saß vor demselben, beide Hände des Vaters haltend. Der alte Herr aber ließ sich nicht festhalten, sondern starb so eilig als möglich, nachdem er seinen Sohn vielmal gesegnet hatte. Nach einigen Tagen lauten Schmerzes stand Anton allein in der stillen Wohnung, eine Waise, im Anfange eines neuen Lebens.

Der alte Herr war nicht umsonst Calculator gewesen; sein Haushalt war in musterhafter Ordnung, seine sehr geringe Hinterlassenschaft in der geheimen Schublade des Schreibtisches war auf dem gehörigen Blatt Papier zu Heller und Pfennig aufgezeichnet; Alles, was im letzten Jahre durch das Dienstmädchen zerschlagen oder verwüstet worden war, fand sich an der betreffenden Stelle bemerkt und abgerechnet, über Jedes war Disposition getroffen; auch ein Brief an den Kaufherrn fand sich vor, den der Verstorbene noch in den letzten Tagen mit zitternder Hand geschrieben hatte; ein treuer Hausfreund war zum Vormund Antons bestellt und mit dem Verkauf des Hauses und Gartens und seines ganzen Inhalts beauftragt; und Anton trat, vier Wochen nach dem Tode des Vaters, an einem frühen Sommermorgen über die Schwelle des väterlichen Hauses, legte den Schlüssel desselben in die Hand des Vormundes, übergab sein Gepäck einem Fuhrmann und fuhr durch das Thor des Städtchens auf die Hauptstadt zu, den Brief seines Vaters an den Kaufmann in der Tasche.

2.

Schon welkte das frisch gemähete Wiesengras in der Mittagsonne, als Anton dem Nachbar aus Ostrau, der ihn bis zur letzten Station vor der Hauptstadt mitgenommen hatte, die Hand schüttelte und dann rüstig auf der Landstraße vorwärts schritt. Es war ein lachender Sommertag, auf den Wiesen klirrte die Sense des Schnitters am Wetzstein und oben in der Luft sang die unermüdliche Lerche. Vor dem Wanderer strich die Landschaft in hügelloser Ebene fort, am Horizont hinter ihm erhob sich der blaue Zug des Gebirges. Kleine Bäche von Erlen und Weidengruppen eingefaßt durchrannen lustig die Landschaft, jeder Bach bildete ein Wiesenthal, das auf beiden Seiten von üppigen Getreidefeldern begrenzt wurde. Von allen Seiten stiegen die hellen Glockenthürme der Kirchen aus dem Boden auf, jeder als Mittelpunkt einer Gruppe von braunen und rothen Dächern, die mit einem Kranz von Gehölz umgeben waren. Bei vielen Dörfern konnte man an der stattlichen Baumallee und dem Dach eines großen Gebäudes den Rittersitz erkennen, welcher neben den Dorfhäusern lag, wie der Schäferhund neben der wolligen Heerde.

Anton eilte vorwärts, wie auf Sprungfedern fortgeschnellt. Vor ihm lag die Zukunft, sonnig gleich der Flur, ein Leben voll strahlender Träume und grüner Hoffnungen.

Nach langer Trauer in der engen Stube pochte heut sein Herz zum ersten Mal wieder in kräftigen Schlägen; in der Fülle der Jugendkraft strahlte sein Auge und lachte sein Mund. Alles um ihn glänzte, duftete, wogte wie in elektrischem Feuer, in langen Zügen trank er den berauschenden Wohlgeruch, der aus der blühenden Erde aufstieg. Wo er einen Schnitter im Felde traf, rief er ihm zu, daß heut ein guter Tag sei, und einen guten Tag rief jeder Mund dem schmucken Jüngling zurück. Im Getreidefelde neigten sich die Aehren am schwanken Stiel auf ihn zu, sie nickten und grüßten, und in ihrem Schatten schwirrten unzählige Grillen ihren Gesang: Lustig, lustig im Sonnenschein! Auf der Weide saß ein Volk Sperlinge, die kleinen Barone des Feldes flüchteten nicht, als er vor dem Stamm stehen blieb, ja sie beugten die Hälse herunter und schrieen ihn an: „Guten Tag, Wandersmann, wohin, wohin?" Und Anton sagte leise: „Nach der großen Stadt, in das Leben." „Gutes Glück," schrieen die Sperlinge, „frisch vorwärts!"

Anton durchschritt auf dem Fußpfad einen Wiesengrund, ging über eine Brücke und sah sich in einem Wäldchen mit gut erhaltenen Kieswegen. Immer mehr nahm das Gebüsch den Charakter eines gepflegten Gartens an, der Wandrer bog um einige alte Bäume und stand vor einem großen Rasenplatz. Hinter diesem erhob sich ein Herrenhaus mit zwei Thürmchen in den Ecken und einem Balcon. Wer auf dem Balcon stand, konnte über den Grasplatz hinüber durch eine Oeffnung in den Baumgruppen die schönsten Umrisse des fernen Gebirges sehen. An den Thürmchen liefen Kletterrosen und wilder Wein in die Höhe, und unter dem

Balcon öffnete sich gastlich eine Halle, welche mit blühenden Sträuchern ausgeschmückt war. Es war kein prunkender Landsitz, und es gab viele größere und schönere in der Umgegend, aber es war doch ein stattlicher Anblick, sehr imponirend für Anton, der, in einer kleinen Stadt aufgewachsen, nur selten den behaglichen Wohlstand eines Gutsbesitzers in der Nähe gesehen hatte. Alles erschien ihm sehr prächtig und großartig! Die zierlich geformten Blumenbeete in dem geschorenen Sammt des Rasens, die bunten Gruppen der Glashauspflanzen, der fröhliche Schmuck, den die Hand des Gärtners um das Herrenhaus herum angebracht hatte, das alles sah ihm in dem reinen Lichte und der Ruhe des Sonnentages aus, wie ein Bild aus fernem Lande. Der glückliche Jüngling gerieth in ein so träumerisches Entzücken, daß er sich in den Schatten eines großen Fliederstrauches am Wege setzte und hinter dem Busch verborgen lange Zeit auf das anmuthige Bild hinstarrte. Wie glücklich mußten die Menschen sein, welche hier wohnten, wie vornehm und wie edel! Auf dieser Seite schöne Blüthen und große Bäume, auf der andern Seite wahrscheinlich ein weiter Hofraum mit Scheuern und Ställen, viele Pferde darin, große Rinder und unzählige feinwollige Schafe. Denn schon vor dem Eintritt in den Park hatte Anton auf eingehegtem Wiesenraum eine Anzahl Füllen gesehn und ihre lustigen Sprünge beobachtet. Der Respect vor Allem, was stattlich, sicher und mit Selbgefühl in der Welt auftritt, war ihm, dem armen Sohn des Calculators, angeboren, und wenn er jetzt in der reinen Freude über die Pracht, welche ihn umgab, an sich selbst dachte, erschien er sich als

höchst unbedeutend, als gar nicht der Rede werth, als eine Art gesellschaftlicher Däumling, winzig, kaum sichtbar im Grase. Unwillkürlich fuhr er in die Rocktasche, seine Handschuhe herauszuholen. Sie waren von gelbem Zwirn, und noch seine gute Mutter hatte gesagt, sie sähen ganz aus wie seidene, und seidene Handschuhe galten in Ostrau für den höchsten Luxus. Der arme Junge zog mit ihnen die Ueberzeugung an, daß er durch sie seiner jetzigen Umgebung doch um einige Gran würdiger werde.

Lange saß er in tiefer Einsamkeit, endlich kam Bewegung in das stille Bild. Auf den Balcon des Hauses trat durch die geöffnete Thür eine zierliche Frauengestalt im hellen Sommerkleide mit weiten Spitzenärmeln und einer liebenswürdigen Frisur, wie sie Anton von alten Rococobildern her kannte; er konnte deutlich die feinen Züge ihres Gesichts erkennen und den klaren Blick des Auges, welcher auf dem Rasenplatz unter ihren Füßen ruhte. Die Dame stand auf das Geländer gestützt bewegungslos wie eine Statue und Anton sah ehrerbietig zu ihr hinauf. Endlich flog aus der offenen Thür hinter der Dame ein bunter Papagei, setzte sich auf ihre Hand und ließ sich von ihr liebkosen. Dies glänzende Thier steigerte Antons Bewunderung. Und als dem Papagei ein fast erwachsenes Mädchen folgte, welches schmeichelnd den Hals der schönen Frau umschlang, und als die Dame zärtlich die Wange des Mädchens an die ihre drückte, und als der Papagei auf die Köpfe der beiden Damen flog und laut schreiend von einer Schulter zur andern sprang, da wurde das Gefühl der Verehrung in Anton so lebhaft, daß er vor innerer Aufregung er-

röthete und ſich tiefer in den Schatten des Gebüſches zurückzog.

Er dachte an die beiden ſchönen Frauengeſtalten auf dem Balcon und ging mit elaſtiſchem Schritt wie Einer, dem etwas Fröhliches begegnet iſt, den breiten Weg zurück, um einen Ausgang aus dem Garten zu finden. Da hörte er hinter ſich das Schnauben eines Pferdes. Auf einem ſchwarzen Pony kam die jüngere der beiden Damen in ſeinem Wege geritten, die ſchlanke Geſtalt ſaß ſicher auf dem Pferde und gebrauchte einen Sonnenſchirm als Reitgerte. Die Damenwelt von Oſtrau hatte nicht die Gewohnheit, auf kleinen Pferden umherzureiten. Nur einmal hatte Anton eine Kunſtreiterin geſehen mit ſehr rothen Wangen und einem langen rothen Kleide, welche, begleitet von einem großen ſchwarzbärtigen Herrn, hinter dem luſtigen Bajazzo durch die Straßen ritt und an jeder Straßenecke anhielt, wo ihr Pferd einen Sprung machte, und Bajazzo unerhört lächerliche Worte zu der verſammelten Jugend ſprach. Schon damals hatte er mit unſäglicher Bewunderung die ſchöne Reiterin betrachtet, und jetzt war er ganz der Mann, daſſelbe Gefühl wo möglich in ſtärkerem Grade zu empfinden. Er blieb ſtehen und machte der Reiterin eine ehrfurchtsvolle Verbeugung. Dieſe erwiederte die Huldigung mit graziöſem Kopfnicken, worauf ſie plötzlich ihr Pferd anhielt und freundlich frug: „Suchen Sie Jemand hier? Vielleicht wünſchen Sie meinen Vater zu ſprechen.“

„Ich bitte um Verzeihung,“ ſagte Anton mit tiefſter Ehrerbietung. „Wahrſcheinlich bin ich auf einem Wege, der

Fremden nicht erlaubt ist. Ich kam den Fußsteig über die Wiesen und sah kein Thor und keinen Zaun."

„Das Thor ist auf der Brücke, es steht am Tage offen," belehrte das Fräulein gnädig auf Anton sehend; denn da Ehrfurcht nicht gerade das gewöhnliche Gefühl ist, welches vierzehnjährige Fräulein einflößen, so war ihr die massenhafte Anhäufung dieser Empfindung bei Anton außerordentlich wohlthuend.

„Da Sie im Garten sind, wollen Sie sich nicht darin umsehen? Es wird uns freuen, wenn er Ihnen gefällt," fügte sie mit Würde hinzu.

„Ich habe mir die Freiheit genommen," erwiederte Anton wieder mit einer Verbeugung, „ich war bis dort oben am Rasenplatz vor dem Schloß. Er ist prächtig!" rief der ehrliche Junge begeistert aus.

„Ja," sagte die Dame, immer noch den Pony anhaltend, „Mama hat selbst dem Gärtner Alles angegeben."

„Also die gnädige Frau, welche vorhin auf dem Balcon stand, ist Ihre Frau Mutter?" frug Anton schüchtern.

„Ah! Sie haben uns belauscht," rief die Kleine und sah ihn vornehm an. „Wissen Sie, daß das nicht hübsch war?"

„Seien Sie mir deßhalb nicht böse," bat Anton demüthig, „ich trat sogleich zurück, aber es sah wunderschön aus. Die beiden Damen neben einander, die Büschel blühender Rosen und das zackige Weinlaub um Sie herum. Ich werde das nicht vergessen," fügte er ernsthaft hinzu.

„Er ist allerliebst!" dachte das Fräulein. „Da Sie so viel von unserm Garten gesehen haben," sagte sie herablas-

ſend, „ſo müſſen Sie auch auf die Punkte gehen, wo Ausſichten ſind. Ich reite dorthin — wenn Sie mir folgen wollen.“

Anton folgte in der glücklichſten Stimmung. Das Fräulein redete ihrem Pferde zu, im Schritt zu gehen, und machte den Erklärer. Sie zeigte ihm große Baumgruppen und freundliche Ausſichten auf die Landſchaft, legte dabei einen Theil ihrer Majeſtät ab und wurde geſprächig. Bald plauderten Beide ſo ungezwungen, wie alte Bekannte. Endlich ſtieg das Fräulein ab, als ihr einige Stufen eine ſchickliche Veranlaſſung gaben, und führte das Pferd am Zügel; darauf wagte Anton den Hals des Schwarzen zu ſtreicheln, was der Pony wohlwollend aufnahm und ſeinerſeits dem Fremdling die Rocktaſchen beroch.

„Er hat Zutrauen zu Ihnen,“ ſagte das Fräulein, „er iſt ein kluges Thier.“ Sie warf ihm die Zügel über den Kopf und gab ihm einen Schlag, worauf der Pony in kurzen Sprüngen davonrannte. „Wir kommen in den Blumengarten, da darf er nicht hinein; er läuft zum Stall zurück, er iſt's gewöhnt.“

„Dieſer Pony iſt ein Wunder von einem Pferde,“ rief ihm Anton nach.

„Ich bin ſein Liebling,“ ſagte das Fräulein beiſtimmend, „er folgt mir auf's Wort.“ Anton fand die Anhänglichkeit des Pony natürlich, ſetzte dieſelbe Empfindung beim Papagei voraus und war geneigt zu behaupten, daß alle übrige Creatur der Erde eine ähnliche Stimmung gegen ſeine Führerin haben müſſe.

„Ich denke, Sie ſind von Familie,“ frug die junge

Dame plötzlich, stemmte ihren Schirm gegen einen Baumast und sah Anton mit altklugem Blick an.

„Nein," sagte der Sohn des Calculators traurig, „mein Vater starb vor vier Wochen, es ist ein Jahr, daß meine gute Mutter todt ist, ich bin allein, ich gehe nach der Hauptstadt." Seine Lippen zuckten bei der Erinnerung an den jüngsten Verlust.

Erschrocken sah das Fräulein den Schmerz im Gesicht des Fremden. „Sie armer, armer Herr!" rief sie gerührt und verlegen. „Kommen Sie schnell, ich will Ihnen noch etwas zeigen. Hier sind die Frühbeete; hier ist das Beet mit Erdbeeren, es sind noch einige darin. — Franz, bringen Sie den Teller mit Beeren," rief sie dem Gärtner zu. Franz eilte damit herbei. Eifrig ergriff das Fräulein den Teller und bot die Beeren unserm Helden mit gütigem Lächeln: „Hier, mein Herr! Haben Sie die Güte, dies von mir anzunehmen. Vom Hause meines Vaters darf kein Gast scheiden, ohne von dem Besten zu kosten, das uns die Jahreszeit giebt. Bitte, nehmen Sie," bat sie dringend.

Anton hielt den Teller in der Hand und sah aus feuchten Augen herzlich nach der jungen Dame.

„Ich esse mit Ihnen," sagte das Fräulein und faßte zwei Beeren. Darauf leerte Anton gehorsam den Teller.

„Jetzt führe ich Sie noch aus dem Garten," sprach die Dame. Der Gärtner öffnete respectvoll eine kleine Seitenthür, und das Fräulein geleitete den Reisenden bis an einen Teich, auf dem alte und junge Schwäne ruderten.

„Sie kommen heran," rief Anton freudig.

„Sie wissen, daß ich etwas für sie in der Tasche habe,"

ſagte ſeine Begleiterin und löſte die Kette eines Kahns. — „Steigen Sie ein, mein Herr, ich fahre Sie hinüber, dort drüben iſt Ihr Weg.“

„Ich darf Sie nicht ſo bemühen,“ ſagte Anton und zauderte einzutreten.

„Ohne Widerſpruch,“ befahl das Fräulein, „es geſchieht gern.“ Sie ſetzte ſich auf die Steuerbank und drückte das Waſſer mit dem leichten Ruder geſchickt hinter den Kahn. So fuhr ſie langſam über den Teich, die Schwäne zogen ihr nach, ſie hielt von Zeit zu Zeit an und warf ihnen einige Biſſen zu.

Anton ſaß ihr ſelig gegenüber. Er war wie verzaubert. Im Hintergrund das dunkle Grün der Bäume, um ihn die klare Fluth, welche leiſe an dem Schnabel des Kahns rauſchte, ihm gegenüber die ſchlanke Geſtalt der Schifferin, die ſtrahlenden blauen Augen, das edle Geſicht, geröthet durch ein liebliches Lächeln, und hinter ihnen her das Volk der Schwäne, das weiße Gefolge der Herrin dieſer Fluth. Es war ein Traum, ſo lieblich, wie ihn nur die Jugend träumt.

Der Kahn ſtieß an das Ufer, Anton ſtieg heraus und rief: „Leben Sie wohl!“ und unwillkürlich ſtreckte er ihr die Hand entgegen. „Leben Sie wohl,“ ſagte die Kleine und berührte ſeine Hand mit den Fingerſpitzen. Sie wandte den Kahn und fuhr langſam zurück. Anton ſprang über den Raſen bis auf den erhöhten Weg und ſah von dort auf das Waſſer. Der Kahn landete an einer Baumgruppe, das Fräulein wandte ſich noch einmal nach ihm um, dann verſchwand ſie hinter den Bäumen. Durch eine Oeffnung des Parkes ſah Anton das Schloß vor ſich liegen, hoch und

vornehm ragte es über die Ebene. Luftig flatterte die Fahne auf dem Thürmchen, und kräftig glänzte im Sonnenschein das Grün der Schlingpflanzen, welche den braunen Stein der Mauern überzogen.

„So fest, so edel!“ sagte Anton vor sich hin.

„Wenn du diesem Baron aufzählst hunderttausend Thalerstücke, wird er dir doch nicht geben sein Gut, was er hat geerbt von seinem Vater,“ sprach eine scharfe Stimme hinter Antons Rücken. Dieser wandte sich zornig um, das Zauberbild verschwand, er stand in dem Staube der großen Landstraße. Neben ihm lehnte an einem Weidenstamm ein junger Bursche in ärmlichem Aufzuge, welcher ein kleines Bündel unter dem Arme hielt und mit ruhiger Unverschämtheit unsern Helden anstarrte.

„Bist du's, Veitel Itzig!“ rief Anton, ohne große Freude über die Zusammenkunft zu verrathen. Junker Itzig war keine auffallend schöne Erscheinung, hager, bleich, mit röthlichem krausem Haar, in einer alten Jacke und defecten Beinkleidern sah er so aus, daß er einem Gensdarmen ungleich interessanter sein mußte, als andern Reisenden. Er war aus Ostrau, ein Kamerad Antons von der Bürgerschule her. Anton hatte in früherer Zeit Gelegenheit gehabt, durch tapfern Gebrauch seiner Zunge und seiner kleinen Fäuste den Judenknaben vor Mißhandlungen muthwilliger Schüler zu bewahren und sich das Selbstgefühl eines Beschützers der unterdrückten Unschuld zu verschaffen. Namentlich einmal in einer düstern Schulscene, in welcher ein Knackwürstchen benutzt wurde, um verzweifelte Empfindungen in Itzig hervorzurufen, hatte Anton so wacker für Itzig plai-

dirt, daß er selbst ein Loch im Kopfe davontrug, während seine Gegner weinend und blutrünstig hinter die Kirche rannten und selbst die Knackwurst aufaßen. Seit diesem Tage hatte Itzig eine gewisse Anhänglichkeit an Anton gezeigt, welche er dadurch bewies, daß er sich bei schweren Aufgaben von seinem Beschützer helfen ließ und gelegentlich ein Stück von Antons Butterssemmel zu erobern wußte, Anton aber hatte den unliebenswürdigen Burschen gern geduldet, weil ihm wohlthat, einen Schützling zu haben, wenn dieser auch im Verdacht stand, Schreibfedern zu mausen und später an Begüterte wieder zu verkaufen. In den letzten Jahren hatten die jungen Leute einander wenig gesehen, gerade so oft, daß Itzig Gelegenheit erhielt, die vertraulichen Formen des Schulverkehrs durch gelegentliche Anreden und kleine Spöttereien aufzufrischen.

„Die Leute sagen, daß du gehst nach der großen Stadt, um zu lernen das Geschäft," fuhr Veitel fort. „Du wirst lernen, wie man Düten dreht und Syrup verkauft an die alten Weiber; ich gehe auch nach der Stadt, ich will machen mein Glück."

Anton antwortete unwillig über die freche Rede und über das vertrauliche Du, das der Kamerad aus der Elementarschule immer noch gegen ihn wagte: „So gehe deinem Glück nach und halte dich nicht bei mir auf."

„Es hat keine Eil'," entgegnete Veitel nachlässig, „ich will warten, bis auch du gehst, wenn dir meine Kleider nicht sind zu schlecht." Diese Berufung auf Antons Humanität hatte die Folge, daß Anton sich schweigend die Gegenwart des unwillkommenen Gefährten gefallen ließ. Er warf

noch einen Blick nach dem Schloſſe und ſchritt dann ſtumm auf der Landſtraße fort, Itzig immer einen halben Schritt hinter ihm. Endlich wandte ſich Anton um und frug nach dem Eigenthümer des Schloſſes.

Wenn Veitel Itzig nicht ein Hausfreund des Gutsbeſitzers war, ſo mußte er doch zum wenigſten ein vertrauter Freund ſeines Pferdejungen ſein; denn er war bekannt mit vielen Verhältniſſen des Freiherrn, der in dem Schloſſe wohnte. Er berichtete, daß der Baron nur zwei Kinder habe, dagegen eine ausgezeichnete Schafheerde auf einem großen ſchuldenfreien Gut. Der Sohn ſei auswärts auf einer Schule. Als Anton mit lebhaftem Intereſſe zuhörte und dies durch ſeine Fragen verrieth, ſagte Itzig endlich: „Wenn du willſt haben das Gut von dieſem Baron, ich will dir's kaufen."

„Ich danke," antwortete Anton kalt; „er würde es nicht verkaufen, haſt du mir eben geſagt."

„Wenn Einer nicht will verkaufen, muß man ihn dazu zwingen," rief Itzig.

„Du biſt der Mann dazu," ſprach Anton.

„Ob ich bin der Mann, oder ob es iſt ein Anderer; es iſt doch zu machen, daß man kauft von jedem Menſchen, was er hat. Es giebt ein Recept, durch das man kann zwingen einen Jeden, von dem man etwas will, auch wenn er nicht will."

„Muß man ihm einen Trank eingeben," frug Anton mit Verachtung, „oder ein Zauberkraut?"

„Tauſendgüldenkraut heißt das Kraut, womit man Vieles kann machen in der Welt," erwiederte Veitel, „aber

wie man es muß machen, daß man auch als kleiner Mann kriegen kann ſo ein Gut, wie des Barons Gut, das iſt ein Geheimniß, welches nur Wenige haben. Wer das Geheimniß hat, wird ein großer Mann, wie der Rothſchild, wenn er lange genug am Leben bleibt."

„Wenn er nicht vorher feſtgeſetzt wird," warf Anton ein.

„Nichts eingeſteckt!" antwortete Veitel. „Wenn ich nach der Stadt gehe zu lernen, ſo gehe ich zu ſuchen die Wiſſenſchaft, ſie ſteht auf Papieren geſchrieben. Wer die Papiere finden kann, der wird ein mächtiger Mann: ich will ſuchen dieſe Papiere, bis ich ſie finde."

Anton ſah ſeinen Reiſegefährten von der Seite an, wie man einen Menſchen anſieht, deſſen Verſtand in der Irre luſtwandelt, und ſagte endlich mitleidig: „Du wirſt ſie nirgend finden, armer Veitel."

Itzig aber fuhr fort, ſich vertraulich an Anton drängend: „Was ich dir ſage, das erzähle Keinem weiter. Die Papiere ſind geweſen in unſrer Stadt, Einer hat ſie gekriegt von einem alten ſterbenden Bettler, und iſt geworden ein mächtiger Mann; der alte Schnorrer hat ſie ihm gegeben in einer Nacht, wo der Andere hat gebetet an ſeinem Lager, ihm zu vertreiben den Todesengel."

„Und kennſt du den Mann, der die Papiere hat?" frug Anton neugierig.

„Wenn ich ihn weiß, ſo werde ich es doch nicht ſagen," antwortete Veitel ſchlau, „aber ich werde finden das Recept. Und wenn du haben willſt das Gut des Barons, und ſeine Pferde und Kühe und ſeinen bunten Vogel, und den Backfiſch, ſeine Tochter, ſo will ich dir's ſchaffen aus alter

Freundschaft, und weil du ausgehauen hast die Bocher in der Schule für mich.“

Anton war entrüstet über die Frechheit seines Gefährten. „Hüte dich nur, daß du kein Schuft wirst, du scheinst mir auf gutem Wege zu sein,“ sagte er zornig und ging auf die andere Seite der Straße.

Itzig ließ sich durch diesen guten Rath nicht anfechten, sondern pfiff ruhig vor sich hin. So schritten die beiden Reisenden in langem Schweigen, welches Itzig unbefangen beim nächsten Dorfe unterbrach, indem er seinem Begleiter wieder Namen und Vermögensverhältnisse des Rittergutes angab. Und diese belehrende Unterhaltung wiederholte sich bei jedem Dorf, bis Anton ganz betroffen wurde über die ausgebreiteten statistischen Kenntnisse seines Gefährten. Endlich verstummten Beide und legten die letzte Meile, ohne ein Wort zu sprechen, neben einander zurück.

3.

Der Freiherr von Rothſattel gehörte zu den wenigen Menſchen, welche nicht nur von aller Welt glücklich geprieſen werden, ſondern auch ſich ſelbſt für glücklich halten. Er ſtammte aus einem ſehr alten Hauſe. Ein Rothſattel war ſchon in den Kreuzzügen nach dem Morgenlande geritten. Wenigſtens wurde in der Familie ein Rococco-Flacon von buntem Glas als orientaliſches Fläſchchen aufbewahrt, zum Beweis für die Exiſtenz des Ahnherrn und zur Erinnerung an die ſchöne Zeit der Kreuzzüge. Ein anderer Rothſattel hatte einen Haufen Bergleute gegen die Huſſiten geführt und war mit dem ganzen Haufen zu ſeiner und des Herrn Ehre erſchlagen worden. Wieder einer war Fähnrich in dem Heere des Moritz von Sachſen geweſen, er galt für den Stifter der Linie Rothſattel-Steigebügel, und ſein kriegeriſches Bildniß hing noch im Thurmzimmer des Schloſſes. Ein anderer hatte ſich im dreißigjährigen Kriege bei verſchiedenen Armeen und auf eigene Fauſt gerührt; die Familienſage meldete von ihm, er ſei ein ſehr dicker Herr und ein großer Trinker geweſen, von kräftiger Suade und etwas freien Sitten. Er war als Erſter des Geſchlechtes in die Gegend gekommen, in welcher dieſe Erzählung verlaufen ſoll, und hatte eine Anzahl Landgüter auf irgend eine Weiſe in Beſitz genommen. Unter den Kinderfrauen der Familie beſtand ſeit alter Zeit die

düstere Ueberzeugung, daß dieser dicke Herr zuweilen im Keller auf einer großen Krauttonne zu sehen sei, wo er als ruheloser Geist sitze und ächze, zur Strafe für schauderhafte Vergehungen gegen die Tugend seiner weiblichen Zeitgenossen. Wieder ein anderer Vorfahr war kaiserlicher Rath zu Wien gewesen; der Urgroßvater des gegenwärtigen Besitzers war von dem großen König der Preußen starr angesehen und darauf mit Wohlwollen angeredet worden. Auch der Großvater war zu seiner Zeit ein unternehmender und vielbesprochener Cavalier gewesen, der in der Armee keine Lorbeeren gefunden und sich resignirt hatte, dieselben im Boudoir galanter Damen und am grünen Tisch zu suchen. Leider waren ihm dabei seine Güter lästig geworden und aus den Händen geglitten. Sein Sohn endlich, der Vater des gegenwärtigen Besitzers, war ein einfacher Landedelmann von mäßigem Geiste, der nach langen Processen das eine stattliche Gut aus den Trümmern des Familienvermögens rettete und sein Leben damit zubrachte, dasselbe für seine Nachkommen schuldenfrei zu machen. Die Rothsattel haben von je in dem Ruf gestanden, starke Nachkommenschaft zu hinterlassen, und alle ältern Damen aus der Familie erklärten diese Eigenheit — so höchst achtungswerth sie auch sonst sei — doch für den einzigen Grund, daß das berühmte Haus nicht dazu gekommen war, die neunzinkige Grafenkrone oder gar den geschlossenen Reif eines Titularfürstenthums auf dem Wappenhelm seines Seniors zu sehen. Gegenüber dem alten Brauch seines Hauses erwies der Vater auch dadurch seinen bescheidenen Sinn, daß er nur einen Sohn hinterließ.

Der gegenwärtige Besitzer des Gutes hatte in einem Garderegiment gedient, wie dem Sproß eines so kriegerischen Hauses ziemte. Er hatte dort den Ruf eines vollendeten Edelmanns erworben. Er war brauchbar im Dienst und ein vortrefflicher Kamerad gewesen, wohlbewandert in allen ritterlichen Uebungen, zuverlässig in Ehrensachen. Er hatte bei Hofbällen stets schicklich dagestanden, und so oft er von einer Prinzeß befohlen wurde, mit guter Haltung getanzt. Auch als Mann von Charakter hatte er sich gezeigt, da er aus wirklicher Neigung ein armes Hoffräulein heirathete, eine liebenswürdige junge Dame, deren Abgang aus den Quadrillen des Hofes lebhafte Betrübniß in allen Männerherzen hervorrief. Mit seiner Gemahlin hatte sich der Freiherr als verständiger Mann in die Provinz zurückgezogen, hatte durch eine Reihe von Jahren fast ausschließlich für seine Familie gelebt und dadurch den Vortheil errungen, daß seine Regimentsschulden sämmtlich bezahlt und seine Ausgaben nicht größer waren, als seine Einnahmen. Sein Haus war vortrefflich eingerichtet, die geringe Aussteuer seiner Frau war dazu benützt worden, ihr durch Einrichtung des Parks eine große Freude zu machen. Der Freiherr hielt einen Weinkeller von guten Tischweinen, hatte zwei prächtige Wagenpferde und zwei elegante Reitpferde ging jeden Morgen durch die Wirthschaft und ritt jeden Nachmittag auf's Feld, hielt viel auf seine Schafheerde und setzte einen Stolz darein, seine feine Wolle gut waschen zu lassen. Er war ein durchaus ehrlicher Mann, noch jetzt eine imponirend schöne Gestalt, verstand würdig zu repräsentiren und einen gastfreien Wirth zu machen, und liebte seine Frau

wo möglich noch mehr als in den ersten Monaten nach seiner Vermählung. Kurz er war das Musterbild eines adligen Rittergutsbesitzers. Er war kein übermäßig reicher Herr, ungefähr das, was man einen Fünftausendthalermann nennt, und hätte sein schönes Gut in günstigen Zeiten wohl um vieles höher verkaufen können, als der scharfsinnige Itzig annahm. Er hätte das aber mit Recht für eine große Thorheit gehalten. Zwei gesunde und fähige Kinder vollendeten das Glück seines Haushaltes, der Sohn war im Begriff, als Militär die Familiencarriere zu beginnen, die Tochter sollte noch einige Jahre unter den Flügeln der Mutter leben, bevor sie in die große Welt trat.

Wie alle Menschen, welchen das Schicksal Familienerinnerungen aus alter Zeit auf einen Schild gemalt und an die Wiege gebunden hat, war auch unser Freiherr geneigt, viel an die Vergangenheit und Zukunft seiner Familie zu denken. An seinem Großvater war die trübe Erfahrung gemacht worden, daß ein einziger ungeordneter Geist hinreicht, das auseinander zu streuen, was emsige Vorfahren an Goldkörnern und Ehren für ihre Nachkommen gesammelt haben. Er hätte deßhalb gern sein Haus für alle Zukunft vor dem Herunterkommen gesichert, hätte gern sein schönes Gut in ein Majorat verwandelt und dadurch leichtsinnigen Enkeln erschwert, zwar nicht Schulden zu machen, aber dieselben zu bezahlen. Doch die Rücksicht auf seine Tochter hielt ihn von diesem Schritte ab, es kam seinem ehrlichen Gefühl ungerecht vor, dies geliebte Kind wegen künftiger ungewisser Rothsattel zu enterben. Und er empfand mit Schmerz, daß sein altes Geschlecht in der nächsten Generation in dieselbe

Lage kommen werde, in der die Kinder eines Beamten oder eines Krämers ſind, in die unbequeme Lage, ſich durch eigene Anſtrengung eine mäßige Exiſtenz ſchaffen zu müſſen. Er hatte oft verſucht, von ſeinen Erträgen zurückzulegen, indeß die Gegenwart war dazu wirklich nicht geeignet; überall fing man an mit einer gewiſſen Reichlichkeit zu leben, mehr auf elegante Einrichtung und den zahlloſen kleinen Schmuck des Daſeins zu halten. Und was er in günſtigen Jahren etwa geſpart hatte, das war auf kleinen Badereiſen, welche die zarte Geſundheit ſeiner Frau nach der Behauptung des Arztes nothwendig machte, immer wieder ausgegeben worden. Der Gedanke an die Zukunft ſeiner Familie beſchäftigte den Freiherrn auch heut, als er auf ſeinem Halbblut durch die große Kaſtanienallee dem Schloſſe zuſprengte. Es war eine ſehr kleine Wolke, welche unter dem Sonnenſchein ſeiner Seele dahinfuhr, ſie verſchwand im Nu, als er Gewänder vor ſich flattern ſah und ſeine Gemahlin erkannte, welche mit der Tochter ihm entgegeneilte. Er ſprang vom Pferde, küßte ſein Lieblingskind auf die Stirn und ſagte vergnügt zu ſeiner Frau: „Wir haben vortreffliches Wetter zur Heuerndte, es wird nach Kräften eingefahren, der Amtmann behauptet, wir hätten noch nie ſo viel Futter gemacht.“

„Du haſt Glück, Oscar,“ ſagte die Baronin zärtlich zu ihm aufblickend.

„Wie immer ſeit ſiebzehn Jahren, ſeit ich dich heimgeführt habe,“ antwortete der Gemahl mit einer Artigkeit, die von Herzen kam.

„Heut ſind es ſiebzehn Jahr,“ rief die Baronin, „ſie ſind vergangen, wie ein Sommertag. Wir ſind ſehr glück-

lich gewesen, Oscar.“ Sie schmiegte sich an seinen Arm und sah dankend zu ihm auf.

„Gewesen?“ frug der Freiherr, „ich denke, wir sind's noch. Und ich sehe nicht ein, weßhalb es nicht weiter so fortgehen soll.“

„Berufe es nicht,“ bat die Baronin. „Mir ist manchmal, als könnte so viel Sonnenschein nicht ewig währen; ich möchte demüthig entbehren und fasten, um den Neid des Schicksals zu versöhnen.“

„Nun,“ sagte der Freiherr gutmüthig, „das Schicksal läßt uns auch nicht ungezaust. Die Donnerwetter fehlen uns nicht, aber diese kleine Hand erhebt sich zur Beschwörung und sie ziehen vorüber. Hast du nicht Aerger genug mit dem Haushalt, den Tollheiten der Kinder, und zuweilen mit deinem Tyrannen, daß du dir mehr ersehnst?“

„Du lieber Tyrann!“ rief die Baronin. „Dir danke ich dies Glück. Und wie fühle ich es. Nach siebzehn Jahren bin ich immer noch stolz darauf, einen so stattlichen Hausherrn zu haben, ein so schönes Schloß und ein so großes Gut, wo jeder Fußtritt des Bodens auch mir gehört. Als du mich, das arme Fräulein, mit meinen Fähnchen und dem Schmuckkästchen, das ich der Gnade der Herrschaften verdanke, in dein Haus führtest, da erst lernte ich erkennen, welche Seligkeit es ist, im eigenen Hause als Herrin zu regieren, und dem Willen keines Andern zu gehorchen, als dem des geliebten Mannes.“

„Du hast doch Vieles aufgegeben um meinetwillen,“ sagte der Freiherr. „Oft habe ich gefürchtet, daß unser

Landleben dir, dem Günstling der verstorbenen Prinzeß, zu einsam und klein erscheinen würde."

„Dort war ich Dienerin, hier bin ich Herrin," sagte die Baronin lachend. „Außer meiner Toilette hatte ich nichts, was mir selbst gehörte. Immer in den langweiligen Stuben der Hoffräulein umherziehen, an allen Abenden zu der letzten Rolle verurtheilt sein, und dabei die Angst haben, daß das immer so fortgehen soll, bis man alt wird in ewigen Zerstreuungen, ohne eigenes Leben! Du weißt, daß mich das oft traurig gemacht hat. Hier sind die Ueberzüge unserer Möbeln nicht von schwerem Seidenstoff und in unserm Saal steht keine Tafel aus Malachit, aber was im Hause ist, gehört mir." Sie schlang ihren Arm um den Freiherrn: „Du gehörst mir, die Kinder, das Schloß, unsere silbernen Armleuchter."

„Die neuen sind nur Composition," warf der Freiherr ein.

„Das sieht Niemand," erwiederte seine Gemahlin fröhlich. „Und wenn ich das Porcellan ansehe, und am Rande dein und mein Wappen erblicke, so schmecken mir unsere zwei Schüsseln zehnmal so gut, als die vielen Gänge der Hofküche. Und vollends die großen Hoftage und unsere Marschallstafel, wo Jeder den Andern zum Verzweifeln genau kannte, und Jeder dem Andern zum Verzweifeln gleichgültig war."

„Du bist ein glänzendes Beispiel von Genügsamkeit," sagte der Freiherr. „Um deinetwillen und wegen der Kinder wollte ich, dies Gut wäre zehnmal so groß, und unsere Einnahme so, daß ich dir einen Pagen halten könnte, Frau Marquise, und außer der Wirthschafterin ein Paar Hoffräulein."

„Nur kein Fräulein," bat die Baronin, „und was den Pagen betrifft, so braucht man keinen, wenn man einen Cavalier hat, der so aufmerksam ist, wie du."

So schritt der Freiherr behaglich zwischen den beiden Frauen dem Schlosse zu. Lenore hatte sich unterdeß der Zügel seines Reitpferdes bemächtigt und redete dem Pferde freundlich zu, so wenig Staub als möglich zu machen.

„Dort hält ein fremder Wagen, ist Besuch gekommen?" frug der Freiherr, als sie sich dem Hofe näherten.

„Es ist nur Ehrenthal," antwortete die Baronin, „er wartet auf dich und hat bereits seinen ganzen Vorrath von schönen Redensarten an uns verschwendet; Lenore ließ ihrem Uebermuth die Zügel schießen, und es war hohe Zeit, daß ich sie wegführte; dem drolligen Manne wurde angst bei der Koketterie des unartigen Kindes."

Der Freiherr lächelte. „Mir ist er immer noch der liebste aus dieser Klasse von Geschäftsleuten," sagte er; „sein Benehmen ist wenigstens nicht abstoßend, und ich habe ihn in dem langen Verkehr stets zuverlässig gefunden. — Guten Tag, Herr Ehrenthal, was führt Sie zu mir?"

Herr Ehrenthal war ein wohlgenährter Herr in seinen besten Jahren mit einem Gesicht, welches zu rund war, zu gelblich und zu schlau, um schön zu sein; er trug Gamaschen an den Füßen, eine diamantene Busennadel auf dem Hemd und schritt mit großen Bücklingen und tiefen Bewegungen des Hutes durch die Allee dem Baron entgegen.

„Ihr Diener, gnädiger Herr," antwortete er mit ehrerbietigem Lächeln, „wenn mich auch nichts herführt von Geschäften, so werde ich Sie doch bitten, Herr Baron, daß Sie

mir manchmal erlauben, herumzugehen in Ihrer Wirthschaft, damit ich in meinem Herzen eine Freude habe. Es ist mir eine Erholung von der Arbeit, wenn ich komme in Ihren Hof. Alles so glatt und wohlgenährt, und Alles so reichlich und gut eingerichtet in den Ställen und in den Scheunen. Die Sperlinge auf dem Dach sehen bei Ihnen lustiger aus, als die Sperlinge von andern Leuten. Wenn man als Geschäftsmann so Vieles erblicken muß, was einen nicht erfreut, wo die Menschen durch ihr Verschulden in Unordnung kommen und Verfall, da thut's Einem wohl, wenn man ein Leben sieht, wie das Ihre; keine Sorgen, keine großen Sorgen zum wenigsten, und so Vieles, was das Herz erfreut."

„Sie sind so artig, Herr Ehrenthal, daß ich glauben muß, etwas recht Wichtiges führt Sie her. Wollen Sie ein Geschäft mit mir machen?" frug der Freiherr gutmüthig.

Mit einem Kopfschütteln, wie es dem biedern Mann ansteht, wenn er einen ungerechten Verdacht von sich abweisen will, antwortete Herr Ehrenthal: „Nichts vom Geschäft, Herr Baron! Die Geschäfte, die ich mit Ihnen mache, sind solche, wo man sagt keine Artigkeiten. Gute Waare und gutes Geld, so haben wir es immer gehalten, und so wollen wir's mit Gottes Hülfe auch ferner halten. Ich kam nur herein im Vorbeifahren" — dabei bewegte er nachlässig die Hand, um pantomimisch zu bekräftigen, daß er nur im Vorbeifahren sei, — „ich wollte fragen wegen des Pferdes, das der Herr Baron zu verkaufen haben. Es ist Einer im Dorfe daneben, dem ich habe versprochen zu fragen nach dem Preis. Ich kann's eben so gut mit dem

Amtmann abmachen, wenn der Herr Baron keine Zeit haben für mich.“

„Kommen Sie mit, Ehrenthal,“ sagte der Freiherr, „ich führe mein Pferd selbst in den Stall.“

Herr Ehrenthal machte den Frauen viele Bücklinge, welche von Lenore durch eben so viele Knixe erwiedert wurden, und folgte dem Freiherrn zur Stallthür. Dort blieb er respectvoll stehen und bestand darauf, daß das Pferd des Barons und der Baron selbst vor ihm eintraten. Nach kurzer Besichtigung und den üblichen Reden und Gegenreden führte der Freiherr Herrn Ehrenthal auch in den Kuhstall, worauf Herr Ehrenthal den leidenschaftlichen Wunsch aussprach, auch die Kälber zu sehen, und endlich die Bitte zufügte, auch bei den Zuchtböcken zur Audienz zugelassen zu werden. Er war ein erfahrener Geschäftsmann, und wenn das Entzücken, welches er aussprach, auch etwas handwerksmäßig und überschwänglich klang, so war das, was er lobte, doch wirklich lobenswerth, und der Freiherr hörte das Lob mit Wohlgefallen an.

Nach Besichtigung der Schafe mußte eine Pause gemacht werden, denn Ehrenthal war zu sehr ergriffen von der Feinheit und Dichtigkeit ihres Pelzes. „Nein, dieser Stapel!“ seufzte er in träumerischer Begeisterung; „schon jetzt kann man sehen, was er sein wird im nächsten Frühjahr.“ Er wiegte den Kopf hin und her und zwinkerte mit den kleinen Augen nach der Sonne. „Wissen Sie, Herr Baron, daß Sie sind ein glücklicher Mann! Haben Sie gute Nachrichten von Ihrem Herrn Sohn?“

„Danke, lieber Ehrenthal, er hat gestern geschrie-

ben und seine Zeugnisse geschickt," antwortete der Freiherr.

„Er wird werden, wie sein Herr Vater," rief Herr Ehrenthal aus, „ein Cavalier von erster Qualität, und ein reicher Mann, der Herr Baron weiß zu sorgen für seine Kinder."

„Ich erspare nichts, lieber Ehrenthal," erwiederte der Baron nachlässig.

„Was ersparen?" rief der Händler mit Verachtung gegen eine so plebeje Thätigkeit; „was wollen Sie sparen? wenn ich mir erlauben darf, das zu bemerken als ein Geschäftsmann, der schon lange die Ehre hat, Sie zu kennen. Was brauchen Sie zu sparen? Sie werden doch dereinst, wenn der alte Ehrenthal nicht mehr sein wird, auch ohne Sparen hinterlassen dem jungen Herrn das Gut, welches unter Brüdern werth ist ein und ein halbes Hunderttausend, und dem gnädigen Fräulein Tochter außerdem eine Aussteuer von — was soll ich sagen — von funfzigtausend Thalern baar."

„Sie irren," sagte der Freiherr ernst, „ich bin nicht so reich."

„Nicht so reich?" rief Herr Ehrenthal mit sittlicher Entrüstung gegen jeden Menschensohn (den Baron ausgenommen), der so etwas behaupten könnte. „Es hängt doch nur von Ihnen ab, jeden Augenblick so reich zu sein. Wer ein Vermögen hat, wie der Herr Baron, der kann in zehn Jahren verdoppeln sein Capital ohne Gefahr. — Warum wollen Sie nicht Pfandbriefe der Landschaft auf Ihr Gut nehmen?"

Die „Landschaft" der Provinz war damals ein großes Creditinstitut der Rittergutsbesitzer, welches Capitalien zur ersten Hypothek auf Rittergüter auslieh. Die Zahlung erfolgte in Pfandbriefen, welche auf den Inhaber lauteten und überall im Lande für das sicherste Werthpapier galten. Das Institut selbst zahlte die Interessen an die Besitzer der Obligationen und erhob von seinen Schuldnern außer den Zinsen noch einen geringen Zuschlag für Verwaltungskosten und zu allmähliger Tilgung der aufgenommenen Schuld.

„Ich mache keine Geldgeschäfte," antwortete der Freiherr stolz, aber in seiner Brust klang die Saite fort, welche der Händler angeschlagen hatte.

„Die Geschäfte, welche ich meine, sind so, wie sie heut zu Tage macht jeder Fürst," fuhr Herr Ehrenthal mit Feuer fort. „Wenn der gnädige Herr Pfandbriefe der Landschaft aufnimmt auf sein Gut, so kann er jede Stunde erhalten funfzigtausend Thaler in gutem Pergament. Sie zahlen dafür der Landschaft vier vom Hundert, und wenn Sie die Pfandbriefe liegen lassen in Ihrer Casse, so erhalten Sie davon Zinsen drei und ein halb vom Hundert. Dann zahlen Sie ein halbes Procent zu an die Landschaft, und durch das halbe Procent wird noch amortisirt das Capital."

„Das heißt Schulden machen, um reich zu werden," warf der Gutsherr achselzuckend ein.

„Verzeihen Sie, Herr Baron, wenn ein Herr wie Sie funfzigtausend Thaler liegen hat, welche ihn jährlich kosten ein halbes Procent, so kann er damit kaufen die halbe Welt. Immer giebt es Gelegenheit, Güter zu erwerben zu einem Spottpreise, wenn man baar Geld oder Pfandbriefe hat zu

rechter Zeit. Da ſind Rittergüter, da ſind Waldungen, die man kann kaufen, oder Antheile von Bergwerken, oder Actien von einer ſoliden Societät. Oder der Herr Baron können ſelbſt anlegen ein Etabliſſement auf Ihrem Gut, wenn Sie wollen ſchaffen Zucker aus Rüben, wie der Herr v. Bergen am Gebirge, oder amerikaniſches Mehl, wie der Herzog von Löbau, oder bairiſches Bier, wie Ihr Nachbar, der Graf Horn. Was iſt dabei für eine Gefahr? Sie werden einnehmen zehn, zwanzig, ja funfzig Thaler vom Hundert des Capitals, das Sie geliehen haben von der Landſchaft zu vier vom Hundert."

Der Freiherr ſah nachdenkend vor ſich hin. Was ihm der Händler ſagte, war durchaus nichts Neues und Unerhörtes, er ſelbſt hatte oft Aehnliches gedacht. Es war gerade die Zeit, wo eine Menge von neuen induſtriellen Unternehmungen aus dem Ackerboden aufſchoſſen, wo durch die hohen Schornſteine der Dampfmaſchinen, durch neuentdeckte Kohlen- und Erzlager, durch neue landwirthſchaftliche Culturen große Summen erworben und noch größere Reichthümer gehofft wurden. Die vornehmſten Grundbeſitzer der Landſchaft ſtanden an der Spitze ausgedehnter Actienunternehmungen, welche auf einer Verbindung moderner Induſtrie und des alten Ackerbaues beruhten. Es war nichts Neues und Auffallendes in den Worten des Händlers, und doch ſchlugen ſie als zündender Blitz in die Seele des Freiherrn: Sie kamen im rechten Augenblick. Herr Ehrenthal bemerkte die Wirkung, welche er hervorgebracht hatte, und ſchloß mit der Gemüthlichkeit, welche ſeine Lieblingsſtimmung war: „Wo habe ich das Recht, einem Herrn,

wie Sie sind, einen Rath zu geben? Aber jeder Gutsbesitzer muß sagen dasselbe, daß ein solches Geschäft mit Pfandbriefen in unserer Zeit die solideste Art ist, wie ein vornehmer Herr kann sorgen für seine Kinder. Wenn einst das Gras wachsen wird über dem Grabe des alten Ehrenthal, dann werden Sie an mich denken und bei sich sagen: der Ehrenthal war nur ein einfacher Mann, aber er hat mir gerathen, was gut war und ein Segen für die Familie."

Der Freiherr sah immer noch vor sich hin. Was er lange in sich herumgetragen hatte, das war auf einmal zum festen Entschluß geworden. Dem Händler sagte er mit einer Leichtigkeit, die ihm nicht vom Herzen kam: „Ich will mir's überlegen." Ehrenthal war damit zufrieden und bat um die Erlaubniß, sich den Damen empfehlen zu dürfen, was er als Mann von Welt und Gemüth selten unterließ.

Es war Schade, daß der Freiherr nicht das Gesicht des Geschäftsmannes sah, als dieser in seinen Wagen stieg und mechanisch die Bourbonrose ins Knopfloch steckte, welche ihm Lenore beim Abschiede mit schalkhafter Artigkeit überreicht hatte. Auch Herr Ehrenthal machte ein lustiges Gesicht, aber nicht aus Freude über die volle Rose. Er ließ den Kutscher langsam durch die Feldmark fahren und sah wohlgefällig auf die Ackerstücke, welche mit reifender Frucht zu beiden Seiten des Weges lagen. In langem Zuge kamen die Heuwagen des Gutes ihm entgegen. So oft er still hielt, um einen Riesenwagen vorbeizulassen, berupften seine Pferde das Heu, und sein Kutscher drehte sich um und rief schnalzend: „Schönes Futter!"

„Ein schönes Gut," sagte dann Herr Ehrenthal in tiefem Nachdenken.

Unterdeß saß die Baronin in einer Gartenlaube und blätterte in den neuen Journalen, welche der Buchhändler aus der nächsten Kreisstadt zugeschickt hatte. Sie betrachtete prüfend die Modekupfer und genoß die kleinen Nippes der Tagesliteratur: Geschichten von Menschen, welche auf außerordentliche Weise reich geworden, und von andern, welche auf schauderhafte Weise ermordet sind, Tigerjagden aus Ostindien, ausgegrabene Mosaikböden, rührende Schilderungen von der Treue eines Hundes, hoffnungsreiche Betrachtungen über die Unsterblichkeit der Seele, und was sonst das flüchtige Auge eleganter Damen zu fesseln vermag. Die schöne Gemahlin des Freiherrn schaukelte während des Lesens die gestickte Fußbank, ihre Seele war nur halb in den Blättern, sie sah oft über den Rasenplatz nach ihrer Tochter, welche wieder mit dem Pony beschäftigt diesem aus Blumen und Zeitungspapier eine groteske Halskrause und eine gehörnte Mütze zurecht machte, was der Pony vergebens dadurch zu vereiteln suchte, daß er so viel Blüthen und Zeitungspapier wegfraß, als er mit dem Maul erreichen konnte. Als die junge Dame, stolz auf ihr Werk, den Kopf nach der Laube wandte und das Auge der Mutter auf sich gerichtet sah, überließ sie das Pferd dem herzueilenden Bedienten und flog wie eine Libelle zu den Füßen der Mutter. Sie setzte sich auf die Fußbank, zog die Journale auf das Knie der Baronin, und fing an, sich possenhaft mit den Herren

und Damen der Modekupfer zu unterhalten. Da die Gesichter dieser Ideale, wie bekannt, den Vorzug haben, allen Menschen ähnlich zu sehen, von denen sie sich durch einzelne charakteristische Eigenheiten, durch merkwürdig kleine Lippen und zuweilen durch ein auf der Stirn oder dem Backen sitzendes Auge unterscheiden, so wurde der jungen Dame nicht schwer, zahlreiche Aehnlichkeiten mit Bekannten des Hauses aufzufinden und die Bilder danach zu behandeln. Die Mutter lächelte über die kindischen Scherze der Tochter und sagte endlich, ihre Gedanken laut fortsetzend: „Lenore, du wirst jetzt ein großes Mädchen und bist noch so sehr Kind. Wir haben dich aufwachsen lassen bei dem Unterricht der Bonne und des Candidaten; es wird Zeit, daran zu denken, daß du etwas Ordentliches lernst, mein armes Kind."

„Ich dachte, das Lernen sollte jetzt aufhören," antwortete Lenore schmollend.

„Deine französische Aussprache ist noch schlecht, und dein Vater will, daß du dich im Zeichnen übst, du hast Anlage dazu."

„Ich zeichne nur Karrikaturen," rief Lenore, „die sind am leichtesten, man macht eine lange Nase oder kurze Beine, und das Kerlchen sieht lächerlich aus."

„Du sollst nicht Karrikaturen zeichnen," sprach die Mutter, „das verdirbt deinen Geschmack und macht dich spöttisch." Lenore ließ das Köpfchen hängen. „Und wer war der junge Mann, mit dem du vorhin durch den Garten gingst?" fuhr die Mutter strafend fort. „Du hast ihm die Erdbeeren des Vaters gegeben."

„Schilt nur nicht immer, liebe Mutter," rief die Tochter

erröthend. „Der Fremde war ein hübſcher artiger Junge, er geht nach der Hauptſtadt, er hat weder Vater noch Mutter, das that mir leid. Und ſo beſcheiden war er! Sei mir nicht böſe," ſchmeichelte ſie und flog an den Hals der Mutter, in deren Augen mehr Liebe als Zorn zu leſen war.

Die Mutter küßte das Kind auf den Mund und ſagte gütig: „Du biſt mein gutes, wildes Mädchen, ſuche mir jetzt den Vater, ſein Kaffe wird kalt."

Als der Freiherr in die Laube trat, noch voll von ſeiner Unterredung mit Ehrenthal, legte die Baronin ihre Hände in die ſeinen und ſagte: „Oscar, ich habe Sorge um Lenore!"

„Iſt ſie krank?" frug der Vater betroffen.

„Sie iſt geſund und von Herzen gut, aber ſie iſt kecker und ungebundener, als ſich für ihre Jahre paßt."

„Sie iſt auf dem Lande aufgewachſen und eine tüchtige Dirne geworden," erwiederte der Freiherr beruhigend.

„Es fehlt ihr aber an Form und an Zartgefühl im Umgange mit Fremden," fuhr die Mutter fort. „Ich fürchte, ſie iſt in Gefahr, ein Original zu werden."

„Nun, das Unglück wäre nicht ſo groß," ſagte der Freiherr lachend.

„Es giebt kein größeres für ein Mädchen aus unſerm Kreiſe. — Was in der Geſellſchaft auffällt, wird auch lächerlich; ein kleiner Zug von bizarrem Weſen kann ihre ganze Zukunft verderben. Sie muß genöthigt werden, mehr auf ſich zu achten, und ich fürchte, hier auf dem Lande wird ſie das nicht lernen."

„Wir ſollen das Kind von uns thun, vielleicht auf

Jahre, und unter fremden Menschen aufblühen lassen?" frug der Freiherr unwillig.

„Und doch muß es sein," sagte die Baronin ernst, „und es kostet mich viel, dir das zu sagen. Sie ist unartig gegen Mädchen ihres Alters, rücksichtslos gegen Frauen, und Männern gegenüber viel zu dreist. — Kannst du dir ein Mädchen von Lenorens Wesen am Hofe denken?" frug die Baronin nach einer Pause.

Der Gemahl konnte sich das nicht denken, vielleicht deßwegen nicht, weil ein Fürstenhof überhaupt nicht der Ort ist, wo schnell aufgeschossene Fräulein die Schulbücher umhertragen und Katze und Maus spielen.

„Sie wird sich ändern," warf er endlich ein.

„Sie wird sich nicht ändern," entgegnete die Baronin sanft, die Hand auf seine Schulter legend, „so lange der Liebling mit seinem Vater zu Pferde über Gräben setzt und ihn sogar auf den Pürschgang begleitet."

„Ich kann mich nicht darein finden, beide Kinder zu entbehren," sprach der Vater gutmüthig. „Das wäre sehr hart für uns, am schwersten für dich, du strenge Hausfrau."

„Vielleicht!" sagte die Baronin leise, und ihre Augen wurden feucht. „Aber wir dürfen nicht an uns denken, nur an die Zukunft der Kinder."

Der Freiherr sah die Bewegung der geliebten Frau, er zog sie an sich und sprach entschlossen: „Höre, Elsbeth, wenn wir in früheren Jahren von dieser Zeit sprachen, da dachten wir uns Lenorens Erziehung anders. Wir wollten die Winter über selbst in der Stadt leben; unter deinen

Augen sollte das Kind den letzten Unterricht erhalten und in die Gesellschaft treten. Du sollst dich nicht von ihr trennen. Wir ziehen schon diesen Winter nach der Hauptstadt."

Ueberrascht erhob sich die Baronin. „Guter Oscar!" rief sie gerührt aus. „Aber — verzeih die Frage, würde ein solcher Aufenthalt nicht in anderer Hinsicht für dich ein großes Opfer sein?"

„Nein," sagte der Freiherr fröhlich, „ich habe Pläne, die auch für mich wünschenswerth machen, den Winter in der Stadt zuzubringen."

Er erzählte; der Umzug nach der Hauptstadt wurde beschlossen.

4.

Schon stand die Sonne niedrig am Himmel, als die beiden Wanderer bei den ersten Häusern der Hauptstadt ankamen. Erst einzelne kleine Gebäude, dann zierliche Sommerwohnungen mitten in blühenden Gärten; dann rückten die Häuser dichter zusammen, die Straße schloß sich auf beiden Seiten, und mit dem Staube und dem Wagengerassel legte sich bange Sorge um die Brust unseres Helden. In dem Geflecht großer und kleiner Straßen wäre Anton rathlos gewesen, wenn ihn nicht sein Begleiter, der aus Achtung vor dem bessern Rock Antons hinter ihm geblieben war, durch laute Rechts und Links an den Straßenecken gelenkt hätte. Veitel Itzig aber hatte eine merkwürdige Vorliebe für krumme Seitengassen und schmale Trottoirs. Hier und da winkte er hinter dem Rücken seines Reisegefährten mit frecher Vertraulichkeit geputzten Mädchen zu, die an den Thüren standen, oder jungen Burschen mit krummer Nase und runden Augen, welche, die Hände in den Hosentaschen, auf der Straße lungerten. Zuweilen wurde sein Gruß mit nachlässigem Kopfnicken erwiedert, welches ungefähr bedeutete: „er ist ein gutes Geschöpf, aber er hat kein Geld;“ in der Regel ward seine Zuvorkommenheit mit kalter Verachtung hingenommen, welche der Pflastertreter der schmutzigen Nebenstraße da, wo nichts zu gewinnen ist, eben so gut

zu äußern weiß, als der schnurrbärtige Held der Granitplatten im eleganten Stadttheil. Endlich bogen die jungen Männer in eine Hauptstraße, wo große Häuser mit Säulenportalen, elegante Kaufläden und ein Gewühl gut gekleideter Menschen verriethen, daß hier der Wohlstand einen entschiedenen Sieg über die Armseligkeit davongetragen hatte. In dieser Straße hielten sie vor einem hohen Hause an. Itzig wies auf das Thor mit einer gewissen scheuen Achtung und sagte kurz: „Hier wohnt er, hier wirst du werden bald so stolz, wie diese Gojim sind; wenn du willst wissen, wo ich zu finden bin, so kannst du nachfragen im Geschäft bei Ehrenthal auf der Gerbergasse. Gute Nacht!" Er pfiff vor sich hin und schlenderte die Straße hinab, ohne sich umzusehen.

Anton trat mit klopfendem Herzen in den Hausflur und lockerte den Brief seines Vaters in der Brusttasche. Er war sehr kleinmüthig geworden und sein Kopf war so schwer, daß er sich am liebsten einen Augenblick hingesetzt hätte, um auszuruhen. Aber wie Ruhe sah es in dem Hause nicht aus. Vor der Thür stand ein großer Frachtwagen, in dem Hause mächtige Fässer und Ballen, und riesengroße, breitschultrige Männer mit Lederschürzen und kurzen Haken im Gürtel trugen Leiterbäume, klirrten mit Ketten, rollten die Fässer und schnürten dicke Stricke durch künstliche Knoten zusammen; dazwischen eilten Commis, die Feder hinter dem Ohr, Papier in der Hand, ab und zu, und Fuhrleute in blauen Blousen nahmen die Papiere, die Ballen und die Fässer mit der geschäftlichen Würde in Empfang, welche die Thätigkeit aller verantwortlichen Menschen zu bezeichnen pflegt. Hier war kein Ort der Ruhe, Anton stieß an einen

Ballen, fiel beinahe über einen Hebebaum und wurde durch das „Vorgesehen!“ welches ihm zwei Enakſöhne mit Lederſchürzen zuriefen, noch mit Mühe vor dem Schickſal bewahrt, unter einer großen Oeltonne platt gedrückt zu werden.

Im Centrum der Bewegung, gleichſam als Sonne, um welche ſich die Fäſſer und Arbeiter und Fuhrleute herum drehten, ſtand ein junger Herr aus dem Geſchäft, ein Herr mit entſchloſſener Miene und kurzen Worten, welcher als Zeichen ſeiner Herrſchaft einen großen ſchwarzen Pinſel in der Hand hielt, mit dem er bald rieſige Hieroglyphen auf die Ballen malte, bald den Aufladern ihre Bewegungen vorſchrieb. Dieſen Herrn frug Anton mit klangloſer Stimme nach dem Prinzipal des Geſchäftes und wurde durch eine kurze Bewegung des Pinſelſtiels in den hintern Theil des Hausflurs nach dem Comtoir gewieſen. Zögernd trat er an die Thür, es koſtete ihm einen großen Entſchluß, den Griff mit der Hand zu drehen — er hat ſich ſpäter oft daran erinnert — und als die Thür geräuſchlos aufging und er in das Dämmer der großen Arbeitsſtube ſah, da wurde ihm ſo angſt, daß er kaum über die Schwelle ſchreiten konnte. Sein Eintritt machte wenig Aufſehen. Ein halbes Dutzend Schreiber fuhr haſtig mit den Federn über die blauen Briefbogen, um noch die letzten Züge vor dem Schluß des Comtoirs und der Poſt zu thun. Nur einer der Herren, welcher zunächſt der Thüre ſaß, erhob ſich und frug in kühlem Geſchäftston: „Was ſteht zu Ihren Dienſten?“

Auf die ſchüchterne Erklärung Antons, daß er Herrn Schröter zu ſprechen wünſche, trat aus dem zweiten Comtoir ein großer Mann mit faltigem Geſicht, mit ſtehendem Hemd-

kragen, von sehr englischem Aussehen. Anton sah schnell auf das Antlitz, und dieser erste Blick, so ängstlich, so flüchtig, gab ihm einen guten Theil seines Muthes wieder. Er erkannte Alles darin, was er in den letzten Wochen ach so oft ersehnt hatte, ein gütiges Herz und einen redlichen Sinn. Und doch sah der Herr streng genug aus, und seine erste Frage klang kurz und entschieden. Anton faßte schnell nach seinem Brief, nannte seinen Namen und erzählte hastig und mit stockender Stimme, daß sein Vater gestorben sei und daß er den Herrn von seinem Todtenbette grüßen lasse.

Wie ein freundliches Licht flog es über das Auge des Kaufmanns, er öffnete den Brief schweigend, las ihn langsam durch, reichte dem bewegten Anton die Hand und sagte: „Seien Sie mir willkommen." Darauf wandte er sich zu einem von den schreibenden Herren, welcher einen grünen Rock trug und einen grauen Ueberziehärmel um den rechten Arm gebunden hatte: „Herr Anton Wohlfart tritt von heut an in unser Geschäft." Einen Augenblick hörten die sechs Federn auf zu rennen, und ihre Lenker sahen im Tempo nach Anton hin; der Chef aber fuhr zu Anton gewandt fort: „Sie werden müde sein, Herr Jordan wird Ihnen Ihr Zimmer anweisen, ruhen Sie heut aus, morgen das Weitere."

Nach diesen Worten wandte er sich mit leichtem Kopfnicken ab und ging nach dem zweiten Comtoir zurück, wo ebenfalls sechs Federn über das blaue Papier fuhren und jetzt mit solcher Schnelligkeit, daß sich der Federbart vor Entsetzen sträubte, denn die alte Wanduhr hatte zum Schlage bereits ausgehoben.

Nur der Herr im grünen Rock streifte den grauen

Aermel ab, strich ihn sorgfältig glatt, schloß ihn mit einem Haufen Papiere in das Pult und lud Anton ein, ihm auf das Zimmer zu folgen. Wieder schritt Anton durch die Thür des Comtoirs, in welchem er nur zehn Minuten gewesen war, aber er war ein anderer Mann geworden, sein Schicksal war entschieden, er hatte jetzt eine Heimath, er gehörte in das Geschäft. Deßhalb schlug er im Vorbeigehen herzhaft auf einen großen Ballen, wie man auf die Schulter eines guten Bekannten schlägt, wobei der grüne Herr sich umwandte und mit wohlwollender Herablassung zu ihm sagte: „Baumwolle;" und drei Schritt weiter klopfte Anton Einlaß fordernd an ein riesiges Faß, welches wohlhäbig in einer Ecke stand, wie ein dicker Pächter in seinem hellen Sommerrock; worauf sich wieder der grüne Herr umwandte und ebenso wohlwollend sagte: „Corinthen." Jetzt stieß unsern Anton kein Hebebaum mehr, ja er selbst schob den einen mit kräftiger Fußbewegung bei Seite, und einen Riesen mit lederner Schürze, der ihm begegnete, grüßte er mit sicherer Vertraulichkeit und fühlte sich behaglich, als der Riese ihm artig dankte, besonders als der grüne Herr wieder herablassend äußerte: „der oberste Auflader."

Durch den Hofraum gingen sie auf gewundenen Pfaden in ein Hintergebäude und stiegen drei ausgetretene Treppen hinauf. Dort öffnete Herr Jordan ein Zimmer und bemerkte gegen Anton, daß dieß wahrscheinlich seine künftige Wohnung sein werde, es sei die frühere Behausung eines guten Freundes von ihm, der aus dem Geschäft geschieden sei und sich selbst etablirt habe. Es war ein sehr kleines Zimmer, die Möbeln einfach und nicht neu, aber saubere weiße Gar-

binen und weiße Rouleaux vor den Fenstern und auf dem Schreibtisch eine schöne Katze von Gips, mit gelblicher Lederfarbe lackirt, so daß sie aussah wie eine lebende. Diese Katze hatte der etablirte College zum Besten seines Nachfolgers in der Stube zurückgelassen.

Herr Jordan eilte in das Comtoir zurück, in dem er der Erste und Letzte sein mußte, weil ihm ein Theil der Schlüssel anvertraut war, und Anton blieb allein. Mit Hülfe eines freundlichen Bedienten, welcher ihm schnell das Zimmer wohnlich zu machen suchte, ordnete er seine Toilette und war eben damit fertig, als zahlreiche Tritte auf den Treppen verkündeten, daß seine Collegen aus dem Geschäft in ihre Zimmer eilten.

Wieder erschien der grüne Herr und theilte ihm mit: Herr Schröter sei zu einer Conferenz und heut nicht mehr zu sprechen. Dagegen sei seine Ansicht, daß der Ankömmling den einzelnen Herren Besuch machen müsse, um die Bekanntschaft mit ihnen auf anständige Weise einzuleiten. Ein Frack sei nicht nöthig.

Anton stieg mit seinem Begleiter einige Treppen herunter, und Herr Jordan war im Begriff, an eine Thüre anzuklopfen, als der Bewohner des Zimmers ihm entgegentrat, ein schöner schlanker Mann, von mäßiger Größe und einem Wesen, welches unserm Helden sehr imponirte. Er hatte seinen Anzug gewechselt, trug kurze Beinkleider und Stolpenstiefeln, eine Jokeimütze auf dem Kopf und eine Reitgerte in der Hand, die er unternehmend schwenkte.

„Führen Sie Ihr Füllen schon an der Leine?“ sagte der Junker in den Stolpenstiefeln lächelnd zu dem Führer.

Herr Jordan stellte sich feierlich auf und präsentirte: „Herr Wohlfart, der neue Lehrling, soeben angekommen. — Herr von Fink, Sohn der großen Firma Fink und Becker in Hamburg.“

„Erbe des größten Thranvorraths von der Welt und so weiter,“ unterbrach ihn Herr von Fink nachlässig. „Jordan, geben Sie mir zehn Thaler, ich will den Reitknecht bezahlen. Schreiben Sie's zu dem Uebrigen.“ Jordan holte bereitwillig ein Cassenbillet aus seiner Brieftasche und überreichte es dem Jokei, der es zusammenknitterte und in die Westentasche steckte; worauf er mit einiger Höflichkeit zu Anton sagte. „Wenn Sie mich besuchen wollen, wie ich aus dem festlichen Gesicht Ihres Mercurs merke, so bedaure ich, heut nicht zu Hause zu sein, ich will ein neues Pferd kaufen. Ihren Besuch nehme ich als geschehen an, ich danke Ihnen in aller Feierlichkeit dafür und gebe Ihnen meinen Segen zu Ihrem Eintritt.“ Er nickte gleichgültig mit dem Kopf und schritt klirrend die Stufen hinab und über die Steinplatten des Hofes.

Antons Behagen erlitt durch das kühle Benehmen des Herrn einen großen Stoß und er dachte verschüchtert, wenn die andern Herrn vom Geschäft eben so sind, so wird es mir sehr schwer werden, mit ihnen umzugehen. Auch Herr Jordan fand nöthig, das auffallende Benehmen des Jokei zu erklären, und sagte mit vertraulicher Wichtigkeit: „Fink gehört nur halb in unser Geschäft, er ist erst seit kurzer Zeit hier, von seinem Vater aus New-York gezogen und hierher versandt worden, um bei uns vernünftig zu werden.“

„Ist er denn nicht vernünftig?“ frug Anton neugierig.

„Nur zu wild, liebt den Sport, iſt aber ſonſt ein guter Geſellſchafter," ſagte Herr Jordan. „Die andern Herren habe ich zu mir auf die Stube gebeten, um Sie mit Allen bekannt zu machen; wir werden dort eine Taſſe Thee trinken. Morgen machen Sie den Einzelnen Beſuch auf ihren Zimmern."

Die Stube des Herrn Jordan war die größte unter den kleinen Wohnungen des Hinterhauſes, in welchem die Herren vom Comtoir einzeln oder zu zweien hauſten, und wurde deßhalb und wegen der anſprechenden Gemüthsart ihres Bewohners zuweilen als Salon benutzt; ſie genoß die Auszeichnung, ein Fortepiano und einige Armſtühle zu beſitzen. An den Fenſtern hingen zahlreiche Biscuitbilder, in denen edle Weiblichkeit durch mittelalterliche Kirchengängerinnen, Loreleys und Madonnen vertreten war. In dieſem Zimmer ſaßen und ſtanden die Herren und erwarteten die Ankunft des Neulings. Anton machte die Maſſenvorſtellung mit Erfolg durch, indem er jedem Einzelnen die Hand ſchüttelte und hinterdrein Alle zuſammen um ihr Wohlwollen und freundliche Hülfe bat, weil er im Geſchäft ganz unerfahren und noch gar nicht in der Welt und wenig unter Menſchen geweſen ſei. Dieſe Offenheit verfehlte nicht, einen guten Eindruck hervorzubringen. Darauf ging eine friedfertige Unterhaltung an, gewürzt mit kleinen Scherzen und Anſpielungen, welche für einen Neuling ſo unverſtändlich als möglich waren. Anton verhielt ſich ſchweigend und mühte ſich, das Weſen der einzelnen Herren zu erkennen. Da war der Buchhalter Herr Liebold, ein ältlicher kleiner Mann mit einer feinen Stimme und einem beſcheidenen Lächeln, durch welches er die Welt um Vergebung bat, daß er ſich die

Freiheit nehme, zu existiren. Er sprach wenig, hatte aber die Eigenschaft, im Nachsatz das zurückzunehmen, was er im Vordersatz behauptete; z. B.: „ich glaube fast, daß dieser Thee zu schwach ist, aber freilich ist starker Thee sehr ungesund," und Aehnliches. Ferner war da Herr Pix, der tyrannische Führer des schwarzen Pinsels in dem Hausflur, ein entschlossener Mann, welcher geneigt schien, alle menschlichen Verhältnisse wie Detailgeschäfte zu betrachten; vielleicht respectabel, aber kleinlich. Als ein Stuhl im Zimmer fehlte, rückte er verächtlich einen kleinen Tisch in die Nähe des Thee's, schwang sich darauf und blieb den ganzen Abend rittlings darauf sitzen. Ferner war da ein Herr Specht, welcher viel sprach und stark in Behauptungen war, die von Jedermann bestritten wurden. Er behauptete, China werde durch eine Constitution regiert, die von der englischen nur wenig verschieden sei, und verfocht mit Leidenschaft die Ansicht, daß Schneckensuppe das Lieblingsgericht des seligen Kaisers Napoleon gewesen sei. Ferner war da ein schmächtiger Herr Baumann mit kurz geschorenem Haar und sinnigem Wesen, welcher jeden Sonntag in die Kirche ging, allen Missionsvereinen Beiträge zahlte und, wie seine Collegen ihm auf den Kopf zusagten, die Absicht hatte, später einmal Missionär zu werden. Er schob das noch auf aus einer gewissen kindlichen Gewöhnung an Deutschland und die Firma, zu deren Nutzen er gegenwärtig arbeitete. Anton bemerkte mit Freuden, daß im Ganzen ein artiger und rücksichtsvoller Ton unter den Herren herrschte. Da er ermüdet war, empfahl er sich in Kurzem, und weil er Niemandem widersprochen hatte und gegen Alle zuvorkommend

geweſen war, ſo wurde nach ſeinem Abgange erklärt, er verſpreche ein guter College zu werden.

Unterdeß ſchritt Veitel Itzig mit der Gleichgültigkeit eines Herumtreibers und der Sicherheit eines Eingeborenen durch das Gewirr der Menſchen und Straßen. Das röthliche Licht der Abendſonne war von den Steinen der Straße an den Häuſern hinaufgeſtiegen, von einem Fenſterſims zu dem andern bis hoch auf die Dächer, und das Dunkel des Abends erfüllte die engen Gaſſen des alten Stadttheils, welcher am Fluſſe liegt. In einer ſolchen Gaſſe ſtand ein großes Haus mit breiter Front. Die untern Fenſter waren durch Eiſenſtäbe vergittert, im erſten Stockwerk glänzten die weißen Rahmen, welche große Spiegelſcheiben einfaßten, unter dem Dach waren die Fenſter blind, ſchmutzig, hier und da eine Scheibe zerſchlagen. Es war kein guter Charakter in dem Hauſe, wie eine alte Zigeunerin ſah es aus, die über ihr bettelhaftes Coſtüm ein neues buntes Tuch geworfen hat.

In dieſes Haus trat Veitel Itzig, indem er einem geputzten Dienſtmädchen an der Thür ſchnalzend einen Kuß zuwarf, den dieſe wie eine heranfliegende Weſpe pantomimiſch mit der Hand fortſchleuderte. Die unſaubere Treppe führte zu einer weißlackirten Entreethür, auf welcher in großem Meſſingſchild der Name: „Hirſch Ehrenthal“ zu leſen war. Veitel faßte den dicken Porcellangriff der Klingel und ſchellte, ein ältliches Frauenzimmer mit zerknitterter Haube öffnete einen ſchmalen Spalt und frug, die Naſe hinausſteckend, nach ſeinem Begehr, dann riß ſie die Stubenthür auf und rief in

das Zimmer. „Es ist Einer da, Itzig Veitel heißt er, aus Ostrau, er will den Herrn Hirsch Ehrenthal sprechen.“ Aus der Stube scholl die Stimme des Hausherrn: „Warten soll er!“ und das Geklirr von Tellern verrieth, daß der Geschäftsmann erst das Familienglück des Abendessens genießen wollte, bevor er dem künftigen Millionär Audienz gab. Die aufwartende Person warf mit mißtrauischen Blicken auf den Ankömmling die Thür wieder zu und sperrte ihn aus.

Veitel setzte sich auf die Treppe und sah mit starrem Auge auf das Messingschild und die weiße Thür, bewunderte die abgeschrägten Ecken der Messingplatte und versuchte sich vorzustellen, wie der Name Itzig auf einer eben solchen Platte an einer ähnlichen weißen Thüre aussehen würde. Darauf kam er auf gradem Wege zu der Betrachtung, wie viel ihm noch fehle, um so reich zu sein, wie Hirsch Ehrenthal, er fühlte nach einem halben Dutzend Ducaten, welche ihm seine alte Mutter mit einem Lederfleck in das Futter seiner Weste eingenäht hatte, und überlegte, wie viel er alle Tage dazu sparen könnte, vorausgesetzt, daß ihm der reiche Mann Gelegenheit ließe, etwas zu verdienen. Er war tief in Betrachtungen versunken über den Werth von zwei Phantasiestiefeln, welche er sich auf den Beinen eines jungen Elegants vorstellte, und welche nach seiner Annahme den dreifachen Werth des Viergroschenstücks haben mußten, das er dem eleganten Herrn dafür bieten wollte; da wurde die Entreethür mit starker Hand aufgemacht, und Herr Ehrenthal stand vor dem armen Bocher. Das war nicht mehr der Mann von heut Nachmittag, die anschmiegende Freundlichkeit war verschwunden, wie der Duft einer Rose am Ende

des heißen Tages, er war ganz Majestät, Selbstgefühl, Despotismus; kein asiatischer Kaiser kann so stolz auf die Creatur vor seinen Füßen herunterſehen, als er auf das Kind von Ostrau zu blicken verstand. Itzig fühlte das Bedeutende in der Stellung des großen Mannes und seine eigene Nichtswürdigkeit trotz der sechs Ducaten im Ledersäckchen, er schnellte in die Höhe und stand demüthig vor seinem Meister. „Hier ist ein Brief von Baruch Goldmann, bei welchem der Herr Ehrenthal mich hat verschrieben für sein Geschäft," begann Veitel und hielt dem großen Mann einen Brief entgegen.

„Ich habe dem Goldmann geschrieben, er soll mir einen Menschen schicken, den ich mir ansehe, ob ich ihn brauchen kann; abgemacht ist noch nichts," sprach Ehrenthal vornehm und öffnete das Schreiben.

„Ich bin doch gekommen, damit Sie mich ansehen," entgegnete Veitel.

„Und was kommst du so spät, junger Itzig? Es ist keine Zeit mehr zur Rede vom Geschäft," schnarrte ihn der Hausherr an.

„Ich wollte mich melden bei meinem Herrn Hirsch Ehrenthal zum Dienst noch heut Abend, wenn er mir hat zu geben einen Auftrag für morgen früh."

„Davon ist zu reden morgen früh," antwortete gereizt der Herr, welcher es für vortheilhaft hielt, dem Neuling zu zeigen, wie wenig ihm an seiner Person gelegen sei. Itzig begriff vollkommen das Zweckmäßige dieses Benehmens, und da er sah, daß seine Stellung bei dem abzuschließenden Geschäftsvertrage bis jetzt keine günstige war, suchte er sie da-

durch zu verbeſſern, daß er tiefer auf die Sache einging und entgegenwarf: „Ich kann vielleicht leiſten einen Dienſt morgen früh, wo Markttag iſt, weil ich kenne die meiſten Kutſcher von den Herren, welche hereinkommen mit Raps.“

„Was Raps? Was thue ich mit Raps? Was will er reden vom Geſchäft?“ ſchleuderte ihm Hirſch Ehrenthal noch grimmiger entgegen.

Aber unerſchüttert fuhr Veitel fort ſich herauszuſtreichen, wie ein ſeidenes Halstuch: „Ich bin auch ſonſt bekannt in der Stadt, ich kenne die Makler und die kleinen Leut' und kann dem Herrn helfen bei jedem Geſchäft, das er machen will im Haus und außer dem Haus.“ Und um ſeinen Selbſtverkauf dem Abſchluß näher zu bringen, fügte er mit reſignirter Miene hinzu: „Ich bin nicht ſo ſtolz, daß ich will wohnen in dem Hauſe bei Herrn Hirſch Ehrenthal; wenn der Herr Ehrenthal für mich nicht hat ein Bett in ſeinem Hauſe, ſo will ich mir ſuchen mein Lager in der Nähe bei einem Wirth.“

Herr Ehrenthal wurde durch dieſe Anſpruchsloſigkeit ſo weit gerührt, daß er den Burſchen noch einmal von oben bis unten anſah und mit mehr Herablaſſung frug: „Sind deine Papiere in Ordnung, daß du mich in keine Unannehmlichkeiten bringſt mit der Polizei?“

Veitel beruhigte ihn über dieſen wichtigen Punkt; eine uralte große Brieftaſche flog plötzlich auf geheimnißvolle Weiſe aus den Falten ſeiner ſchlottrigen Jacke; aus ihr ſuchte er ſeine Legitimation heraus.

Herr Ehrenthal faßte das Papier mit einem geſchickt angenommenen Widerwillen gegen die gelbliche Farbe deſ-

ſelben und ſah es genau durch, Unterſchrift, Siegel und Alles, indem er es ſogar gegen das Licht hielt. Veitel wartete geſpannt, ob er das Document behalten würde; wenn er es in der Hand behielt, ſo war das Geſchäft zum Abſchluß reif.

Als Herr Ehrenthal das Document nachläſſig in der Hand wiegte, verſuchte Itzig mit unterwürfiger Vertraulichkeit zu lächeln. „Wenn ich dich in meinen Dienſt nehme,' ſprach der Hausherr, „ſo wirſt du machen Alles in meinem Hauſe, was ich dir werde auftragen, oder Madame Ehrenthal, oder mein Sohn Bernhard Ehrenthal; du wirſt putzen die Stiefeln am Morgen und die Schuhe meiner Frau, du wirſt holen in die Küche, was dir die Köchin ſagen wird, in meinem Geſchäft wirſt du machen alle Gänge, die ich habe zu machen, und wirſt ausrichten alle Beſtellungen."

„Ich will, Herr Ehrenthal," ſagte Veitel demüthig, „ich will Alles thun, daß Sie ſeien zufrieden mit mir."

„Frühſtück und Mittageſſen wird dir geben die Köchin, am Abend von ſieben Uhr kannſt du ſein dein eigener Herr." — Veitel nahm mit derſelben Bereitwilligkeit auch dieſe Bedingung an und bemerkte nur: „Kann ich nicht haben am Morgen ein bis zwei Stunden für mich?"

„Nein," ſprach Ehrenthal ungnädig, „ich kann es nicht leiden, wenn Einer in meinen Dienſten iſt und macht Geſchäfte für eigene Rechnung."

Da Veitel beſchloſſen hatte, unter allen Umſtänden Geſchäfte für eigene Rechnung zu machen, und Herr Ehrenthal das eben ſo gut wußte wie Veitel, ſo wurde auf dieſen zarten Punkt nicht weiter eingegangen.

„Dafür ſollſt du erhalten alle Monat zwei Thaler, und

wenn ich mit deiner Hülfe ein Geschäft mache, erhältst du deinen Antheil davon."

„Wie groß soll sein dieser Antheil?" rief Veitel schnell.

„Wie groß er soll sein?" frug Herr Ehrenthal unwillig, „was ich dir werde geben, wird sein groß genug."

„Groß genug für den Herrn, aber nicht für mich," antwortete Veitel dreist, denn er fühlte, daß bei diesem Hauptpunkt Entschlossenheit nöthig sei.

„Das wird sich finden, wenn du wirst abgedient haben deine Probezeit. Vier Wochen dienst du auf Probe, nach der Zeit werde ich mit dir reden über deinen Verdienst."

Das war Alles, was Veitel billigerweise verlangen konnte, er hob sein Bündel von den Treppenstufen auf und sagte unterwürfig: „Ich bin's zufrieden, wenn der Herr Ehrenthal mir noch will schenken eine alte Hose und Rock, daß ich ihm keine Schande mache vor den Leuten."

„Keinen Rock und keine Hose," antwortete der Herr entschieden.

„Dann geben Sie mir Hose und Rock in vier Wochen, wenn meine Probezeit zu Ende ist." Diese Forderung war nach dem Cours der Trödlerbörse gleich einem Geschenk von drei bis vier Thalern, und Ehrenthal fand die Forderung mit Recht hoch, er warf noch einen prüfenden Blick auf den Burschen, auf die Demuth seiner Stellung und die ungewöhnliche Frechheit seiner Augen, er schloß, daß der Mensch brauchbar sein werde, und fühlte sich bewogen, Großmuth zu zeigen. „So mag es sein," schloß er, „in vier Wochen. Dein Nachtquartier kannst du nehmen bei Löbel Pinkus an der Ecke, damit ich weiß, wo du bist zu finden." Darauf

öffnete Herr Ehrenthal die Entreethüre und rief hinein: „Frau, Bernhard, Rosalie, kommt heraus.“ Zwei Stubenthüren und die Küchenthür öffneten sich, und die Familie des Hausherrn wurde sichtbar, dahinter die zerknitterte Köchin.

Madame Ehrenthal war eine volle Frau in schwarzer Seide, mit starken Augenbrauen und rabenschwarzen Hängelocken; sie machte noch große Ansprüche zu gefallen und gefiel auch. Wenigstens versicherten ihr das mit mehr oder weniger Anstand junge Herren vom Adel, welche zuweilen in den Morgenstunden Herrn Ehrenthal besuchten, um mit ihm Geschäfte zu machen; und obgleich diese Versicherungen um so wärmer zu sein pflegten, je kühler Ehrenthal sich gegen das abzuschließende Geschäft verhielt, so galt doch, die Wahrheit zu sagen, Madame Ehrenthal auch bei solchen Leuten, welche keine Sola-Wechsel zu prolongiren wünschten, für eine sehr stattliche Dame. Ihre Tochter aber war in der That eine Schönheit, eine große, edle Gestalt mit glänzenden Augen, dem reinsten Teint und einer nur sehr wenig gebogenen Nase. Wie aber kam der Sohn in diese Familie? Er war fast klein, mit einem bleichen, faltigen Gesicht und gebückter Haltung; daß er noch ein Jüngling war, sah man nur an seinem Munde und dem hellen Blick; auch war er nachlässiger gekleidet, als einem Sohn des Herrn Ehrenthal geziemte, und in dem braunen Haar hingen noch jetzt am Abend einige Federn. Die Familie und Veitel sahen einander stumm an, während Herr Ehrenthal mit Selbstgefühl bemerkte: „Dieses ist der Veitel Itzig, ich habe ihn genommen in unsern Dienst.“ Der vornehme Stolz der Mutter, der mißfällige Blick der Tochter und das zerstreute Auge des

Sohnes wurden von dem armen Bocher eben so gewandt aufgefangen, wie die bunten Strahlen eines Prismas von einem beobachtenden Naturforscher; er beschloß auf der Stelle, gegen die Mutter sehr, sehr unterwürfig zu sein, sich in die Tochter zu verlieben und Bernhards Stiefel schlecht zu putzen und in den Rocktaschen desselben beim Ausbürsten nachzusehen, ob nicht ein Geldstück durch Nachlässigkeit des Besitzers in den Falten sitzen geblieben.

Nach dieser Vorstellung erklärte Herr Ehrenthal, Veitel könne gehen und solle am nächsten Morgen um sechs Uhr im Hause sein. Die Entreethüre schloß sich hinter dem Burschen, auch er stand auf der Treppe, in's Geschäft aufgenommen, ein angehender Kaufmann. Er lächelte vergnügt, als er die Treppe hinunter ging, offenbar war er mit seinem Handel zufrieden. Hatte er sich doch gemessen mit dem großen Herrn im Geschäft und hatte einen Vortheil davongetragen. Denn da er sich auf jede Bedingung auch ohne Garderobenzulage engagirt haben würde, so betrachtete er den alten Rock und Hosen zahlbar in vier Wochen mit Recht als eine angenehme Uebervortheilung seines neuen Prinzipals. Die Ueberlegung: „Es wird nur ein Sommerrock sein," flog wie ein düsterer Schatten über seine Seele; „aber die Hose wird sein von seinem Bernhard, welcher trägt Tuchhosen auch heut am heißen Sommertage." So trug er beruhigt sein Bündel um die Ecke zu Löbel Pinkus.

Löbel Pinkus war Hausbesitzer und hielt zu ebener Erde einen kleinen Branntweinladen, welcher zahlreiche Kunden hatte. Doch war ersichtlich, daß weder die starke, wie fettig glänzende Figur des ehrsamen Pinkus selbst, noch die dicke

Halskette seiner Frau ihre solide Pracht aus dem Branntweingeschäft allein herleiteten, und die Nachbarn zerbrachen sich manchmal den Kopf darüber, wie Frau Pinkus es durchsetzen könne, immer die theuersten Gänse zu braten, ja zuweilen sogar Truthühner. Indeß da ihr Gemahl ein resoluter Charakter war, in allen seinen Reden grob und entschieden, da er Branntwein verkaufte, was immer für ein Zeichen volksthümlicher Gesinnung gelten wird, und da er außerdem Geld gegen ungewöhnliche Procente auszuleihen wußte, so war er unter den kleinen Handwerkern in der Nachbarschaft doch sehr respectirt und gefürchtet. Seine Reputation war gut. Die Straßenpolizei trank im Vorbeigehen gern in seinem Laden einen Liqueur, für den er das Geld zu nehmen stets verweigerte, er zahlte seine Abgaben pünktlich und galt für einen Freund, ja Vertrauten der executiven Macht. In Wahrheit aber war Herr Pinkus eine von den glücklichen Naturen, welche Honig aus allen Blumen zu saugen wissen, auch aus übelriechenden. Er hielt in dem ersten Stock seines Hauses eine stille Herberge für Männer mit und ohne Bart, welche einen Haß gegen Alles, was von dem Geschlecht der Schweine stammt, nicht überwinden konnten. Diese Männer von uralter Familie schätzten zuweilen ein billiges und verborgenes Nachtlager, bei welchem der Wirth keine hohen Rechnungen machte und keinen Paß abforderte; sie kamen in der Regel am späten Abend in die Herberge und schlichen am frühen Morgen wieder hinaus in die Gassen der Stadt, oder auf die Landstraße, bescheidene Trödler und Schacherer, welche ihren Gewinn nach Groschen und Pfennigen berechneten. Außer diesen Gästen erschienen zuweilen noch andere,

unregelmäßig wie Kometen, von jedem Alter, Geschlecht und Glauben, sie verhandelten in größter Stille mit dem Hausherrn und konnten es nicht vertragen, wenn man bei Nacht in der Nähe ihres Gesichtes ein Schwefelholz anzündete. Alte Gastfreunde des Pinkus hatten über solche Eigenthümlichkeit allerdings ihre Ansichten, aber sie fanden es nicht gerathen, darum viele Worte zu verlieren.

In diesem Hause tappte Itzig im Finstern eine Treppe hinauf und unsaubere Wände entlang, stieß an eine schwere eichene Thür mit großem Schloß und trat, als er diese durch einen starken Druck geöffnet hatte, in einen wüsten Raum, der fast die ganze Länge des Hauses einnahm. In der Mitte stand ein alter Tisch mit einer schlechten Oellampe, einige Schemel darum; gegenüber der Thürseite war ein großer Wandverschlag mit vielen kleinen Thüren, welche zum Theil offen standen und verriethen, daß der ganze Verschlag aus schmalen, von einander getrennten Abtheilungen mit hölzernen Kleiderhaken und Fächern bestand. Vor den kleinen Fenstern, welche auf die Straße führten, waren verblichene Rouleaux heruntergelassen, auf der gegenüberliegenden Langseite fiel durch eine offene Thür das Abendlicht in das Zimmer, diese Thür führte auf eine hölzerne Galerie, welche längs der Gaststube an der Außenseite des Hauses fortlief.

Itzig warf sein Bündel in einen Wandschrank und trat auf die Galerie hinaus. Da er auch hier keinen zweiten Gast vorfand, fing er an von der Galerie die Aussicht zu bewundern mit demselben Grad von Interesse, welchen ein niederländischer Architekturmaler gehabt haben würde, nur

nicht ganz in derselben Absicht. Unten am Fuß des Hauses wälzte ein Fluß sein lehmiges Wasser eilig vorwärts und bildete eine schmale Wasserstraße, welche auf beiden Seiten mit verfallenen hölzernen Häusern eingefaßt war. Fast an jedem Hause, an jedem Stockwerk waren ähnliche hölzerne Galerien herausgebaut und durch gebräunte Balken gestützt. Manchmal liefen drei, vier Galerien übereinander, dann war der Fußboden der obern das Regendach der untern. In alter Zeit hatte die achtbare Zunft der Gerber diese Straße bewohnt, damals war das Holzwerk glatt und neu gewesen, und helle Lämmer- oder Ziegenfelle hatten an den Geländern gehangen, bis sie weich und geschmeidig geworden waren, um Handschuhe für die Patrizier und Ledertaschen für ihre Frauen zu geben. Jetzt waren die Gerber nach entfernteren Stadttheilen hinabgezogen, und statt der Thierfelle hing die Wäsche armer Leute an den hölzernen Balconen, über dem zerbrochenen Schnitzwerk und den wurmstichigen Balkenköpfen. Noch stach die weiße, rothe und blaue Farbe der Wäsche im Abendlichte seltsam ab von dem schwarzen Holzwerk, und das Licht brach sich auf wunderliche Weise an den Säulen und Vorsprüngen der Galerie, an rohen Arabesken der Einfassung und an den dunkeln Pfählen, welche hier und da aus dem Wasser hervorragten. Es war ein unheimlicher Aufenthalt für jedes Geschöpf, außer für Maler, Katzen oder arme Teufel.

Junker Itzig war schon früher ein und das andere Mal in dem Hause gewesen, aber immer in größerer Gesellschaft. Heut bemerkte er, daß eine lange bedeckte Treppe vom Ende seiner Galerie bis hinunter an das

Wasser führte; er sah, daß neben dieser bedeckten Treppe eine ähnliche am Nachbarhause hinablief, und schloß daraus, daß es möglich sein müsse, die eine Treppe hinunter und die andere hinauf zu steigen, ohne sich mehr als die Schuhe naß zu machen; er entdeckte ferner, daß es bei dem niedrigen Wasserstand des Sommers möglich war, längs der Häuserreihe am Wasser weit hin fortzugehen, und er überlegte, ob es Menschen geben könnte, welche bei Tag oder Nacht einen solchen Spaziergang für nützlich hielten. Nachtwächter und Polizeidiener wenigstens waren dort nicht zu befürchten. Durch diese Betrachtungen wurde seine Phantasie so aufgeregt, daß er in das Gastzimmer zurücklief, in die Wandschränke kroch, welche offen standen, und die Holzwände derselben durch Klopfen und Schütteln untersuchte. Mit Erstaunen entdeckte er, daß auch die Rückwand von Holz war und hohl klang. Da an dieser Seite die Mauer laufen mußte, welche dies Haus vom Nachbargebäude trennte, so fand er den hohlen Ton auffällig und nicht in der Ordnung und war eben im Begriff, einen verschlossenen Wandschrank anzugreifen und zu sehen, ob nicht ein Ritz in dem Holze der Rückwand weiteren Aufschluß gebe, als ein dumpfes Knurren seine Hand von der Schrankthür zurückhielt. Er sah sich um und erkannte — ohne große Beschämung — daß er nicht mehr allein war. In einer Ecke des Zimmers lag in seinen Kaftan gewickelt, das schwarze Käppchen im Haar, ein galizischer Handelsmann zusammengekauert auf dem Strohsack. Er hatte seine Sachen in dem angegriffenen Wandschrank verschlossen und hielt für nöthig, gegen die Untersuchung des Wiß-

begierigen zu protestiren. Itzig versuchte ein Gespräch mit dem Fremden anzuknüpfen; da dieser aber mehr Lust zum Schlafen als zur Unterhaltung zeigte, setzte sich Itzig in die gegenüberliegende Ecke auf einen andern Strohsack und saß dort mit seinem rastlosen Geiste rechnend und Geschäfte ausdenkend, wobei er zuweilen in lebhaftem Sinnen mit Händen und Beinen schlenkerte, bis die Dunkelheit der Nacht durch die Thür eindrang, und die kleine Oellampe zu knistern anfing und Miene machte auszugehen. Noch kam Pinkus der Wirth selbst herauf, ein Licht in der Hand; er untersuchte den Bestand seiner Gäste, setzte einen Krug Wasser auf den Tisch und schloß beim Herausgehen die Thür von außen ab. Im Finstern holte Itzig ein Stück trockenes Brod aus der Tasche und schlief endlich unter dem Schnarchen seines Stubengenossen ein, den Strohsack unter sich, zugedeckt mit seiner alten Jacke.

Zu derselben Stunde wickelte sich sein Reisegefährte im Patrizierhause in die gesteppte Decke seines Lagers, sah noch einmal mit müden Augen in der Stube umher und bemerkte schlaftrunken, daß die gelbe Katze auf dem Schreibtisch ihre Beinchen bewegte, sich mit der Pfote zu strählen anfing und ihm zuletzt sogar mit beiden Pfoten Kußhändchen zuwarf. Bevor er Zeit hatte, über diese ungewöhnliche Freundlichkeit des Gipses nachzudenken, war er eingeschlafen. Vor beiden Jünglingen senkte sich das Gewebe von grauem Flor herab, auf welchem die Traumgöttin ihre bunten Bilder zu zeigen pflegt. Anton sah sich selbst auf einem großen Waarenballen

sitzen und durch die Luft fliegen, während eine gewisse junge Dame die Arme nach ihm ausstreckte; und Veitel Itzig entdeckte mit Behagen, daß er ein Baron geworden war, welcher von Hirsch Ehrenthal um ein Almosen angeredet wurde. Er sah, wie er dem alten Ehrenthal seine sechs Ducaten als Geschenk gab und wie dieser sich kläglich bedankte. Ueber diese Großmuth erschrak er im Traume so, daß er mit Händen und Beinen um sich schlug.

Am nächsten Morgen begann jeder der beiden Jünglinge seine Thätigkeit. Anton saß auf seinem Platze im Comtoir und copirte Briefe; und Veitel stand, nachdem er sämmtliche Stiefeln und Schuhe der Familie Ehrenthal gebürstet und die Kleidertaschen Bernhards durchsucht hatte, als Aufpasser vor dem größten Hotel der Stadt, um einen fremden Herrn vom Lande zu beobachten, welcher mit Herrn Ehrenthal unzufrieden geworden war und im Verdacht stand, sich andere Geschäftsfreunde auf sein Zimmer bestellt zu haben. Anton bekam durch das Copiren der Briefe Einsicht in Styl und Sprache seines Geschäfts, und Veitel hatte während seines Lauerns vor dem Gasthofe das Glück, die Adresse eines vorübergehenden Studenten zu erhalten, welcher es für zeitgemäß hielt, seine silberne Uhr zu verkaufen.

In seinen ersten Mußestunden zeichnete Anton das Schloß, die Kletterpflanzen, den Balcon und die Thürmchen aus dem Gedächtniß auf das beste Papier, das ihm die große Stadt liefern konnte. Er ließ das Bild in einen Goldrahmen fassen und hing es über seinem Sopha auf.

5.

Anton hatte in den ersten Wochen Mühe, sich in der neuen Welt zurecht zu finden, in die er versetzt war. Das Gebäude, der Haushalt, das Geschäft waren so alterthümlich, solid und großartig, daß sie auch einem Weltbürger von mehr Erfahrung imponiren mußten.

Das Geschäft war ein Waarengeschäft, wie sie jetzt immer seltener werden, jetzt, wo Eisenbahnen und Telegraphen See und Inland verbinden, wo jeder Kaufmann aus den Seestädten durch seine Agenten die Waaren tief im Lande verkaufen läßt, fast bevor sie im Hafen angelangt sind, so selten, daß unsere Nachkommen diese Art des Handels kaum weniger fremdartig finden werden, als wir den Marktverkehr zu Tombuctu oder in einem Kaffernkral. Und doch hatte dies alte weit bekannte Binnengeschäft ein stolzes, ja fürstliches Ansehen und, was mehr werth ist, es war ganz gemacht, bei seinen Theilhabern feste Gesinnung und ein sicheres Selbstgefühl zu schaffen. Denn damals war die See weit entfernt, die Conjuncturen waren seltener und größer, so mußte auch der Blick des Kaufmanns weiter, seine Speculation selbstständiger sein. Die Bedeutung einer Handlung beruhte damals auf den Massen der Waaren, welche sie mit eigenem Gelde gekauft hatte und auf eigene Gefahr vorräthig hielt. Auf den Packhöfen am Flusse lag in langen

Speichern ein großer Theil der fremden Waaren aufgestapelt, ein kleinerer Theil in den Kellern und Gewölben des alten Hauses selbst, viele Vorräthe in Speichern und Remisen der Nachbarschaft. Zahlreiche Kaufleute in der Provinz versorgten sich aus den Magazinen der Handlung mit Colonialwaaren und den tausend guten Erzeugnissen der Fremde, welche uns ein tägliches Bedürfniß geworden sind. Aber auch über die Grenzen des Landes hinaus, nach dem Süden und Osten, bis an die türkische Grenze, saßen die Agenten des Hauses, und dieser Theil des Geschäftes, vielleicht weniger regelmäßig und sicher, galt zur Zeit für die gewinnreichste Thätigkeit der Handlung.

So bot der Verkehr des Tages dem neuen Lehrling eine Menge der verschiedensten Eindrücke, Menschen und Verhältnisse aller Art. Außer den Agenten der Seeplätze, welche fast täglich Waarenproben brachten, und außer den Sensalen der Börse, welche die Geldgeschäfte des Hauses vermittelten, Wechsel anboten und verkauften, zog durch das vordere Comtoir vom Morgen bis zum Abend eine bunte Procession von allerlei Volk. Da kamen Materialhändler aus der Provinz, altväterische Männer mit jeder Art von Mützen und jedem Grade von Bildung und Zuverlässigkeit; sie kauften, drückten die Hände, und verlangten als specielle Freunde des Geschäftes behandelt zu werden; ferner Gutsbesitzer jedes Standes aus der Landschaft, welche die angebauten Handelsgewächse, Farbekräuter, Gewürze u. s. w. anboten; dann polnische Juden, schwarzlockige Gesellen im langen seidenen Kaftan, die zuweilen einkauften, gewöhnlich aber die Producte ihrer Länder, Wolle, Hanf, Potasche, Talg verkaufen wollten.

Mit ihnen war der Verkehr am wenigsten geschäftsmäßig, ihr Kommen erregte jedesmal unter den jüngern Leuten des Comtoirs stille Heiterkeit. Dazwischen kamen Bettler, Hülfesuchende aller Art, Geschäftsfreunde des Hauses, Fuhrleute, welche ihre Frachtbriefe forderten, Auflader und Hausknechte, welche Aufträge erhielten oder die Aufträge anderer Geschäfte ausrichteten. Anton fand es sehr schwer, bei diesem ewigen Thüröffnen und Durcheinandersprechen seine Gedanken zusammenzuhalten und die einfache Arbeit, welche ihm aufgetragen war, zu vollenden.

Eben war Herr Braun eingetreten, der Agent eines befreundeten Hauses in Hamburg, und hatte aus seiner Tasche eine Anzahl Kaffeeproben hervorgeholt. Während diese vom Prinzipal besichtigt wurden, gesticulirte der kleine behende Agent mit seinem goldenen Stockknopf in der Nähe von Antons Augen umher und berichtete von einem Seesturme und dem Schaden, den er angerichtet haben sollte. Da knarrte die Thür, und eine ärmlich gekleidete Frau trat herein. Herr Specht erhob sich und frug: „Was wollen Sie?" Man hörte klägliche Töne, welche mit dem Gepiep eines kranken Huhns Aehnlichkeit hatten, der Kaufmann griff schnell in die Tasche und das Piepen verwandelte sich in ein behagliches Glucksen. „Haushohe Wellen," ruft der Agent. — „Gott vergelt es tausendmal," gluckst die Frau. — „Macht 550 Mark, zehn Schilling," sagt Herr Baumann zum Prinzipal.

Jetzt wird die Thür heftig aufgerissen, ein starker Mann, mit einem Geldsacke unterm Arm, tritt ein, er setzt den Geldsack triumphirend auf den Marmortisch und ruft mit dem Ausdruck eines Mannes, der eine gute That vollbringt:

„Hier bin ich, und hier ist Geld!" Sogleich erhebt sich Herr Jordan und sagt vertraulich: „Guten Morgen, Herr Stephan, wie geht's in Wolfsburg?" — „Ein furchtbares Loch," klagt Herr Braun. — „Wo?" frägt Fink. — „Es ist keine schlechte Stadt, aber wenig Nahrung," sagt Herr Stephan. — „Natürlich im Rumpfe des Schiffes," antwortet Herr Braun. — „Fünfundsiebzig Sack Cuba," bemerkt der Prinzipal als Antwort auf die Frage eines Commis.

Während nun Herr Stephan die Neuigkeiten seiner Stadt erzählt, darunter die traurige Geschichte eines Lehrjungen, der sich mit Hülfe einer Schlüsselbüchse erschossen hat, und während Jordan diese nothwendige Einleitung zu dem bevorstehenden Einkauf geduldig durchmacht, öffnet sich wieder die Thür, ein Bedienter tritt ein und ein Jude aus Brody. Der Diener bringt dem Kaufmann die Einladung zu einem Diner, und der Jude schleicht an die Ecke, wo Fink sitzt.

„Wozu kommt Ihr wieder, Schmeie Tinkeles?" frägt Fink kalt, „ich habe Euch schon gesagt, daß wir kein Geschäft mit Euch machen wollen."

„Kein Geschäft?" ruft der unglückliche Tinkeles krächzend in abscheulichem Deutsch, so daß Anton ihn nur mit Mühe versteht. „Solche Wolle, wie ich bringe, ist noch nicht gewesen im Lande."

„Wie hoch der Centner?" frägt Fink schreibend, ohne den Juden anzusehen.

„Was ich doch habe gesagt," antwortete der Jude.

„Ihr seid ein Narr," sagt Fink, „fort mit Euch!"

„Kein Lootse kann ihm helfen," sagt Herr Braun.

„Meine Empfehlung an Herrn Commerzienrath," ſagt der Kaufmann.

„Mit einem Schwefelhölzchen hat er den Schlüſſel angezündet," ruft Herr Stephan zum Himmel blickend.

„Wai!" ſchreit der Mann im Kaftan, „was iſt das: Fort mit Euch? Mit Fort kann man machen keine Geſchäfte."

„Was wollt Ihr alſo haben für Eure Wolle?"

„41 2/3," ſagt Tinkeles.

„Hinaus!" bemerkt Fink.

„Sagen Sie doch nicht immer hinaus!" bittet der Jude in Verzweiflung, „ſagen Sie, was wollen Sie geben?"

„Wenn Ihr ſo unverſchämt fordert, gar nichts," ſagt Fink, eine neue Seite ſeines Briefes beginnend.

„Sagen Sie doch nur, was wollen Sie geben?" bittet der Jude wieder.

„Nur wenn Ihr wie ein anſtändiger Mann redet," antwortet Fink den Juden anſehend.

„Ich bin anſtändig," ſagt der Jude leiſe, „was wollen Sie geben?

„39," ſagt Fink.

Jetzt geräth Schmeie Tinkels außer ſich, ſchüttelt ſeine ſchwarzen Locken und verſchwört ſich bei ſeiner Seele Seligkeit mit lautem Geſchrei, er könne nicht unter 41; worauf Fink ihm bedeutet, er werde ihn von einem Hausknecht hinausführen laſſen, wenn er ſolchen Lärm mache. Darauf geht der Jude entrüſtet vor die Thüre, ſteckt den Kopf wieder herein und ruft: „Alſo was wollen Sie geben?"

„39," ſagt Fink und ſieht der aufgeregten Mimik des

Händlers ungefähr mit demselben Interesse zu, mit dem ein Physiker die galvanischen Zuckungen eines Frosches betrachtet. Die Zahl 39 bewirkt in der Seele des Juden eine neue Explosion, er tritt wieder vor, verschwört seine Seele in den tiefsten Abgrund der Hölle und erklärt sich selbst für das nichtswürdigste Scheusal der Welt, wenn er für weniger als 41 ablassen könne. Als er sich auf wiederholte Ermahnungen Finks, ruhig zu werden, dazu nicht entschließen kann, wird der Hausknecht gerufen. Das Erscheinen desselben wirkt so weit beruhigend, daß Herr Tinkeles erklärt, er könne allein gehen und werde allein gehen, worauf er still steht und 40½ sagt. Der Agent, der Provinziale und das Comtoir sind still und hören der Verhandlung neugierig zu, während Fink dem armen Schmeie mit einer gewissen Herzlichkeit den Vorschlag macht, er solle sich ohne Weiteres entfernen, er sei völlig Narr und mit ihm kein Geschäft zu machen. Darauf wendet sich der Jude trotzig ab und geht hinaus. Und wieder fährt Herr Braun fort: „Dieser Sturm war ein seltenes Unglück, der Kaffe muß steigen;" und Herr Stephan beweist, daß die Selbstmorde und andere Unthaten seit Erfindung der Schwefelhölzer zugenommen haben; und Fink sagt zum Prinzipal, der einen unterdeß erhaltenen Brief durchliest: „Er wird's lassen, wenn ich ihm noch einen halben Thaler zulege. Wollen Sie mit 39½ abmachen?"

„Wie viel?" fragt der Kaufmann.

„120 Centner," sagt Fink.

„Nehmen Sie," sagt der Kaufmann und liest weiter.

Von Neuem wird die Thür aufgerissen, das Geschwirr geht fort, und Anton müht sich vergebens, zu verstehen, wie

man die Wolle kaufen könne, nachdem der Verkäufer in so entschiedener Weise gegangen ist. Da öffnet sich, grade als wieder drei bis vier Stimmen durcheinander sprechen, ganz leise die Thür, Tinkeles schleicht auf den Zehen herein bis hinter Finks Platz und sagt, diesem die Hand auf die Schulter legend, wehmüthig und vertraulich: „Was wollen Sie noch geben?"

Fink wendet sich um und sagt ebenfalls mit vertraulichen Lächeln: „Weil Ihr es seid, Tinkeles, 39 1/3, aber nur unter der Bedingung, daß Ihr kein Wort weiter sprecht, sonst nehm' ich das Gebot zurück."

„Ich spreche nichts," antwortet der Jude, „sagen Sie 40."

Fink macht eine Bewegung der Entrüstung und weist schweigend nach der Thür. Der Händler geht und dreht an der Thür um.

„Jetzt kommt's," sagt Fink. Darauf kehrt der Händler zurück und spricht mit mehr Haltung: „39 1/2, wenn Sie es dafür wollen nehmen."

Nach einigem Zögern bemerkt Fink wie gelegentlich: „Es mag sein." Worauf Schmeie Tinkeles ganz umgewandelt ist, sich als liebenswürdigen Freund der Handlung erweist und angelegentlich nach dem Befinden des Prinzipals erkundigt.

Und wieder knarrte nach diesem Intermezzo die Thür, neue Käufer und Verkäufer kamen, die Menschen sprachen und Federn knisterten, das Geld rollte unaufhörlich.

Auch der Haushalt, dem Anton jetzt angehörte, erschien ihm sehr fremdartig und mächtig.

Das Haus selbst war ein altes unregelmäßiges Gebäude mit Seitenflügeln, kleinen Höfen und Hinterhäusern, voll von Mauern und kleinen Treppen, von geheimnißvollen Durchgängen, wo kein Mensch welche vermuthete, von Corridoren, Nischen, tiefen Wandschränken und Glasverschlägen. Es war ein durchaus künstlicher Bau, an dem Jahrhunderte gearbeitet hatten, um ihn für späte Enkel so schwierig und unverständlich als irgend möglich zu machen. Und doch sah er im Ganzen betrachtet behaglich aus und umfaßte mit seinen Mauern eine große Welt von Menschen und Interessen. Der ganze Raum unter dem Gebäude und unter seinen Höfen war zu Kellern gewölbt und bis an die Gewölbgurte mit Waaren gefüllt; das ganze Parterre gehörte der Handlung und enthielt außer den Comtoirzimmern fast nichts als Waarenräume. Darüber lagen im Vorderhause die Säle und Zimmer, in denen der Kaufherr selbst wohnte. Herr Schröter war nur kurze Zeit verheirathet gewesen, in einem Jahr hatte er Frau und Kind verloren, seit dem Tode seiner Eltern war eine Schwester Alles, was er von Familie besaß.

Streng hielt der Kaufmann auf den alten Brauch seiner Handlung. Alle Herren des Comtoirs, welche nicht verheirathet waren, wohnten in seinem Hause, gehörten seinem Haushalt an und aßen alle Mittage Punkt ein Uhr an dem Tische des Prinzipals. Am Morgen nach Antons Eintritt hatte Herr Schröter nur wenige Worte mit ihm gewechselt und ihn darauf Herrn Jordan und dem Provinzialgeschäft übergeben. Jetzt, einige Minuten vor der Mittagsstunde, war Anton in die Zimmer des ersten Stocks bestellt, um der Dame des

Hauses vorgestellt zu werden. Erwartungsvoll stieg er die Teppichstufen der breiten Treppe hinauf, der Bediente öffnete und führte ihn durch eine Reihe von Gemächern in das Empfangzimmer. Anton sah auf seinem Wege mit Erstaunen den ruhigen und soliden Glanz der Einrichtung, die großen Wandspiegel, schwere Stoffe, Gemälde, Blumentische, zahlreiche Vasen und Fruchtschaalen von Stein und gemaltem Porcellan. Der Diener schlug eine Portiere zurück, und Anton machte auf dem glatten Parquetboden eine tiefe Verbeugung, als der Prinzipal ihn einer jungen Dame vorstellte und dazusetzte: „Meine Schwester Sabine."

Fräulein Sabine zeigte über dem eleganten Sommerkleide ein feines bleiches Gesicht, von rabenschwarzem Haar eingefaßt. Sie war nicht älter als Anton, aber sie hatte die Würde und Haltung einer Hausfrau. Sie nöthigte Platz zu nehmen und frug ihn theilnehmend, wie er sich eingerichtet habe und ob er noch irgend etwas vermisse.

„Meine Schwester regiert uns Alle," sagte der Kaufmann mit einem freundlichen Blick auf die Dame, „machen Sie hier Ihre Bekenntnisse, wenn Sie irgend einen wirthschaftlichen Wunsch haben; sie ist die gute Fee, welche den Haushalt in Ordnung hält."

Anton sah zu der Fee auf und antwortete schüchtern: „Ich habe bis jetzt Alles weit glänzender gefunden, als ich von Hause aus gewöhnt bin."

„Ihr Leben wird Ihnen bei alle dem mit der Zeit einförmig erscheinen," fuhr der Kaufmann fort, „es ist eine strenge Regelmäßigkeit in unserm Hause, Sie haben viele Arbeit und wenig Zerstreuung zu erwarten; meine Zeit ist

sehr in Anspruch genommen, auch nach dem Schluß des Comtoirs. Wenn Sie aber in irgend einer Angelegenheit Rath oder Hülfe wünschen, so bitte ich, sich vor Allem an mich zu wenden."

Nach dieser kurzen Audienz erhob er sich und führte Anton nach dem Speisezimmer. Auf dem Wege setzte er ihm die Stellung eines Lehrlings im Geschäft auseinander. Anton fand seine Collegen bereits aufgestellt und in bescheidener Toilette das Mahl erwartend; Sabine trat ein und mit ihr eine ältliche Dame, eine entfernte Verwandte der Familie, welche dem Fräulein in der Wirthschaft half und sehr gutmüthig aussah. Die Herren vom Comtoir machten den Damen ihre Verbeugung und Anton erhielt seinen Platz am Ende einer langen Tafel, zwischen den jüngsten seiner Collegen. Ihm gerade gegenüber saß Sabine, neben dieser ihr Bruder, auf der andern Seite die Verwandte, neben dieser Herr von Fink und dahinter alles Uebrige genau nach Rang und Alter im Geschäft. Es war im Ganzen ein stilles Diner, welches eingenommen wurde, Antons Nachbarn sprachen nur wenig und mit gedämpfter Stimme, das Gespräch wurde fast ausschließlich von dem Prinzipal geleitet. Nur der Jokei von gestern benahm sich mit größter Unbefangenheit, erzählte kleine lächerliche Geschichten, wußte andere Leute vortrefflich in Stimme und Haltung nachzuahmen und bewies seiner Nachbarin, der gutmüthigen Tante, eine fast übertriebene Aufmerksamkeit. Kurz Anton, dessen Herz bereits voller Pietät und Ehrfurcht war, sah mit einer Art von frommem Entsetzen, daß Fink den ganzen Tisch so behandelte, als wäre die Tafel nur seinetwegen gedeckt und

als hätte der Kaufherr nur deßhalb ein Geschäft, damit Fink, sein Volontair, leichtsinnige Scherze machen und alle Anwesenden dreist anreden könnte. Dabei glaubte er wahrzunehmen, daß der Kaufherr selbst den jungen Herrn mit Kälte behandelte, und ferner, daß Fink sich sehr wenig um dies zurückhaltende Wesen des Hausherrn kümmerte. Der Diener im schwarzen Frack servirte mit größter Accurateſſe, und als sich die Herren vom Geschäft mit einer Verbeugung erhoben und ihre Stühle wegrückten, nahm Anton aus dem Speisesaal die Ueberzeugung mit hinaus, daß er noch nie so vornehm und feierlich sein Mittagsbrod verzehrt habe.

„Mit Allen werde ich zurechtkommen, nur mit diesem Herrn Fink nicht," sagte sich Anton den Tag über, „er ist zu dreist und zu stolz. Auch sitzen blieb er, als Alle von unserem Geschäft aufstanden. Er paßt nicht hieher," entschied der neue Ankömmling mit einer Weisheit, in welcher mehr Instinct als Erfahrung war. Seit der Zeit sah Anton mit einiger Scheu auf Herrn von Fink, er mußte aber oft nach ihm hinsehen und sich viel um ihn kümmern, denn das Wesen des Gentlemans imponirte ihm doch sehr; der edel geformte Kopf, ein schmales Gesicht mit feinen Zügen, die sichere Haltung und die kurze Entschlossenheit in Bewegungen und Worten. Anton getraute sich kaum ihn anzureden, und Fink gab ihm keine Veranlassung dazu, denn er schien von der Anwesenheit des neuen Lehrlings nichts mehr zu wissen. Nur einmal, als Anton zufällig vor Fink die Treppe des Hinterhauses hinauf ging, redete ihn dieser an: „Nun Master Wohlfart, wie gefällt es Ihnen in diesem Hause?"

Anton blieb stehen und sagte, wie sich für einen guten

Jungen schickt: „Ausgezeichnet! ich sehe und höre so viel Neues, daß ich noch gar nicht zu mir selbst kommen kann."

„Sie werden das Alles gewohnt werden," lachte Fink, „wie an einem Tage geht es das ganze Jahr ohne Veränderung fort. Am Sonntage ein Gericht mehr und ein Glas Wein vor jedem Couvert, und Sie werden gut thun, dazu Ihren Leibrock anzuziehen. Sie sind jetzt als Rad eingefügt in die Maschine, und es wird von Ihnen erwartet, daß Sie das ganze Jahr regelmäßig abschnurren."

„Ich weiß, daß ich fleißig arbeiten muß, um das Vertrauen Herrn Schröter's zu erwerben," antwortete der kleine Philister gereizt durch die rebellische Gesinnung des Volontairs.

„Eine tugendhafte Bemerkung," spottete dieser; „in wenigen Wochen werden Sie sehen, mein armer Junge, welch' ein himmelweiter Unterschied ist zwischen dem Herrn des Geschäfts und den Leuten, welche seine Briefe schreiben und seine Kunden abfertigen. Kein Fürst auf Erden lebt so stolz und einsam unter seinen Vasallen, als dieser Kaffebeherrscher in seinem Reiche. Lassen Sie sich übrigens durch meine Rede nicht stören," fügte er mit etwas mehr Gutmüthigkeit zu, „das ganze Haus wird Ihnen sagen, daß ich unzurechnungsfähig bin. Da Sie mir aber aussehen, wie ein hoffnungsvoller Comtorist, so will ich Ihnen noch einen ehrlichen Rath geben. Kaufen Sie sich einen englischen Sprachlehrer und machen Sie, daß Sie fortkommen, bevor Sie hier einrosten. Alles, was Sie hier lernen, wird Sie noch nicht zu einem tüchtigen Mann machen, wenn Sie anders das Zeug haben, überhaupt einer zu werden. Guten Abend!" Mit diesen Worten drehte Fink unserm Anton

den Rücken und ließ diesen, wieder ärgerlich über den hohen Ton, den der Jokei angenommen hatte, zurück.

Wohl empfand unser Held nach einiger Zeit mitten in dem Rauschen des Geschäftslebens die ewige Gleichförmigkeit der Stunden und Tage; wohl ermüdete ihn das zuweilen, aber es machte ihn nicht unglücklich; denn durch seine Eltern war er an Ordnung und regelmäßigen Fleiß gewöhnt, und diese beiden Tugenden halfen ihm über manche langweilige Stunde hinweg.

Herr Jordan gab sich redlich Mühe, den Lehrling in die Geheimnisse der Waarenkunde einzuweihen, und die Stunde, in welcher Anton zuerst in das Magazin des Hauses trat und hundert verschiedene Stoffe und merkwürdige Bildungen persönlich mit allen Kunstausdrücken kennen lernte, wurde für seinen empfänglichen Sinn die Quelle einer eigenthümlichen Poesie, die wenigstens eben so viel werth war, als manche andere poetische Empfindung, welche auf dem märchenhaften Reiz beruht, den das Seltsame und Fremde in der Seele des Menschen hervorbringt.

Es war ein großes dämmriges Gewölbe im Parterre des Hauses, durch Fenster mit Eisenstäben nothdürftig erhellt, in welchem die Waarenproben und kleinen Vorräthe für den täglichen Verkehr lagen. Tonnen, Kisten und Ballen standen auch hier massenhaft durcheinander, und nur schmale gewundene Pfade führten dazwischen durch. Fast alle Länder der Erde, alle Racen des Menschengeschlechts hatten gearbeitet und eingesammelt, um Nützliches

und Werthvolles vor den Augen unſers Helden zuſammenzuthürmen. Der ſchwimmende Palaſt der oſtindiſchen Compagnie, die fliegende amerikaniſche Brigg, die alterthümliche Arche der Niederländer hatten die Erde umkreiſt, ſtarkrippige Wallfiſchfänger hatten ihre Naſen an den Eisbergen des Süd- und Nordpols gerieben, ſchwarze Dampfſchiffe, bunte chineſiſche Dſchonken, leichte malaiſche Kähne mit einem Bambus als Maſt, alle hatten ihre Flügel gerührt und mit Sturm und Wellen gekämpft, um dies Gewölbe zu füllen. Dieſe Baſtmatten hatte eine Hindufrau geflochten, jene Kiſte war von einem fleißigen Chineſen mit roth und ſchwarzen Hieroglyphen bemalt worden, dort das Rohrgeflecht hatte ein Neger aus Congo im Dienſt des virginiſchen Pflanzers über den Ballen geſchnürt; dieſer Stamm Farbeholz war an dem Sande herabgerollt, den die Wellen des mexikaniſchen Meerbuſens angeworfen haben, jener viereckige Block von Zebra- oder Jacarandaholz hatte in dem ſumpfigen Urwald Braſiliens geſtanden, und Affen und bunte Papageien waren über ſeine Blätter gehüpft. In Säcken und Tonnen lag die grünliche Frucht des Kaffebaumes faſt aus allen Theilen der Erde, in rohen Baſtkörben breiteten ſich die gerollten Blätter der Tabakpflanze, das bräunliche Mark der Palme und die gelblichen Kryſtalle aus dem ſüßen Rohr der Plantagen. Hundert verſchiedene Pflanzen hatten ihr Holz, ihre Rinde, ihre Knospen, ihre Früchte, das Mark und den Saft ihrer Stämme an dieſer Stelle vereinigt. Auch abenteuerliche Geſtalten ragten wie Ungethüme aus dem Chaos hervor, dort hinter dem offenen Faß gefüllt mit oranger Maſſe — es iſt Palmöl von der Oſtküſte Afrikas

— ruht ein unförmiges Thier — es ist Talg aus Polen, der in die Haut einer ganzen Kuh eingelassen ist, — daneben liegen, zusammengedrückt in riesigem Ballen, gepreßt mit Stricken und eisernen Bändern, fünfhundert Stockfische, und in der Ecke gegenüber erheben sich über einem Haufen Elephantenzähne die Barden eines riesigen Wals.

Anton stand noch stundenlang, nachdem die Erklärungen seines Lehrmeisters aufgehört hatten, neugierig und verwundert in der alten Halle, und die Gurte der Wölbung und die Pfeiler an der Wand verwandelten sich ihm in großblättrige Palmen, und das Summen und Geräusch auf der Straße erschien ihm wie das entfernte Rauschen der See, die er nur aus seinen Träumen kannte, und er hörte die Wogen des Meeres in gleichmäßigem Tact an die Küste schlagen, auf welcher er so sicher stand.

Diese Freude an der fremden Welt, in welche er so gefahrlos eingekehrt war, verließ ihn seit dem Tage nicht mehr. Wenn er sich Mühe gab, die Eigenthümlichkeiten der vielen Waaren zu verstehen, so versuchte er auch durch Lectüre deutliche Bilder von der Landschaft zu bekommen, aus welcher sie herkamen, und von den Menschen, die sie gesammelt hatten.

So vergingen schnell die ersten Monate seines Lebens in der Hauptstadt, und es war gut für ihn, daß er auch in seinen Freistunden diese lebhafte Unterhaltung mit der ganzen Welt zu führen hatte, denn in Einem hatte Fink Recht gehabt: Anton blieb trotz dem täglichen Mittagstisch in dem parketirten Speisezimmer doch dem Chef des Hauses und der Familie sehr fremd und fühlte bald, daß eine Schranke gezogen sei zwischen den Herren vom Comtoir

und den Personen des Hauses, die, so unbemerkbar sie für Fremde sein mochte, doch eisenfest stand. Er war so verständig, daß ihm nicht einfiel, darüber zu murren, aber er wurde doch manchmal dadurch gedrückt, denn mit dem Enthusiasmus der Jugend war er schnell bereit, seinen Principal als das Ideal eines Kaufmanns zu verehren. Die Klugheit, Sicherheit und energische Kürze des Mannes und seine stolze Redlichkeit begeisterten ihn; er hätte sich gar zu gern mit schwärmerischer Innigkeit an ihn geschlossen, aber er sah außer den Geschäftsstunden wenig von ihm. Wenn der Kaufmann am Abend nicht in Conferenzen oder im Club war, so lebte er nur für seine Schwester, an der er mit einer rührenden Zärtlichkeit hing. Für seine Schwester hielt der Kaufmann Wagen und Pferde, die er selbst selten benutzte, ihr zu Liebe besuchte er auch Abendgesellschaften und gab selbst welche, zu denen Anton und seine Collegen nicht zugezogen wurden. Dann rollten die Equipagen vor das Haus, galonnirte Bediente flogen Trepp auf Trepp ab, und bunte Schatten schwebten an den erleuchteten Fenstern des Vorderhauses vorüber, während Anton in seiner Dachstube saß und mit Sehnsucht auf das glänzende Leben des Haushaltes sah, zu dem er doch auch gehörte: mit heißer Sehnsucht, denn unser Held war kaum neunzehn Jahr alt und kannte die geschmückte Geselligkeit eleganter Kreise nur aus den trügerischen Schilderungen der Bücher, welche er gelesen hatte. Dann sagte ihm zwar immer sein Verstand, daß er nicht in das Vorderhaus gehöre, und was daraus werden solle, wenn er mit seinem Dutzend Collegen,

die so verschieden an Bildung waren, bei solchen Gesellschaften sich ausbreiten wolle. Aber was der Verstand, dieser alte Herr, sagt, wird von der jungen Dame Begehrlichkeit nicht immer ehrerbietig angehört, und Anton schlich manchmal mit einem leisen Seufzer vom Fenster zu seiner Lampe und den Büchern zurück und bemühte sich, die lockende Musik der Quadrille zu vergessen, indem er auf das Geschrei des Löwen und das Gurgeln des Brüllfrosches in irgend einem tropischen Land lauschte.

6.

Der Freiherr von Rothſattel hatte ſein Quartier in der Hauptſtadt ſelbſt eingerichtet. Es war nur von mäßiger Größe, aber die Form der Möbeln, die Arabesken der einfachen Wandmalerei, die Zeichnung auf Vorhängen und Teppichen waren ſo geſchmackvoll zuſammengepaßt, daß das Ganze in der guten Geſellſchaft als ein Muſter von Eleganz und Wohnlichkeit gerühmt wurde. Recht in der Stille hatte er das Alles vorbereitet. Endlich hielt der neugekaufte Wagen vor der Wohnung, der Freiherr hob ſeine Gemahlin heraus und führte ſie durch die Reihe der Zimmer bis zu ihrem kleinen Boudoir, das ganz mit weißer Gaze decorirt war, die Decke eine Sonne von weißen Falten, und an allen Wänden weiß gefältelte Sterne. Da flog ihm die Baronin entzückt über ſo viel Aufmerkſamkeit in die Arme, und der gute Herr fühlte ſich zufrieden und ſtolz wie ein König. Schnell war die Familie eingelebt, die Ackerpferde führten vom Gut die unvermeidlichen Kiſten, Truhen und Vorräthe von Lebensmitteln herbei, und nachdem einige Tage hindurch Strohhalme von Treppen, Fußböden und Teppichen abgefegt worden waren, konnte man daran denken, ſich außerhalb des Hauſes umzuſehen und die nöthigen Beſuche zu machen.

Ein großer Theil des Landadels pflegte die Wintermo-

nate in der Hauptstadt zuzubringen, und die Rothsattel trafen mehrere Gutsnachbarn, viele Bekannte und Verwandte. Ueberall war man erfreut, die angesehene Familie in der Stadt zu begrüßen, und nach wenigen Wochen fanden sie sich mitten in einem großen Kreise zu fröhlicher Geselligkeit eingelebt. Der niedere Adel mit all seinen Titeln, welche ihm von den deutschen Regenten freigebig ertheilt worden sind, bildete eine stattliche, ziemlich abgeschlossene Corporation, und wenn in dem Völkchen auch nicht gerade ein Ueberfluß von geistreicher Bildung vorhanden war, so war doch das gesellige Behagen, mit dem sie unter einander verkehrten, vielleicht um so größer. Die Baronin wurde durch ihre sichere Liebenswürdigkeit eine Hauptgröße der Frauenwelt; auch ihr Gemahl, der in den ersten Wochen manchmal die Wanderungen durch den Wirthschaftshof und die Spazierritte in seinen Wald vermißt hatte, befand sich bald unter seinen Jugendfreunden nicht weniger wohl. Er wurde Mitglied einer adeligen Ressource, suchte seine alte Virtuosität auf dem Billard hervor, spielte mit Anstand Whist und L'hombre und trieb in müßigen Stunden etwas Politik und ein wenig Kunst. So verlebte die Familie eine behagliche und interessante Wintersaison, und der Freiherr und seine Gemahlin äußerten einander ihre Verwunderung, warum sie ihrem Leben nicht schon in frühern Jahren diese bescheidene und anständige Abwechslung gegönnt hätten.

Nur Lenore war mit dem Umzug nicht ganz zufrieden. Sie fuhr fort, die Befürchtung ihrer Mutter zu rechtfertigen, daß sie ein Original werden könnte. Es wurde ihr schwer, den zahlreichen ältlichen Tanten der Familie eine

anmuthige Ehrerbietung zu bezeigen, und noch schwerer wurde ihr, lustige Herren aus der Nachbarschaft, gute Freunde ihres Vaters, die sie vom Gut her kannte, hier in der Stadt nicht zuerst anzureden, wenn sie ihnen auf der Straße begegnete. Auch das Behältniß war ihr peinlich, in dem sie die Bildung aus dem Mädcheninstitut nach Hause tragen mußte. Es war ein Zwitter von Tasche und Mappe, voll von langweiligen Heften und Lehrbüchern. Da die Mutter nicht gern sah, wenn der Bediente ihr die Schulbücher nachtrug, so schlenkerte sie das Ding verächtlich am Arm, so oft sie auf der Straße ging, blieb dabei von Zeit zu Zeit stehen und sah wie eine Juno mit dreistem Blick auf die Gruppen der Marktleute, auf Eckensteher, die sich prügelten, und auf andere Menschenknäuel, welche sich in den Straßen einer großen Stadt zusammenballen. Einst, als sie so auf der Straße stand, die Mappe als Zeichen ihrer Sklaverei am Arme und einen kleinen Regenschirm in der Hand, siehe, da kam ihr auf dem Trottoir der junge Herr entgegen, den sie im Garten umhergeführt und über den Teich gefahren hatte. Sie freute sich darüber; er war ihr eine freundliche Erinnerung an das Gut, an ihren Pony und an das Volk der Schwäne. Noch war er eine Strecke entfernt, als ihre Falkenaugen ihn beobachteten. Er kam näher und sah sie nicht. Da ihr die Mutter verboten hatte, irgend einen Herrn auf der Straße anzusprechen, so blieb sie in seinem Wege stehen und stampfte ihren Schirm befehlend vor ihm auf die Steine. Anton, der im Geschäftstrott war, blickte auf und sah mit der höchsten Freude, daß das schöne Fräulein vom See vor ihm stand. Er zog er-

röthend seinen Hut, und das Fräulein erkannte aus seinem strahlenden Gesicht mit Befriedigung, daß trotz der Büchertasche ihre Erscheinung noch eben so gewaltig auf ihn wirkte, als früher.

„Wie geht es Ihnen, mein Herr?" frug sie würdevoll, das Köpfchen zurückwerfend.

„Sehr gut," sagte Anton; „wie bin ich glücklich, Sie hier in der Stadt zu sehen."

„Wir wohnen jetzt hier," sprach das Fräulein weniger vornehm, „für den Winter Bärenstraße Nr. 20."

„Darf ich fragen, wie sich der Pony befindet?" sagte Anton ehrfurchtsvoll.

„Denken Sie, er hat zu Hause bleiben müssen," klagte die Dame; „und was treiben Sie hier?"

„Ich bin in der Handlung von T. O. Schröter," antwortete Anton mit einer Verbeugung.

„Also Kaufmann?" sagte das Fräulein, „und womit handeln Sie?"

„Colonialwaaren und Producte; es ist das größte Geschäft in dieser Branche hier am Platz," antwortete Anton mit Selbstgefühl.

„Und haben Sie gute Menschen gefunden, die auch für Sie sorgen?"

„Mein Prinzipal ist sehr gütig gegen mich," antwortete Anton, „in Kleinigkeiten muß ich für mich selbst sorgen."

„Haben Sie auch Freunde hier, mit denen Sie sich amüsiren?" setzte das Fräulein ihr Examen fort.

„Einige Bekannte. Ich habe aber viel zu thun, und in den Freistunden muß ich für mich lernen."

„Sie sehen auch etwas bleich aus," sagte das Fräulein, ihn mit mütterlichem Wohlwollen betrachtend. „Sie müssen sich mehr Bewegung machen und fleißig spazieren gehen. — Es ist mir angenehm gewesen, Sie hier zu treffen; ich werde mich freuen, wenn ich höre, daß es Ihnen wohlgeht," fügte sie, wieder in Majestät übergehend, hinzu. Sie sah ihn noch einen Augenblick an, grüßte mit dem Kopf und verschwand in dem Menschenstrom, während Anton ihr mit abgezogenem Hut nachsah.

Lenore fand nicht für nöthig, über das zufällige Zusammentreffen viele Worte zu verlieren. Nur als einige Tage darauf die Baronin ihren Gemahl frug: „Aus welcher Handlung wollen wir die Waaren nehmen, die der Haushalt braucht?" da sah Lenore von ihrem Buche auf und sagte: „Die größte Handlung hier am Platz ist von T. O. Schröter, Colonialwaaren und Producte."

„Woher weißt du das?" frug der Vater lachend, „du sprichst ja wie ein gelernter Kaufmann."

„Das kommt Alles von diesem Mädcheninstitut," antwortete Lenore trotzig.

Ueber den geselligen Freuden vergaß der Freiherr nicht den Hauptzweck seines Aufenthaltes in der Stadt. Er zog sorgfältige Erkundigungen ein über die technischen Gewerbe, welche andere Gutsbesitzer eingerichtet hatten, er besuchte die Fabriken der Stadt, und bemühte sich, gebildete Techniker kennen zu lernen. Er bekam eine Masse von Nachrichten und erwarb einige Kenntnisse in Maschinen und Fa-

brikanlagen. Aber die Nachrichten, welche er erhielt, waren so widersprechend, und die Anschauungen, welche er selbst gewann, so unvollständig, daß er zuletzt für das Beste hielt, nichts zu übereilen, und abzuwarten, bis sich ein geschäftliches Unternehmen von besonderer und möglichst sicherer Rentabilität fände.

Es darf nicht verschwiegen werden, daß zu dieser Zeit auch der Familienschatz durch ein schönes mit vergoldetem Messing beschlagenes Kästchen vermehrt wurde. Es war von geflasertem Holz mit Arabesken von mattem Metall und mit einem sehr künstlichen Schloß, welches für einen Spitzbuben gar nicht zu öffnen war und den Dieb in die Nothwendigkeit versetzte, das ganze Kästchen zu stehlen. In diesem Behältniß lagen fünfundvierzigtausend Thaler in neuen weißen Pfandbriefen der Landschaft. Der Freiherr betrachtete die Pfandbriefe mit vieler Zärtlichkeit. Er saß in den ersten Tagen stundenlang vor dem geöffneten Kästchen und wurde nicht müde, die Pergamentblätter nach den Nummern zu ordnen, sich über den reinlichen weißen Glanz derselben zu freuen und die Tilgungspläne für das Capital zu entwerfen. Auch als er das Kästchen der Sicherheit wegen wieder in's Depositum der Landschaft gegeben hatte, war der Gedanke daran eine von den kleinen Freuden, welche der ritterliche Freiherr im Stillen hatte. Ja, der Geist dieses Kästchens spukte in seinem Haushalt fort. Die Baronin war verwundert, wenn ihr Gemahl zuweilen anfing, da zu sparen, wo er es sonst nicht gethan hatte; wenn er einige Male von Logenbilleten abrieth, weil man gute Wirthschaft treiben müsse, oder wenn er ihr mit einer gewissen Freude

erzählte, daß er am vergangenen Abend zehn Louisd'or im Spiel gewonnen habe. Die verständige Dame wurde ernstlich besorgt, ob ihr Gemahl nicht durch einen Unfall in Geldverlegenheit gekommen sei; indeß beruhigten sie seine Versicherungen vom Gegentheil und ein zufriedenes Lächeln, welches in solchen Stunden über seinem Gesicht schwebte, sehr bald wieder. In der That waren die kleinen Anfälle von Sparsamkeit nicht consequent und nichts Anderes, als eine unschuldige Laune, denn in allen größeren Dingen hielt der Freiherr in gewohnter Weise auf anständige Repräsentation, und sein Auftreten war durchaus seiner Familie und seinem Wohlstande entsprechend.

Auch war es in der That nicht möglich, gerade jetzt zurückzulegen. Das Leben in der Stadt, die Einrichtung der Wohnung und die unvermeidlichen geselligen Ansprüche verringerten natürlich die Ausgaben nicht.

So kam es, daß der Freiherr, als er zur Abnahme der Winterrechnungen auf sein Gut gereist war, sehr verstimmt nach der Stadt zurückkehrte. Er hatte große Rechnung gemacht, er hatte gesehen, daß die Ausgaben des letzten Jahres größer gewesen waren, als die Einnahmen, daß der Revenüenanschlag des nächsten Jahres keine Deckung des Deficits versprach, daß fast zweitausend Thaler fehlten, welche geschafft werden mußten. Der Gedanke griff ihm an das Herz, daß er dies Geld von den weißen Pergamenten nehmen sollte, und dem Manne, welcher mit dem größten Anstand einen feindlichen Kugelregen ausgehalten hätte, wurde siedend heiß, wenn er dachte, daß er in diesem Falle einige Tausend Thaler wirklicher Schulden auf seinem Gute haben würde. Er war

verständig genug, einzusehen, daß in seiner Speculation ein Fehler gewesen war. Wenn man ein Vermögen durch jährliche kleine Ersparnisse erwerben will, muß man seine Ausgaben einschränken; er aber hatte seine Ausgaben bedeutend vermehrt. Ohne Zweifel war diese Vermehrung sehr nothwendig gewesen, aber es war ein unglücklicher Zufall, daß das so zusammentraf. Seit seinen Lieutnanttagen hatte der gute Herr keine so peinliche Unruhe empfunden. Aus der Stadt zurück konnte er nicht, dafür gab es tausend Gründe; er hatte die Wohnung auf eine Reihe von Jahren gemiethet, was würden die Bekannten zu einer plötzlichen Abreise gesagt haben, wie hätte er seiner geliebten Frau und Lenoren das Opfer zumuthen können? So verschloß er den Aerger in sich. Er entschuldigte gegenüber den besorgten Fragen der Baronin seine Verstimmung durch eine Erkältung auf der Reise, aber tagelang nagte der Gedanke an ihm, daß er einen Verlust erlitten habe, daß er zurückgekommen sei; und je sanguinischer er vorher gewesen war, desto niedergeschlagener wurde er jetzt. Ja es geschah, daß er auf einem Spaziergange durch die Stadt bei einem Lotterieeinnehmer eintrat und ein Lotterielos kaufte, damit ein gütiges Geschick das gut machen möge, was schadhaft war. Zuweilen, besonders am Abend, wenn er aus heiterer Gesellschaft kam, lächelte er selbst über diese Verstimmung und schalt sie thöricht. Das ganze Unglück war so unbedeutend, es war ja keine Lebensfrage; in wenigen Jahren konnten seine Angelegenheiten wieder auf's Beste arrangirt sein. Nur an den nüchternen Morgen kam ihm der langweilige Gedanke wieder, und er konnte ihn nicht los werden.

An einem solchen Morgen wurde Herr Ehrenthal gemeldet, der ihm eine Summe für gekauftes Getreide zu zahlen hatte. Den Freiherrn überkam ein peinliches Gefühl, als der Bediente den Namen Ehrenthal aussprach; der Mann hatte ihm den Rath gegeben, Pfandbriefe aufzunehmen. Freilich sagte er sich im nächsten Augenblick, daß derselbe Mann ihm nicht den Rath gegeben hatte, nach der Stadt zu ziehen; aber er grollte ihm doch, und sein Gruß mochte wohl kälter klingen als gewöhnlich. Herr Ehrenthal war ein zu guter Geschäftsmann, um auf die Launen seiner Kunden viel zu geben. Er zählte sein Geld auf und war dabei freigebig mit der Versicherungen seiner Ergebenheit. Der Freiherr blieb unzugänglich, bis Ehrenthal im Abgehen frug: „Und sie sind gekommen, die Pfandbriefe, gnädiger Herr Baron?"

„Ja," sagte der Herr mürrisch.

„Es ist jammerschade," rief Ehrenthal, „daß fünfundvierzigtausend Thaler liegen sollen so todt, als ob sie nicht vorhanden wären in der Welt. Dem Herrn Baron ist's gleich, ob er einmal gewinnt ein Paar tausend Thaler oder nicht, aber unser Einem ist es nicht gleich. Ich kann in diesem Augenblick machen ein solides Geschäft und ein sicheres, und mein Geld ist versteckt, ich muß mir entgehen lassen einen baaren Gewinn von viertausend Thalern."

Der Freiherr hörte aufmerksam zu, der Händler fuhr mit größerm Muthe fort: „Herr Baron, Sie kennen mich seit Jahren als einen ehrlichen Mann, Sie wissen auch, daß ich nicht ohne Mittel bin; ich will Ihnen einen Vorschlag thun: Leihen Sie mir zehntausend Thaler Pfandbriefe auf drei Monat; ich gebe Ihnen für das Capital einen Wechsel auf

mich selbst, welcher ist wie baar Geld. Es sind zu gewinnen viertausend Thaler bei dem Geschäft; was gewonnen wird, das theile ich mit dem Herrn Baron statt der Zinsen zu gleichen Theilen. Sie sollen kein Risico haben, und wir machen das Geschäft zusammen. Wenn verloren wird, trage ich's allein und zahle in drei Monaten dem gnädigen Herrn die zehntausend Thaler zurück."

Diese Worte des Händlers, so wenig aufregend sie wahrscheinlich in das Ohr des Lesers dringen, klangen dem Freiherrn wie ein Alarmsignal beim unbehaglichen Bivouac. Eine heftige Spannung, eine wilde Freude arbeitete in ihm. Kaum hatte er Ruhe genug, zu sagen: „Vor Allem muß ich wissen, von welcher Art das Geschäft ist, das Sie mit meinem Gelde machen wollen."

Der Geldmann setzte das auseinander. Es war ihm der Antrag gemacht, eine große Quantität Holz zu kaufen. Das Holz lag auf einem Flößplatz im obern Theile der Provinz. Der Händler holte die Berechnung der Holzmasse, der Transportkosten bis zur Hauptstadt und des Werthes, den das Holz in der Hauptstadt haben würde, aus seiner Tasche und bewies dem Freiherrn, daß dabei in sechs bis acht Wochen ein sicherer Gewinn von bedeutender Größe zu machen sei.

Der Freiherr sah mit Aufmerksamkeit die Menge der Zahlen durch; wenn die Berechnung richtig war, so war der Gewinn sonnenklar; er that aber doch die bedächtige Frage: „Wie kommt es, daß der Eigenthümer des Holzes das Geschäft nicht selbst macht, und daß er sich einen so sichern Gewinn entgehen läßt?"

Der Händler zuckte die Achseln. „Wer ein Geschäft

macht, kann nicht immer fragen, warum läßt der Andere die Waare so billig? Wer in Verlegenheit ist, kann nicht warten zwei bis drei Monat, das Eis liegt auf dem Fluß, der Mann braucht das Geld binnen hier und zwei Tagen."

„Sind Sie sicher, daß das Eigenthumsrecht des Verkäufers unbestreitbar ist?" frug der Freiherr.

„Der Mann ist mir sicher," sagte der Händler; „wenn ich ihm das Geld bis morgen Abend schaffe, ist das Holz mein."

Dem Edelmann war es peinlich, die Verlegenheit eines Andern zu benutzen, so sehr sich auch sein Herz nach dem Gewinn sehnte. Er sagte mit Würde: „Ich halte es für unpassend, auf den Verlust eines Andern zu rechnen."

„Warum soll er haben Verlust?" rief Ehrenthal eifrig. „Er ist Speculant, jetzt braucht er Geld; vielleicht will er machen ein größeres Geschäft; so muß er den Vortheil am kleinern überlassen einem Andern. Er hat sich erboten, gegen Zehntausend baar den ganzen Vorrath zu übergeben. Es ist nicht meine Sache, zu fragen, ob er mehr gewinnen kann mit meinem Gelde, als ich gewinnen kann durch sein Holz."

Was Herr Ehrenthal sagte, war richtig; er verschwieg nur Einiges. Der Verkäufer des Holzes war ein unglücklicher Speculant, der, von seinen Gläubigern gedrängt, eine Auspfändung fürchtete und die unbescheidenen Hoffnungen derselben dadurch beendigen wollte, daß er seine Vorräthe an einen Fremden schnell und heimlich verkaufte und mit der erhaltenen Summe unsichtbar wurde. Vielleicht wußte Herr Ehrenthal das; vielleicht ahnte auch der Freiherr, daß es

bei einem so leichten Gewinn eine Bewandniß haben müsse, wenigstens sagte sein Kopfschütteln, daß ihm die Sache keineswegs ganz klar war. Und doch hatte er wenig zu wagen und nichts zu verantworten; er lieh sein Geld an einen sichern Mann, den er seit vielen Jahren als wohlhabend und pünktlich kannte, und gewann dadurch die Aussicht, in kurzer Zeit einen bösen Geist los zu werden, der ihn rastlos quälte. Er war zu unruhig, um zu überlegen, daß er vielleicht einen Teufel vertreibe durch Beelzebub, der Teufel Obersten. Er klingelte nach seinem Wagen und sagte vornehm: „In einer Stunde sollen Sie das Geld haben."

Ehrenthal dankte in seiner feurigen Weise für diese große Gefälligkeit, schrieb auf der Stelle einen wohlverclausulirten Sola-Wechsel über die Pfandbriefe und empfahl sich mit einer Unterthänigkeit, die sehr gegen das stolze Kopfnicken des Freiherrn abstach.

Seit diesem Tage lebte der Freiherr in banger Erwartung. Immer mußte er an die Unterredung mit dem Händler denken. Wenn er am Theetisch neben seiner Gemahlin saß und über Theater und Concert geplaudert wurde, irrte seine Seele ruhelos zwischen den Lücken der Holzklaftern umher oder wurde von langen rollenden Mastbäumen gedrückt; und wenn er die Arbeitsbücher seiner Tochter durchsah, so starrten ihm auf dem Deckel und am Rande zahlreiche Gesichter Ehrenthals entgegen, und jedes lachte ihn höhnisch an. So oft er auf seinem Jagdpferd ausritt, richtete sich der Kopf des Pferdes nach dem Strom, und mit finsterm Blick sah der Reiter auf die gefrorene Fläche hinab, sah die Eis-

schollen stromabwärts treiben und das hohe Frühlingswasser bis an die Steine des Randes fluthen.

Ehrenthal hatte sich lange nicht sehen lassen. Endlich, an einem sonnigen Morgen erschien er mit seinen unvermeidlichen Bücklingen, zog ein großes Packet aus der Tasche und rief triumphirend: „Herr Baron, das Geschäft ist gemacht! Hier sind die Pfandbriefe zurück und hier sind zweitausend Thaler als der Gewinn, welcher auf Sie fällt."

Die Hand des Freiherrn griff hastig nach dem Packet. Es waren dieselben weißen Pergamente, die er mit schwerem Herzen aus der Cassette hervorgeholt hatte, und außerdem ein Bündel Cassenscheine. Diesmal hörte der Freiherr kaum auf den Wortschwall des Händlers, eine Last fiel ihm vom Herzen, er hatte seine Pfandbriefe wieder, und der Ausfall in seinen Finanzen war gedeckt. Ehrenthal wurde gnädig entlassen, die Pergamente eingeschlossen, und der Freiherr durfte sich heute keinen Zwang anthun, um ein liebenswürdiger Gesellschafter zu sein. Noch an demselben Tage kaufte er der Baronin einen Schmuck von Türkisen, den sie lange im Stillen gewünscht hatte.

Seit dem Tage war im Hause des Freiherrn heller Sonnenschein, und wenn es eine Erinnerung an die letzten Wochen gab, so äußerte sie sich nur in Kleinigkeiten. Der Kopf des Halbblutes vermied seit diesem Tage den Strom eben so sehr, als er ihn früher gesucht hatte, und wenn der Reiter auf der Straße von Herrn Ehrenthal gegrüßt wurde, so regte sich wieder ein lebhafter Widerwille gegen den glücklichen Geschäftsmann in seiner Seele, und sehr nachlässig

war der Gegengruß, welchen er von der Höhe des Rosses zurückgab.

Aber noch ein dunkler Schatten aus der letzten Vergangenheit sollte über den Freiherrn fallen. Er las in dem Zimmer seiner Frau die Zeitung, als sein Auge auf einen Steckbrief fiel, durch welchen ein verschwundener Holzhändler wegen betrügerischen Bankerotts verfolgt wurde. Er legte das Blatt weg, ein kalter Schweiß trat ihm auf die Stirn. Und er, der furchtlose Cavalier, nahm das Zeitungsblatt vom Tisch fort und versteckte es tief unter die Bücher seines Arbeitstisches. Wenn der Betrüger derselbe Mann war — Ehrenthal hatte ihm keinen Namen genannt — aber wenn er, der Edelmann, durch sein Geld und seinen Gewinn fremde wohlbegründete Ansprüche verkürzt hatte; wenn er Gehülfe eines Betrugs geworden war, und wenn er für diese Hülfe bezahlt worden war — diese Gedanken waren fürchterlich für sein stolzes Herz. Der Herr ging in der Stube auf und ab und rang die Hände; er eilte zum Schreibtisch, um den Gewinn einzupacken und fortzuschaffen, er wußte selbst nicht wohin, sich von der Seele, weit weg aus seinem Hause. Mit Bestürzung sah er, daß nur noch ein kleiner Theil des Gewinns vorhanden war. Wie gelähmt setzte er sich an den Tisch und legte den Kopf auf seine Hände. Es war etwas in ihm entzwei gegangen, das fühlte er, und er fürchtete, für immer. Heftig sprang er wieder auf, riß an der Klingel und ließ Ehrenthal zu sich fordern.

Zufälliger Weise war der Händler verreist. Unterdeß sprachen dem Freiherrn die freundlichen Stimmen, welche in der Menschenbrust mit klugen und gewählten Worten

alles Bedenkliche in ein gutes Licht zu ſetzen wiſſen. Wie war die ganze Angſt ſo thöricht! Es gab viele hundert Leute am Oberlauf des Stromes, die mit Holz handelten, es war ja ſehr unwahrſcheinlich, daß gerade jener Betrüger der Mann Ehrenthals ſein ſollte. Und ſelbſt in dieſem Fall, wie groß war ſein eigenes Unrecht bei dem ganzen Ereigniß? Klein, ſehr klein, für einen Geſchäftsmann nicht zu erkennen. Ja ſelbſt Ehrenthal, was konnte er dafür, wenn der Verkäufer das Geld zu einem Betrug verwandt hatte? Es war doch Alles ehrlich und geſetzlich gekauft worden. — So ſprach es fortwährend begütigend in dem Freiherrn, ach, und welche Mühe gab ſich der Herr, all dieſe Stimmen recht deutlich zu hören.

Als Ehrenthal endlich ankam und haſtig zum Freiherrn eilte, trat ihm dieſer mit einem Geſicht entgegen, das den Händler wirklich erſchreckte. „Wie heißt der Mann, von dem Sie das Holz gekauft haben?“ frug der Freiherr heftig an der Thür.

Ehrenthal ſtand betroffen, auch er hatte ſeine Zeitung geleſen und verſtand, was in der Seele des Edelmanns vorging. Er nannte einen beliebigen Namen.

„Und wie hieß der Ort, wo das Holz lag?“ klang die zweite Frage etwas ruhiger. Herr Ehrenthal nannte einen beliebigen Ort.

„Iſt das Wahrheit, was Sie mir ſagen?“ frug der Freiherr tief aufathmend zum dritten Mal.

Da Herr Ehrenthal ſah, daß er einen Kranken vor ſich hatte, ſo behandelte er ihn mit der Milde, welche dem Arzt ſo gut anſteht. „Was ſich der Herr Baron für Sorge machen!“ ſagte er kopfſchüttelnd. „Ich glaube, der Mann, mit dem ich

habe gemacht das Geschäft, hat seinen guten Vortheil dabei gehabt. Es sind große Eichenlieferungen ausgeschrieben, dabei sind für Einen, der dort oben wohnt, hundert Procent zu verdienen. Ich glaube, er wird sie haben verdient. Das Geschäft, welches ich mit ihm gemacht habe, ist gewesen gut und sicher, wie es kein Kaufmann von der Hand weisen wird. Und wenn er auch ein schlechter Mensch wäre, was haben Sie, gnädiger Herr, darum zu sorgen? Ich habe keinen Grund gehabt, Ihnen den Namen des Mannes und des Ortes zu verbergen, ich habe Ihnen doch Beides damals nicht gesagt, weil nicht Sie gemacht haben das Geschäft, sondern ich. Ich bin gewesen Ihr Schuldner, und ich habe Ihnen zurückgezahlt das Geld mit einer Provision. Mit einer guten Provision, das ist wahr. Ich habe seit Jahren Vieles bei Ihnen verdient, warum soll ich nicht zuerst Ihnen den Vortheil gönnen, den ich jedem Andern auch gegeben hätte? Was machen Sie sich Sorgen, Herr Baron, um Dinge, die nicht sind!"

„Das verstehen Sie nicht, Ehrenthal," sagte der Gutsherr freundlicher; „es ist mir lieb, daß die Sache so steht. Wäre der Betrüger jener Mann gewesen, mit dem Sie gehandelt haben, so hätte ich unser Verhältniß abgebrochen, ich hätte Ihnen nie verziehen, daß Sie mich wider meinen Willen zum Mitschuldigen eines Betrugs machten."

Ehrenthal wurde entlassen, und der Freiherr war von einer schweren Sorge befreit. Er beschloß, sich näher nach jenem beliebigen Namen und dem unbekannten Dorfe zu erkundigen. Er erkundigte sich aber nicht darnach; durch die überstandene Angst war ihm die Erinnerung an das Geld-

geſchäft ſehr peinlich geworden, und er mühte ſich, gar nicht mehr daran zu denken.

Er war ein zartfühlender, guter Herr, und Ehrenthal war derſelben Meinung, denn als er die Treppe hinunterging, murmelte er vor ſich hin: „Er iſt gut, der Baron, er iſt gut!“

7.

Anton ſtand unter der gemeinſamen Oberhoheit der Herren Jordan und Pir und entdeckte bald, daß er die Ehre hatte, kleiner Vaſall eines großen Staatskörpers zu ſein. Was die unerfahrene Außenwelt höchſt oberflächlich unter dem Namen Commis zuſammenfaßt, das waren für ihn, den Eingeweihten, ſehr verſchiedene, zum Theil Ehrfurcht gebietende Aemter und Würden. Der Buchhalter, Herr Liebold, thronte als geheimer Miniſter des Hauſes an einem Fenſter des zweiten Comtoirs in einſamer Majeſtät und geheimnißvoller Thätigkeit. Unaufhörlich ſchrieb er Zahlen in ein ungeheures Buch, und ſah nur ſelten von ſeinen Ziffern auf, wenn ſich ein Sperling auf die Gitterſtäbe des Fenſters ſetzte, oder wenn ein Sonnenſtrahl die eine Fenſterecke mit gelbem Glanz überzog. Herr Liebold wußte, daß der Sonnenſtrahl nach den alterthümlichen Geſetzen des Univerſums in keiner Jahreszeit weiter dringen durfte, als bis zur Spitze des Fenſterbrets, aber er konnte ſich doch nicht enthalten, ihm plötzliche Ueberfälle auf das Hauptbuch zuzutrauen, und beobachtete ihn deßhalb mit argwöhniſchen Blicken.

Mit der Ruhe ſeiner Ecke contraſtirte die ewige Rührigkeit in der entgegengeſetzten. Dort waltete in beſonderem Verſchlage der zweite Würdenträger, der Caſſirer Purzel, umgeben von eiſernen Geldkaſten, ſchweren Geldſchränken

und einem großen Tisch mit einer Steinplatte. Auf diesem Tisch klangen die Thaler, klirrte das goldene Blech der Ducaten, flatterte geräuschlos das graue Papiergeld vom Morgen bis zum Abend. Wer die Pünktlichkeit als allegorische Figur in Oel malen wollte, der mußte ohne Widerrede Herrn Purzel abmalen und durfte höchstens das antike Costüm dadurch andeuten, daß er mit künstlerischer Licenz Herrn Purzel die Strümpfe über die Stiefeln und das weiße Oberhemd über den Comtoirrock herüber malte. Alles hatte in der Seele des Herrn Purzel eine eisenfeste unveränderliche Stellung, unser Herrgott, die Firma, der große Geldkasten, der Wachsstock, das Petschaft. Jeden Morgen, wenn der Cassirer in seinen Verschlag getreten war, begann er seine Amtsthätigkeit damit, daß er die Kreide ergriff und einen weißen Punkt auf den Tisch malte, um der Kreide selbst die Stelle zu bezeichnen, wo sie sich den Tag über aufzuhalten hatte. Er stand nicht allein in seiner wichtigen Amtsthätigkeit. Ein alter Hausdiener war seine Ordonnanz, die als Ausläufer mit Geldsäcken und Papiergeld den Tag über nach allen Richtungen der Stadt trabte. Es ist wahr, daß die Ordonnanz an der Eigenthümlichkeit litt, gegen Abend sehr feurig auszusehen und in einer persönlichen Abhängigkeit von starkem Getränk zu stehen. Aber diese Eigenschaft vermochte nicht ihre Treue und Besonnenheit zu erschüttern, ja sie schärfte die Erfindungskraft der Ordonnanz, denn nie hat eines Menschen Gewand so viele geheime Taschen mit Knöpfen und Schnallen gehabt, als der Rock des Ausläufers, und nach jedem Glase, das er getrunken, steckte er die Banknoten in einen noch geheimeren Verschluß.

In dem vordern Comtoir war Herr Jordan die erste Person, der Generalstatthalter seiner kaiserlichen Firma. Er war der Aristo der Correspondenten, erster Commis des Hauses, hatte die Procura und wurde von dem Prinzipal zuweilen um seine Ansicht befragt. Er blieb für Anton, was er ihm schon am ersten Tage gewesen war, ein treuer Rathgeber, ein Muster von Thätigkeit, der gesunde Menschenverstand in Person.

Von den Correspondenten des Comtoirs, welche unter Anführung des Herrn Jordan Briefe schrieben und Bücher führten, war für Anton neben Herrn Specht, dem Sanguiniker, am interessantesten Herr Baumann, der künftige Apostel der Heiden. Der Missionär war nicht nur ein Heiliger, sondern auch ein sehr guter Rechner. Er war untrüglich in allen Reductionen von Maß und Gewicht, warf die Preise der Waaren aus und besorgte die Calculatur des Geschäftes. Er wußte mit Bestimmtheit anzugeben, nach welchem Münzfuß die Mohrenfürsten an der Goldküste rechneten, und wie hoch der Curs eines preußischen Thalers auf den Sandwichinseln war. Herr Baumann war Antons Stubennachbar und fühlte sich durch die gute Art unseres Helden so angezogen, daß er ihm in kurzer Zeit seine Neigung zuwandte und in den Abendstunden zuweilen seinen Besuch gönnte. Den Uebrigen stand er fern und ertrug mit christlicher Geduld ihre Spöttereien über seine Pläne.

Auch außerhalb des Hauses hatte die Firma noch einige Würdenträger. Da war Herr Birnbaum, der Zollcommis, welcher nur selten im Comtoir sichtbar wurde und nur des Sonntags am Tische des Prinzipals erschien, ein exacter

„Jetzt kommen sie uns schon auf den Wäschboden," sagte die Tante eben so eifrig zum Prinzipal.

„Die Cigarren dürfen hier unten nicht stehn bleiben," erklärte Herr Pix dem Prinzipal und der Tante.

„Unter den Wäschleinen dulde ich keine Cigarren!" rief die Tante; „kein Ort im Hause ist mehr sicher vor Herrn Pix. Auch in die Kammern der Dienstmädchen hat er Cigarren räumen lassen; die Mädchen klagen, daß sie es vor Tabakgeruch nicht mehr aushalten."

„Es ist trocken dort oben," sagte Herr Pix zum Prinzipal.

„Können Sie die Cigarren nicht irgend anderswo unterbringen?" frug der Prinzipal Herrn Pix rücksichtsvoll.

„Es ist unmöglich," antwortete Herr Pix bestimmt.

„Haben Sie den ganzen Bodenraum zur Wäsche nöthig, liebe Tante?" frug der Prinzipal die Dame.

„Ich glaube, die Hälfte wäre genug," warf Herr Pix dazwischen.

„Ich hoffe, Sie werden sich mit einer Ecke begnügen," entschied der Prinzipal lächelnd. „Lassen Sie sogleich den Tischler einen Verschlag machen."

„Wenn Herr Pix erst einmal auf dem Boden ist, so wird er unsere Wäsche ganz verdrängen," klagte die erfahrene Tante.

„Es soll die letzte Bewilligung sein, die wir ihm machen," beruhigte sie der Prinzipal.

Herr Pix lachte still, wie die Tante später behauptete, mit einem rebellischen Grinsen, und gab unserm Helden,

ſobald ſich die beiden Autoritäten entfernt hatten, ſofort den Befehl, mit den Kiſten wieder hinauf zu ziehen.

Am größten aber war Herr Pix, ſo oft ſeine Vertrauten, die reiſenden Commis des Geſchäftes, auf kurze Zeit in die Handlung zurückkehrten. Dann ſetzte ſich das Provinzialgeſchäft im Hinterhauſe zuſammen und verarbeitete die Neuigkeiten des Landes. Dann entfaltete Herr Pix ſeine genaue Bekanntſchaft mit allen Geſchäftsleuten der Provinz, mit ihren Vermögensverhältniſſen und ihrer Gemüthsart und verfügte in kurzen, aber gewichtigen Worten, wie viel an Vertrauen und Credit den kleinen Handlungen zu ſchenken ſei. Dann wurde Punſch getrunken und Solo geſpielt, welches Spiel ſeines monarchiſchen Charakters wegen von Herrn Pix am meiſten geſchätzt wurde, doch behandelte er auch hier alle Compagniegeſchäfte mit Verachtung.

Was aber Herrn Pix in dem Auge der Mitwelt das größte Anſehen gab, das waren die Rieſen, welche um die große Waage herum nach ſeinem Befehle ſchalteten, hohe breitſchultrige Männer mit herkuliſcher Kraft. Wenn ſie die großen Tonnen zuſchlugen und rollten und mit Centnern umgingen, wie gewöhnliche Menſchen mit Pfunden, ſo erſchienen ſie dem neuen Lehrling wie die Ueberreſte eines alten Volkes, von dem die Mährchen erzählen, daß es einſt auf deutſchem Boden gehauſt und mit thurmhohen Felsblöcken Märmel geſpielt habe. Bald merkte Anton, daß ſie ſelbſt nicht einem Stamme angehörten. Da waren zuerſt ſechs Hausknechte, alle von der Natur aus zähem Holz über Lebensgröße ausgeführt. Sie gehörten ganz der Handlung an, waren die regelmäßigen Untergebenen des ſchwarzen

Pinsels, ja mehrere von ihnen wohnten im Hause selbst und hatten allnächtlich die Reihe nach der Wache. Von neun Uhr ab saß dann Pluto, der Newfoundländer des Fräulein, neben einer riesigen Gestalt schweigend im Schatten eines großen Fasses. Diese Hausknechte, wie groß sie auch waren und wie stark, sahen doch den Söhnen sterblicher Menschen noch in manchen Stücken ähnlich. Daneben aber bildeten die Auflader der Kaufmannschaft eine besondere Corporation, welche auf dem Packhof vor dem Thore ihr Hauptquartier hatte und von dort aus die Ladungen nach den großen Waarenhandlungen der Stadt schaffte oder abholte. Diese waren die mächtigsten unter den Riesen, und Einzelne unter ihnen von einer Körperkraft, wie sie in anderm Berufe nicht mehr gefunden wird. Sie hatten mit vielen Handlungen der Stadt zu thun, aber das alte angesehene Haus von T. O. Schröter war die irdische Stätte, auf der sie sich am liebsten herabließen, mit der kleinen Gegenwart zu verkehren. Seit mehr als einem Menschenalter war der Chef dieses Hauses der erste Vorstand ihrer Corporation gewesen. So hatte sich ein Clientenverhältniß zu der Firma gebildet. Herr Schröter empfing am Neujahr als Erster ihren Glückwunsch und wurde Pathe sämmtlicher Riesenkinder, welche im Lauf des Jahres bei ihrer Taufe die Arme der dienstthuenden Hebamme auf das Taufbecken hinunterdrückten und den Geistlichen durch ihre ungeheuren Köpfe so beunruhigten, daß er seine Stimme zur Stärke des Donners erhob, um den Teufel aus ihnen herauszutreiben.

Unter diesen Lederschürzen war Sturm, ihr Oberster, wieder der größte und stärkste, ein Mann, der enge Hintergassen

vermied, um seine Kleider nicht auf beiden Mauerseiten zu reiben. Er wurde gerufen, wenn eine Last so schwer war, daß seine Kameraden sie nicht bewältigen konnten, dann stemmte er seine Schulter an und schob die größten Fässer weg, wie Holzklötzchen. Es ging von ihm die Sage, daß er einmal ein polnisches Pferd mit allen vier Beinen in die Höhe gehoben hätte, und Herr Specht behauptete, es gebe für ihn nichts Schweres auf der Erde. Ueber seinem großen Körper glänzte ein breites Gesicht von natürlicher Gutherzigkeit, welche nur durch die Würde gebändigt wurde, die ein Mann von seiner Stellung besitzen mußte.

Er stand zur Firma in einem besonders freundschaftlichen Verhältniß und besaß ein einziges Kind, an dem er mit großer Zärtlichkeit hing. Der Knabe hatte seine Mutter früh verloren, und der Vater hatte ihn als funfzehnjährigen Burschen in der Handlung von T. O. Schröter untergebracht in einer eigenthümlichen Stellung, die er selbst für ihn ausgedacht. Karl Sturm war unter den Hausknechten ungefähr dasselbe, was Fink im Comtoir war, ein Volontair, er trug seine Lederschürze und seinen kleinen Haken, wie der Vater, und war durch eignes Verdienst zu einem ausgedehnten Wirkungskreis gekommen. Er genoß das Vertrauen aller Mitglieder der Handlung, wußte in jedem Winkel des Hauses Bescheid, sammelte alle Bindfaden und Schnüre, alle Nägel und alle Faßdauben, hob alles Packpapier auf, fütterte den Pluto und unterstützte den Bedienten beim Stiefelputzen. Er konnte genau angeben, wo irgend eine Tonne, ein Bret, ein alter Waarenrest lag. Wenn ein Nagel einzuschlagen war, so wurde Karl gerufen; so oft ein Stemmeisen verlegt

war, Karl wußte es zu ſchaffen; wenn die Tante den Wintervorrath von Schinken und Würſten aufhob, ſo verſtand Karl am beſten, dieſe Schätze einzupacken, und wenn Herr Schröter eine ſchnelle Beſtellung auszurichten hatte, ſo war Karl der zuverläſſigſte Bote. Zu Allem anſtellig, immer guter Laune und nie um Auskunft verlegen, war er ein Günſtling aller Parteien, die Auflader nannten ihn „unſer Karl," und der Vater wandte ſich oft von ſeiner Arbeit ab, um einen heimlichen Blick voll Stolz auf den Knaben zu werfen.

Nur in einem Punkt war er nicht mit ihm zufrieden, Karl gab keine Hoffnung, ſeinem Vater in Größe und Stärke gleich zu werden. Er war ein hübſcher Burſch mit rothen Wangen und blondem Kraushaar, aber nach dem Gutachten aller Rieſen war für ſeine Zukunft keine andere als eine mäßige Mittelgröße zu erwarten. So kam es, daß der Vater ihn als eine Art Zwerg behandelte, mit unaufhörlicher Schonung und nicht ohne Wehmuth. Er verbot ſeinem Sohne, beim Aufladen ſchwerer Frachtgüter anzugreifen, und wenn er plötzlich von einem Vatergefühl ergriffen wurde, ſo legte er die Hand vorſichtig auf den Kopf ſeines Karls in der unbeſtimmten Furcht, daß die Köpfe von Zwergen nur die Dicke einer Eierſchale hätten und bei einem kräftigen Druck zerbrechen müßten.

„Es iſt einerlei, was das Ding lernt," ſagte er zu Herrn Pix, als er den Knaben nach der Confirmation im Geſchäft einführte, „wenn er nur Zweierlei lernt: ehrlich ſein und praktiſch ſein." Dieſe Rede war ganz nach dem Herzen des Herrn Pix. Und der Vater fing ſeine Lehre auf der Stelle damit an, daß er den Sohn in das große Gewölbe unter die offenen Vorräthe führte und zu ihm ſagte:

„Hier ſind die Mandeln, und hier die Roſinen; dieſe in dem kleinen Faß ſchmecken am beſten, koſte einmal.“

„Sie ſchmecken gut, Vater,“ rief Karl vergnügt.

„Ich denk's, Liliputer,“ nickte der Vater. „Sieh, aus allen dieſen Fäſſern kannſt du eſſen, ſo viel du willſt, kein Menſch wird dir's wehren; Herr Schröter erlaubt dir's, Herr Pix erlaubt dir's, ich erlaube dir's. Jetzt merke auf, mein Kleiner. Jetzt ſollſt du probiren, wie lange du vor dieſen Tonnen ſtehen kannſt, ohne hineinzugreifen. Je länger du's aushältſt, deſto beſſer für dich; wenn du's nicht mehr aushalten kannſt, kommſt du zu mir und ſagſt: es iſt genug. Das iſt gar kein Befehl für dich, es iſt nur wegen dir ſelber und wegen der Ehre.“ So ließ der Alte den Knaben allein, nachdem er ſeine große dreiſchalige Uhr herausgezogen und auf eine Kiſte neben ihn gelegt hatte. Verſuch's zuerſt mit einer Stunde,“ ſagte er im Weggehen, „geht's nicht, ſo ſchadet's auch nicht. Es wird ſchon werden.“ Der Junge ſteckte trotzig die Hände in die Hoſentaſchen und ging zwiſchen den Fäſſern auf und ab. Nach Verlauf von mehr als zwei Stunden kam er die Uhr in der Hand zum Vater heraus und rief: „Es iſt genug.“

„Zwei und eine halbe Stunde,“ ſagte der alte Sturm und winkte vergnügt Herrn Pix zu. „Jetzt iſt's gut, Kleiner, jetzt brauchſt du den übrigen Tag nicht mehr in das Gewölbe zu gehen. Komm her, du ſollſt dieſe Kiſte zuſammenſchlagen; hier iſt ein neuer Hammer für dich, er koſtet zehn Groſchen.“

„Er iſt nur acht werth,“ ſagte Karl den Hammer betrachtend, „du kaufſt immer zu theuer.“

So wurde Karl eingeführt. Am ersten Morgen, nachdem Anton gekommen war, sagte Karl zu seinem Vater im Hausflur: „Es ist ein neuer Lehrling da.“

„Was ist's für einer?“ frug der Alte.

„Er hat einen grünen Rock und graue Hosen, es ist Mitteltuch; er ist nur wenig größer als ich. Er hat schon mit mir gesprochen, es scheint ein guter Kerl. Gieb mir dein Taschenmesser, ich muß ihm einen neuen Holznagel in seinen Kleiderschrank schneiden.“

„Mein Messer, du Knirps?“ rief Sturm auf seinen Sohn herunterſehend mit tadelnder Stimme, „du hast ja dein eigenes.“

„Zerbrochen,“ sagte Karl unwillig.

„Wer hat's gekauft?“ frug Sturm.

„Du hast's gekauft, Vater Goliath; es war ein erbärmliches Ding, wie für ein Wickelkind.“

„Ich konnte dir doch kein schweres kaufen für deine kleine Hand,“ frug der Vater gekränkt.

„Da haben wir's,“ sagte Karl, sich vor den Vater hinstellend, „wenn man dich hört, muß man glauben, ich wäre eine Kaulquabbe von Gassenjungen, die ihre Hosen noch an die Jacke knöpft und hinten ein weißes Schwänzchen trägt.“

Die Auflader lachten. „Sei nicht aufsätzig gegen deinen Vater,“ sagte Sturm und legte seine Hand behutsam auf den Kopf seines Sohnes.

„Sieh, Vater, da ist der Lehrling,“ rief Karl und betrachtete Anton, der jetzt für ihn zum Inventarium der Hauses gehörte, mit prüfenden Blicken.

Herr Pix stellte Anton dem Riesen vor, und Anton sagte

wieder mit Achtung zu dem Riesen aufsehend: „Ich war noch nie in einem Geschäft, ich bitte auch Sie, mir zu helfen, wo ich nicht Bescheid weiß.“

„Alles Ding will gelernt sein,“ erwiederte der Riese mit Würde. „Da ist mein Kleiner hier, der hat in einem Jahre schon hübsch etwas losgekriegt. Also Ihr Vater ist nicht Kaufmann?“

„Mein Vater war Beamter, er ist gestorben,“ erwiederte Anton.

„Oh, das thut mir leid,“ sagte der Auflader mit betrübtem Gesicht. „Aber Ihre Frau Mutter kann sich doch über Sie freuen.“

„Sie ist auch gestorben,“ sagte Anton wieder.

„Oh, oh, oh!“ rief der Riese bedauernd und sann erstaunt über das Schicksal Antons nach. Er schüttelte lange den Kopf und sagte endlich mit leiser Stimme zu seinem Karl: „Er hat keine Mutter mehr.“

„Und keinen Vater,“ erwiederte Karl ebenso.

„Behandle ihn gut, Liliputer,“ sagte der Alte, „du bist gewissermaßen auch eine Waise.“

„Na,“ rief Karl, auf die Schürze des Aufladers schlagend, „wer einen so großen Vater hat, der hat Sorge genug.“

„Weißt du, was du bist? Du bist ein kleines Ungethüm,“ sagte der Vater und schlug lustig mit dem Schlägel auf die Reifen eines Fasses.

Seit der Zeit schenkte Karl dem neuen Lehrling seine Gunst. Wenn er am Morgen auf die Stiefelsohlen desselben Nr. 14 geschrieben hatte, so stellte er die Stiefeln mit besonderer Sorgfalt zur Seite; er nähete ihm abgerissene

Knöpfe an die Kleider und war, so oft Anton an der Waage zu thun hatte, dienstbeflissen an seiner Seite, ihm etwas zuzureichen und die kleineren Gewichte auf die Waage zu heben. Anton vergalt diese Dienste durch freundliches Wesen gegen Vater und Sohn, er unterhielt sich gern mit dem aufgeweckten Burschen und wurde der Vertraute von manchen kleinen Liebhabereien des Praktikers. Und als die nächste Weihnacht herankam, veranstaltete er bei den Herren vom Comtoir eine Geldsammlung, kaufte einen großen Kasten mit gutem Handwerkszeug und machte dadurch Karl zu dem glücklichsten aller Sterblichen.

Aber auch mit allen gebietenden Herren der Handlung stand Anton auf gutem Fuß. Er hörte die verständigen Urtheile des Herrn Jordan mit großer Achtung an, bewies Herrn Pix einen aufrichtigen und unbedingten Diensteifer, ließ sich von Herrr Specht in politischen Combinationen unterrichten, las die Missionsberichte, welche ihm Herr Baumann anvertraute, erbat sich von Herrn Purzel niemals Vorschüsse, sondern wußte mit dem Wenigen auszukommen, was ihm sein Vormund senden konnte, und ermunterte oft durch seine lebhafte Beistimmung Herrn Liebold, irgend eine unzweifelhafte Wahrheit auszusprechen und dieselbe nicht durch sofortigen Widerruf zu vernichten. Mit sämmtlichen Herren der Handlung stand er auf gutem Fuß, nur mit einem einzigen wollte es ihm nicht glücken, und dieser eine war der Volontair des Geschäfts.

An einem Nachmittage sah das Comtoir in der Dämmerung grau und unheimlich aus, melancholisch tickte die alte Wanduhr und jeder Eintretende brachte eine Wolke feuchter Nebelluft in das Zimmer, welche den Raum nicht anmuthiger machte. Da gab Herr Jordan unserm Helden den Auftrag, in einer andern Handlung eine schleunige Besorgung auszurichten. Als Anton an das Pult des Procuristen trat, um den Brief in Empfang zu nehmen, sah Fink von seinem Platz auf und sagte zu Jordan: „Schicken Sie ihn doch gleich einmal zum Büchsenmacher, der Taugenichts soll ihm mein Gewehr mitgeben."

Unserm Helden schoß das Blut in's Gesicht, er sagte eifrig zu Jordan: „Geben Sie mir den Auftrag nicht, ich werde ihn nicht ausrichten."

„So?" frug Fink und sah verwundert auf: „und warum nicht, mein Hähnchen?"

„Ich bin nicht Ihr Diener," antwortete Anton erbittert. „Hätten Sie mich gebeten, den Gang für Sie zu thun, so würde ich ihn vielleicht gemacht haben, aber einem Auftrage, der mit solcher Anmaßung gegeben ist, folge ich nicht."

„Einfältiger Junge," brummte Fink und schrieb weiter.

Das ganze Comtoir hatte die schmähenden Worte gehört, alle Federn hielten still, und alle Herren sahen auf Anton. Dieser war in der größten Aufregung, er rief mit etwas bebender Stimme, aber mit blitzenden Augen: „Sie haben mich beleidigt, ich dulde von Niemandem eine Beleidigung, am wenigsten von Ihnen. Sie werden mir heut Abend darüber eine Erklärung geben."

„Ich prügele Niemanden gern," sagte Fink friedfertig, „ich bin kein Schulmeister und führe keine Ruthe."

„Es ist genug," rief Anton todtenbleich, „Sie sollen mir Rede stehen," ergriff seinen Hut und stürzte mit dem Briefe des Herrn Jordan hinaus.

Draußen rieselte ein kalter Regen herunter, Anton merkte es nicht. Er fühlte sich vernichtet, gehöhnt von einem Stärkeren, tödtlich gekränkt in seinem jungen, harmlosen Selbstgefühl. Sein ganzes Leben schien ihm zerstört, er kam sich hülflos vor auf seinen Wegen, allein in einer fremden Welt. Gegen Fink empfand er etwas, was halb glühender Haß war, und halb Bewunderung; der freche Mensch erschien ihm auch nach dieser Beleidigung so sicher und überlegen. Es wurde ihm schwer um's Herz, und seine Augen füllten sich mit Thränen. So kam er an das Haus, wo er seinen Auftrag auszurichten hatte. Vor der Thür hielt der Wagen seines Prinzipals, er huschte mit niedergeschlagenen Augen vorbei und hatte kaum Fassung genug, in dem fremden Comtoir sein Unglück zu verbergen. Als er wieder herauskam, traf er im Hausflur mit der Schwester seines Prinzipals zusammen, welche im Begriff war, in den Wagen zu steigen. Er grüßte und wollte neben ihr vorbeistürzen, Sabine blieb an dem Hausflur stehen und sah ihn an. Der Bediente war nicht zur Stelle, der Kutscher sprach vom Bock nach der andern Seite herab laut mit einem Bekannten. Anton trat herzu, rief den Kutscher an, öffnete den Schlag und hob das Fräulein in den Wagen. Sabine hielt den Schlag zurück, den er zuwerfen wollte, und blickte ihm fragend in das ver-

störte Gesicht. „Was fehlt Ihnen, Herr Wohlfart?“ frug sie leise.

„Es wird vorübergehen,“ erwiederte Anton mit zuckender Lippe und einer Verbeugung und schloß die Wagenthür. Sabine sah ihn noch einen Augenblick schweigend an, dann neigte sie sich gegen ihn und zog sich zurück, der Wagen fuhr davon.

So unbedeutend der Vorfall war, er gab doch den Gedanken Antons eine andere Richtung. Sabinens Frage und ihr Gruß waren in diesem Augenblick eine Beschwörung seiner Muthlosigkeit. In ihrer dankenden Verbeugung lag Achtung, und ein menschlicher Antheil in ihren Worten. Die Frage, der Gruß, der kleine Ritterdienst, den er der jungen Herrin des Hauses geleistet hatte, erinnerten ihn, daß er kein Kind sei, nicht hülflos, nicht schwach und nicht allein. Ja auch in seiner bescheidenen Stellung genoß er die Achtung Anderer, und er hatte ein Recht darauf, und er hatte die Pflicht, sich diese Achtung zu bewahren. Er erhob sein Haupt, und sein Entschluß stand fest, lieber das Aeußerste zu thun, als den Schimpf zu ertragen. Er hielt die Hand in die Höhe, wie zum Schwur.

Als er in das Comtoir zurückkam, richtete er mit entschiedenem Wesen seine Besorgung aus, ging schweigend und unbekümmert um die neugierigen Blicke der Herren an seinen Platz und arbeitete weiter.

Nach dem Schluß des Comtoirs eilte er auf Jordans Zimmer. Er fand bereits die Herren Pix und Specht daselbst vor, in dem gemüthlichen Eifer, welchen jede solche Scene bei Unbetheiligten zu erzeugen pflegt. Die drei

Herren sahen ihn zweifelhaft an, wie man einen armen Teufel ansieht, der vom Schicksal mit Fäusten geschlagen ist, etwas verlegen, etwas mitleidig, ein wenig verächtlich. Anton sagte mit einer Haltung, die in Betracht seiner geringen Erfahrung in Ehrensachen anerkennenswerth war: „Ich bin von Herrn von Fink beleidigt worden und habe die Absicht, mir diese Beleidigung nicht gefallen zu lassen. Sie Beide, Herr Jordan und Herr Pix, sind im Geschäft meine Vorgesetzten, und ich habe große Achtung vor Ihrer Erfahrung. Von Ihnen wünsche ich vor Allem zu wissen, ob Sie in dem Streite selbst mir vollkommen Recht geben."

Herr Jordan schwieg vorsichtig, aber Herr Pix zündete entschlossen eine Cigarre an, setzte sich auf den Holzkorb am Ofen und erklärte: „Sie sind ein guter Kerl, Wohlfart, und Fink hat Unrecht, das ist meine Meinung."

„Meine Meinung ist es auch," stimmte Herr Specht bei.

„Es ist gut, daß Sie sich an uns gewandt haben," sagte Herr Jordan; „ich hoffe, der Streit wird sich beilegen lassen; Fink ist oft rauh und kurz angebunden, aber er ist nicht malitiös."

„Ich sehe nicht ein, wie die Beleidigung ausgeglichen werden kann, wenn ich nicht die nöthigen Schritte thue," rief Anton finster.

„Sie wollen den Streit doch nicht vor den Prinzipal bringen?" frug Herr Jordan mißbilligend, „das würde allen Herren unangenehm sein."

„Mir am meisten," erwiederte Anton; „ich weiß, was ich zu thun habe, und wünsche nur vorher noch von Ihnen die Erklärung, daß Fink mich unwürdig behandelt hat."

„Er ist Volontair," sagte Herr Jordan, „und hat kein Recht, Ihnen Aufträge zu geben, am wenigsten in seinen Privatgeschäften mit Hasen und Rebhühnern."

„Das genügt mir," sagte Anton, „und jetzt bitte ich Sie, Herr Jordan, mich einen Augenblick unter vier Augen anzuhören." Er sagte das mit so viel Ernst, daß Herr Jordan stillschweigend die Thür seiner Schlafkammer aufmachte und mit ihm eintrat. Hier ergriff Anton die Hand des Procuristen, drückte sie kräftig und sprach: „Ich bitte Sie um einen großen Dienst, gehen Sie hinab zu Herrn von Fink und fordern Sie von ihm, daß er mir morgen, in Gegenwart der Herren vom Comtoir, das abbittet, was er von beschimpfenden Ausdrücken gegen mich gebraucht hat."

„Das wird er schwerlich thun," sagte Herr Jordan kopfschüttelnd.

„Wenn er es nicht thut," sagte Anton heftig, „so fordern Sie ihn von mir auf Degen oder Pistolen."

Wenn vor Herrn Jordan plötzlich aus seiner Tintenflasche ein schwarzer Rauch gestiegen wäre, wenn dieser Rauch sich zu einem fürchterlichen Geiste zusammengeballt hätte, wie in jenem alten Märchen, und wenn dieser Geist die Absicht ausgesprochen hätte, Herrn Jordan sofort zu erdrosseln, so hätte dieser Herr nicht bestürzter dastehen können, als er jetzt unserm Helden gegenüberstand. „Sie sind des Teufels, Wohlfart," rief er endlich, „Sie wollen sich mit Herrn von Fink duelliren, und er ist ein toller Pistolenschütz, und Sie sind Lehrling und erst seit einem halben Jahr im Geschäft, das ist ja unmöglich!"

„Ich bin Primaner gewesen, und habe mein Abiturien-

teneramen gemacht, und wäre jetzt Student, wenn ich nicht vorgezogen hätte, Kaufmann zu werden! — Verwünscht sei das Geschäft, wenn es mich so erniedrigt, daß ich meinen Feind nicht mehr fordern darf. Ich gehe dann noch heut zu Herrn Schröter und erkläre ihm meinen Austritt," rief Anton mit flammenden Augen.

Herr Jordan sah mit größtem Erstaunen auf seinen gutmüthigen Schüler, der auf einmal als phanthastischer Riese vor ihm umher flackerte. „Seien Sie nur nicht so heftig, lieber Wohlfart," bat er begütigend, „ich werde zu Fink hinuntergehen, vielleicht läßt sich Alles im Guten ausgleichen."

„Ich verlange Abbitte vor dem Comtoir," rief Anton wieder, „Abbitte oder Satisfaction."

Es war wohlthuend, unterdeß die beiden Herren in der Nebenstube zu beobachten. Pix hatte als kluger Feldherr mit einem Ruck seinen Holzkorb in die Nähe der Kammerthür geschoben und saß scheinbar gleichgültig da, nur mit seiner Cigarre beschäftigt, während Herr Specht sich nicht enthalten konnte, das Ohr an die Thüre zu legen. „Sie schießen sich!" flüsterte Herr Specht, entzückt über die großen Empfindungen, welche dieser Streit hervorzurufen versprach. „Passen Sie auf, Pix, es wird ein furchtbares Unglück; wir Alle müssen zum Begräbniß gehen, Keiner darf fehlen. Ich wirke die Erlaubniß aus, daß wir Jungesellen die Leiche tragen dürfen."

„Wessen Leiche?" frug Herr Pix verwundert.

„Wohlfart muß daran glauben," rief Herr Specht wieder in dumpfem Flüsterton.

„Unsinn," sagte Herr Pix, „Sie sind ein Narr!"

„Ich bin kein Narr, und ich verbitte mir alle Anzüglich-

keiten," rief Herr Specht wieder flüsternd und nach dem Beispiel Antons entschlossen, sich nichts gefallen zu lassen.

„Schreien Sie mir nicht so in's Ohr," sagte Herr Pix unbewegt, „man kann nichts verstehen." In dem Augenblick öffnete sich die Thür, Herr Specht sprang an ein Fenster und starrte angelegentlich in die finstere Regennacht, während Pix unserm Anton die Hand schüttelte und ihm erklärte, er sei ein tüchtiger Mann und das Provinzialgeschäft sei ganz auf seiner Seite. — Herr Jordan ging zu Fink hinab und kam bald wieder herauf; Herr von Fink war nicht zu Hause. Wahrscheinlich saß der Jokei ahnungslos in irgend einer Weinstube. Anton sagte darauf: „Ich lasse die Sache nicht bis morgen ruhen, ich werde ihm schreiben und den Brief durch den Bedienten auf seinen Tisch legen lassen."

„Thun Sie das nicht," bat Herr Jordan, „Sie sind jetzt zu zornig."

„Ich bin sehr ruhig," erwiederte Anton mit heißen Wangen; „ich werde ihm nur das Nöthige schreiben. Sie, meine Herren, bitte ich, daß Sie über Alles, was Sie hier gehört haben, gegen die Andern schweigen."

Das versprachen die Herren. Darauf ging er auf sein Zimmer und schrieb einen Brief, in dem er Herrn von Fink sein Unrecht vorhielt und ihm schließlich die Wahl ließ, ob er durch Schläger oder Pistolen das verletzte Selbstgefühl Antons ausbessern wollte. Der Brief war für einen jungen Gentleman gut genug geschrieben und wurde neben den Wachsstock des Herrn von Fink in dessen Stube niedergelegt, nachdem Herr Specht dem Bedienten noch auf der Treppe eingeschärft hatte, mit Kreide drei große Ausrufungs-

zeichen auf den Tisch zu malen; wahrscheinlich sollten sie die Stelle der Späne vertreten, welche die Boten der heiligen Vehme aus dem Burgthor der Angeklagten zu hauen pflegten. Anton blieb den Rest des Abends auf seinem Zimmer, wo er unruhig auf und ab schritt, bald die Scene der Beleidigung, bald die zu erwartende Scene dramatisch auseinander legte und jede Art von Gefühlen durcharbeitete, welche bei einem armen Jungen vor dem ersten Duell unvermeidlich sind.

Unterdeß wurde im Zimmer des Herrn Jordan große Sitzung des gesammten Geschäfts gehalten. Da Herr Pix und Herr Specht versprochen hatten, zu schweigen, beschränkten sie sich auf so mysteriöse und finstere Andeutungen, daß bei einem Theil der Herren die Ansicht entstand, ein Mord sei entweder schon vollbracht, oder doch jeden Augenblick zu fürchten, bis endlich Herr Jordan das Wort ergriff: „Da die Differenz doch kein Geheimniß ist, und die Sache uns Alle angeht, so ist es am besten, wenn wir sie unter einander besprechen und uns sämmtlich Mühe geben, die nachtheiligen Folgen zu verhüten. Ich werde aufbleiben, bis Fink zurückkommt, und sogleich mit ihm reden. Unterdeß muß ich Wohlfart das Zeugniß geben, daß er sich so gewandt benommen hat, wie bei einem jungen Mann ohne Erfahrung nur möglich ist.“ Alle stimmten eifrig bei. Darauf geriethen der Zollcommis Herr Birnbaum und Herr Specht in eine lebhafte Erörterung über die verschiedenen Arten der Duelle, und Herr Specht behauptete, beim Schießen über das Schnupftuch würden den Duellanten mit einem seidenen Taschentuch die Augen verbunden, und dieselben auf ihren Standorten so lange im Kreise herumgedreht, bis der Kampf-

richter mit seinem Stock aufklopfe, worauf ihnen frei stehe, hinzuschießen, wohin sie wollten. Herr Baumann stahl sich zuerst aus der Gesellschaft fort und ging zu Anton, drückte diesem herzlich die Hand und bat ihn dringend, nicht um rauher Worte willen zwei Menschenleben auf das Spiel zu setzen. Nachdem er Abschied genommen hatte, fand Anton auf seinem Tisch ein kleines Exemplar des Neuen Testaments aufgeschlagen und darin durch ein großes Ohr den heiligen Spruch bezeichnet: „Segnet, die euch fluchen." Anton war gerade nicht in der Stimmung, den Sinn dieser Worte zu befolgen. Aber er setzte sich doch vor das Buch und las darin die Sprüche, welche er als Kind seiner guten Mutter so oft aufgesagt hatte. Er wurde weicher und ruhiger und ging in dieser Stimmung zu Bette.

Unterdeß drang das Gerücht von einem furchtbaren Ereigniß durch alle Schlüssellöcher, Ritze und Kammern des alten Hauses.

Sabine war in ihrer Schatzkammer. Dies war ein Raum, unwohnlich für einen Gast, aber für jede Hausfrau ein heimliches, herzerhebendes Zimmer. An den Wänden standen mächtige Schränke von Eichen- und Nußbaumholz mit schöner eingelegter Arbeit, in der Mitte ein großer Tisch mit geschnörkelten Beinen, darum einige alte Lehnstühle. Aus den geöffneten Schränken glänzten im Lampenlicht unzählige Gedecke von Damast, hohe Terrassen von Wäsche, Linnen und bunten Stoffen, Krystallgläser, silberne Pocale, Porcellan und Fayence im Geschmack von mehr als drei Generationen. Die Luft war mit einem kräftigen Duft erfüllt, der aus uraltem Lavendel, Eau de Cologne und frischer

Wäsche aufstieg. Hier herrschte Sabine allein. Nur ungern sah sie einen fremden Fuß eintreten; was aus den Schränken genommen wurde und wieder hineinkam, hob sie mit eigenen Händen; nur der treue Diener hatte das Vorrecht, ihr an schweren Tagen zu helfen, und zuweilen Karl Sturm, sein Adjutant, der gewisse rosafarbene Pappkarten zum Zeichnen der Wäsche anfertigte und prachtvolle Zahlen darauf schrieb.

Heut stand Sabine noch spät vor dem Tisch, der mit weißer Wäsche belastet war; sie suchte die Nummern des feinen Damasts zusammen, zählte und sortirte Tischdecken und Servietten, band große Bündel mit Rosenbändern zusammen und hing die Nummerkarten daran. Zuweilen hielt sie ein Stück näher an das Licht und sah mit Behagen auf die weißen Arabesken, welche die Kunst des Webers hineingewirkt hatte. Da flog ein dunkler Schatten über ihr Antlitz und traurig sah sie auf einige wunderfeine Servietten, in welche zahlreiche kleine Löcher gestochen waren, je drei oder vier in einer Reihe. Endlich rief sie den Bedienten. „Es ist nicht mehr auszuhalten, Franz, auch in No. 24 sind wieder drei Servietten mit der Gabel durchstochen. Einer der Herren sticht in das Tischzeug! Das ist bei uns doch nicht nöthig."

„Nein," sagte der Vertraute kummervoll; „ich selbst habe ja das Silberzeug unter mir, ich weiß am besten, daß es nicht nöthig ist."

„Wer von den Herren ist so rücksichtslos?" frug Sabine streng. „Es muß einer der Neuen sein."

„Herr von Fink ist es," klagte der Diener, „er sticht vor jedem Essen zweimal mit der Gabel durch die Ser-

viette; es giebt mir jedesmal einen Stich durch's Herz. Fräulein Sabine. Aber Herrn von Fink kann ich doch nichts ſagen."

Sabine hing den Kopf über die zerſtochenen Servietten. „Ich wußte, daß er es war," ſeufzte ſie. — „Aber das darf nicht ſo fortgehen. Ich werde Ihnen für Herrn von Fink eine beſondere Nummer herausgeben, die müſſen wir opfern, bis ſich eine Gelegenheit findet, ihn zu bitten, daß er von ſeinen Angriffen abläßt." Sie trat zu dem Schrank und ſuchte lange. Es war eine ſchwere Wahl. Zwar von den groben konnte ſie ohne Schmerz einige Dutzend miſſen, von den feinen aber war ihr jedes Gedeck an's Herz gewachſen. Eines freilich mehr als das andere. — „Dieſes mag hingehen," ſagte ſie endlich betrübt, „hier fehlt ohnedies eine Serviette." Sie ſah noch einmal auf das Muſter, kleine Pfauen, welche kunſtvoll durch Blumengewinde ſchritten, und legte die Nummer auf den Arm des Dieners. „Herr von Fink bekommt keine andern Servietten, als dieſe," befahl ſie.

Franz zögerte zu gehen. „Er hat auch in ſeiner Schlafſtube eine Gardine angebrannt," ſagte er unruhig. „Der Flügel wird nicht mehr zu brauchen ſein."

„Und ſie war ganz neu," klagte Sabine. „Morgen früh nehmen Sie die Gardine ab. — Was haben Sie noch, Franz? Iſt etwas vorgefallen?" —

„Ach, Fräulein," erwiederte der Diener geheimnißvoll, „drüben bei den Herren geht Alles durcheinander. Herr von Fink hat Herrn Wohlfart ſehr beleidigt, Herr Wohlfart iſt wüthend, es wird ein Duell geben, ſagt Herr Specht, die Herren fürchten ein großes Unglück."

„Ein Duell," rief Sabine, „zwiſchen Fink und Wohlfart?" — Sie ſchüttelte den Kopf. „Sie haben wohl Herrn Specht mißverſtanden," fügte ſie lächelnd hinzu.

„Nein, Fräulein Sabine, diesmal iſt es ernſthaft. Es wird ein Unglück geben, Herr Wohlfart ging im größten Zorn an mir vorüber, er hat ſeinen Thee nicht angerührt."

„Iſt mein Bruder noch nicht zurück?"

„Er kommt heut ſpät nach Hauſe, er iſt im Comité."

„Es iſt gut," ſchloß Sabine. „Sie ſchweigen gegen Jedermann, Franz, hören Sie?"

Sabine ſetzte ſich wieder an den Tiſch, aber ihr Damaſt war vergeſſen. Sie blickte ſtarr hinaus in den dunkeln Hof nach den Fenſtern des Volontairs. „Er ſticht durch die Servietten," klagte ſie leiſe, „er wird ſich auch kein Gewiſſen daraus machen, eine Menſchenbruſt zu durchbohren! Das alſo war der Schmerz des armen Wohlfart! — Er kam zu uns, der wilde Gaſt, wie ein Wirbelwind über den blühenden Buſch; wo er anſchlägt, fallen die Blüthen zur Erde. Sein Leben iſt Wirrwarr, Aufregung, Getöſe. Was ihm nahe kommt, zieht er in ſeinen tollen Tanz. Auch mich! auch mich! Du ſtolzer und verwegener Geiſt, auch mir haſt du die Seele aufgeregt. Ich mühe mich, ich ringe Tag für Tag, aber immer wieder erfaßt mich ſein Zauber. So ſchön, ſo glänzend, ſo ſeltſam iſt er! Er ärgert mich täglich und alle Tage muß ich an ihn denken, um ihn ſorgen, über ihn trauern. O meine Mutter, hier war's, wo ich zum letzten Mal zu deinen Füßen ſaß, hier übergabſt du mir die Schlüſſel des Hauſes! Du hielteſt die Hände ſegnend auf mein Herz.

„Der Himmel behüte dir jeden Schlag," ſagteſt du unter Thränen und Küſſen. Jetzt ſchütze die Tochter, Geliebte, du mein Vorbild für alle Ueberlegung, für die Ordnung deines Hauſes, für ſicheres Pflichtgefühl, behüte mir das laut pochende Herz. Mache mich feſt gegen ihn, gegen ſein verführeriſches Lachen, gegen ſeinen übermüthigen Spott."

So betete Sabine. Lange ſaß ſie in feierlicher Berathung mit den guten Geiſtern des Hauſes, dann fuhr ſie mit dem Tuch über die Augen, trat entſchloſſen an den Tiſch und fuhr fort, den Damaſt zu zählen und aufzuheben.

Anton war bereits ausgekleidet und im Begriff, ſein Licht auszulöſchen, als kräftig an die Thür geklopft wurde und der Mann eintrat, den er in dieſem Augenblick am wenigſten von allen Sterblichen erwartete. Es war Herr von Fink mit ſeiner Reitpeitſche und ſeinem nachläſſigen Weſen.

„Ah, Sie ſind ſchon zu Bett," ſagte der Jokei und ſetzte ſich rittlings auf einen Stuhl in der Nähe, „laſſen Sie ſich nicht ſtören! Sie haben mir einen gefühlvollen Brief geſchrieben, und Jordan hat mir das Uebrige erzählt; ich komme, Ihnen mündlich zu antworten." Anton ſchwieg und ſah von ſeinem Kopfkiſſen finſter auf den Gegner. „Ihr ſeid hier alle ſehr tugendhafte und ſehr empfindliche Leute," fuhr Fink fort und ſchlug mit ſeiner Peitſche an das Stuhlbein. „Es thut mir leid, daß Sie ſich meine Reden ſo zu Herzen genommen haben. Es freut mich aber, daß Sie ſo entſchloſſen ſind. Sie haben den ehrlichen Jordan in einen wahren Wärwolf verwandelt," fügte er lächelnd hinzu.

„Bevor ich Sie weiter anhöre," sagte Anton grollend, „muß ich wissen, ob Sie die Absicht haben, mir für Ihre Beleidigung eine Ehrenerklärung vor den übrigen Herren zu geben. Ich weiß nicht, ob nach der schweren Kränkung, die Sie mir zugefügt haben, ein Anderer, der mehr Erfahrung in Ehrensachen hat, sich mit einer solchen Erklärung begnügen würde. Ich habe das Gefühl, daß ich damit zufrieden sein müßte."

„Da fühlen Sie richtig," sagte Fink kopfnickend; „Sie können damit zufrieden sein."

„Wollen Sie mir morgen diese Erklärung geben?" frug Anton.

„Warum denn nicht?" sagte Fink gleichgültig; „ich habe keine Lust, mich mit Ihnen zu schießen, ich will Ihnen gern vor sämmtlichen Correspondenten und Procuristen der Firma die Erklärung ausstellen, daß Sie ein verständiger und hoffnungsvoller junger Mann sind, und daß ich Unrecht gethan habe, Jemanden zu kränken, der jünger, und verzeihen Sie den Ausdruck, um Vieles grüner ist, als ich."

Unser Held hörte diese Worte mit gemischten Empfindungen; es wurde ihm doch leichter um's Herz; aber die Manier Finks ärgerte ihn wieder sehr und er sagte sich im Bette aufrichtend entschlossen: „Ich bin mit dieser Erklärung noch nicht zufrieden, Herr von Fink."

„Ei," sagte Fink, „was verlangen Sie noch?"

„Sie gefallen mir auch in diesem Augenblick nicht," sprach Anton, „Sie sind wieder rücksichtsloser gegen mich, als gegen einen Fremden schicklich ist. Ich weiß, daß ich noch jung bin und wenig von der Welt kenne, und ich glaube, daß Sie mich in vielen Dingen übersehen, aber eben deshalb wäre

es hübscher von Ihnen, wenn Sie freundlich und gütig gegen mich wären." Anton sagte dies mit einer Bewegung, welche seinem Gegner nicht entging. Fink streckte seine geöffnete Hand gutmüthig über das Bett und sprach: „Seien Sie nur nicht wieder böse und geben Sie mir Ihre Hand."

„Ich möchte gern," rief Anton mit hervorbrechender Rührung, „aber ich kann noch nicht; sagen Sie mir zuvor, daß Sie den Streit mit mir nicht deswegen so leicht behandeln, weil Sie mich für zu jung und zu gering halten, oder weil Sie von Adel sind und ich nicht."

„Hört, Master Wohlfart," sagte Fink, „Ihr setzet mir das Messer verzweifelt an die Kehle. Weil Ihr aber in Eurem reinen weißen Hemdchen so unschuldig vor mir liegt, so will ich ein Uebriges thun und wegen dieser Punkte mit Euch capituliren. Was meinen deutschen Adel betrifft, so viel darauf!" — hier schnalzte er mit den Fingern, — „er hat für mich ungefähr denselben Werth, wie ein Paar gute Glanzstiefeln und neue Glacéhandschuhe. Was aber meine Scheu vor Ihrer Jugend und der hoffnungsvollen Würde eines Lehrlings betrifft, so will ich mich wenigstens zu dem Bekenntniß verstehen, daß ich nach dem, was ich heut Abend an Ihnen kennen gelernt habe. Ihnen fortan bei jedem neuen Zank, in den wir gerathen werden, mit jedem Mordwerkzeug, das Sie vorschlagen, jede mögliche Genugthuung geben will. Damit können Sie sich begnügen." — Nach diesem Trost hielt ihm Fink zum zweiten Mal die Hand hin und sagte: „Jetzt schlagen Sie ein, es ist jetzt Alles in Ordnung."

Anton legte seine Hand in die dargebotene, und der Jokei schüttelte sie ihm kräftig und sagte: „Wir sind heut so

offenherzig gegen einander gewesen, daß es gut sein wird, wenn wir eine Pause machen, sonst haben wir einander gar nichts mehr zu erzählen. Schlafen Sie wohl, morgen mehr davon.“ Dabei ergriff er seine Mütze, nickte mit dem Kopf und schritt klirrend zur Thür hinaus.

Anton war, die Wahrheit zu gestehen, über diesen unerwartet friedlichen Ausgang so vergnügt, daß er lange nicht einschlafen konnte. Herr Baumann, der in seiner Schlafkammer das Bett an derselben Wand hatte, konnte sich nicht enthalten, nach Finks Abgang seinen Glückwunsch durch Klopfen an der Wand auszudrücken, und Anton beantwortete das Signal sofort durch ein ähnliches Klopfen, welches seinen Dank für die Theilnahme anzeigen sollte.

Am andern Morgen war das Comtoir eine Viertelstunde vor der Ankunft des Prinzipals vollzählig versammelt. Fink erschien als Letzter und sagte mit lauter Stimme: „Mylords und Gentlemen aus dem Export- und Provinzialgeschäft, ich habe gestern Herrn Wohlfart von hier in einer Weise behandelt, die mir jetzt, nach dem, was ich von ihm kennen gelernt habe, aufrichtig leid thut. Ich habe ihm gestern bereits meine Erklärung gemacht und bitte ihn heute in Ihrer Gegenwart freiwillig nochmals um Verzeihung. Zu gleicher Zeit bemerke ich, daß unser Wohlfart sich bei diesem Streit durchaus respectabel benommen hat, und daß ich mich freue, mit ihm in Geschäftsverbindung getreten zu sein.“ Das Comtoir lächelte, Anton ging auf Fink zu und schüttelte ihm wieder die Hand, Herr Jordan that mit beiden Parteien dasselbe, und die Sache war abgemacht.

Doch blieb sie nicht ohne Folgen. Auch die Kunde von

der ehrlichen Sühne, welche Fink dem Lehrling gab, und von der freundlichen Ausgleichung gelangte in das Vorderhaus. Und als Anton zusammen mit Fink beim Mittagstisch erschien, ruhten die Blicke der Damen mit Theilnahme und Neugier auf ihm, und der Prinzipal verbarg nicht ein freundliches Lächeln. Aber auch auf Fink fiel Sabinens Auge mit freudigem Glanz, und so oft sie zu ihm aufsah, war ihr, als hätte sie ihm etwas Großes abzubitten.

Bei den Herren vom Comtoir war die Stellung Wohlfarts auf einmal eine ganz andere geworden, er wurde von Allen mit einer Achtung behandelt, welche ein Lehrling sonst nicht durchzusetzen pflegt; Herr Specht erklärte ihn bei sämmtlichen Commis seiner Bekanntschaft — und seine Bekanntschaft war groß — für einen modernen Bayard, für den letzten Ritter Europa's, für einen furchtbaren Haudegen im Reiche der Conticurrenten; Herr Liebold wurde wahrhaft kühn in seinen Behauptungen, wenn er merkte, daß Anton auf seiner Seite stand, und sogar Herr Pix gönnte seinem Zögling von diesem Tage an augenscheinliche Hochachtung, er vertraute den Beobachtungen, welche Anton am Zünglein der großen Waage macht, eben so fest, wie seinen eigenen, und überließ ihm zuweilen sogar den schwarzen Pinsel, seinen geliebten Scepter, das Zeichen seiner Herrschermacht.

Die größte Veränderung aber trat in Antons Verhältniß zu Fink ein. Denn einige Tage nach dem Streit, als Anton hinter dem Jokei die Treppe des Hinterhauses hinaufstieg, blieb Fink an seiner Thür stehen und frug: „Wollen

Sie nicht bei mir eintreten? Sie sollen mir heut Ihren Besuch machen und meine Cigarren probiren.“

Zum ersten Mal überschritt Anton die Schwelle des Volontairs und blieb verwundert an der Thür stehen, denn das Zimmer sah sehr fremdartig aus. Elegante Möbel standen unordentlich umher, ein dicker Teppich, weich wie Moos, bedeckte den Fußboden, und der ordentliche Anton sah mit Betrübniß, wie rücksichtslos die Cigarrentasche auf die prächtigen Blumen desselben geworfen war. An der einen Wand stand ein großer Gewehrschrank, darüber hing ein ausländischer Sattel und pfundschwere silberne Sporen; die andere Wand verdeckte ein eben so großer Bücherschrank aus kostbarem Holz, voll von Büchern in braunem Lederband, und über dem Schrank reichten riesige Fliederwische, die schwarzen Flügel eines ungeheuren Vogels, von einer Stubenwand bis zur andern.

„Welche Menge von Büchern Sie haben!“ rief Anton erfreut.

„Es sind Erinnerungen an eine Welt, in der ich nicht mehr lebe,“ sagte Fink.

„Und diese Flügel, gehören sie auch zu Ihren Erinnerungen?“

„Ja, Herr, es sind die Fittige eines Condors; Sie sehen, ich bin stolz auf diese Jagdbeute,“ antwortete Fink und hielt unserm Anton ein Packet mit Cigarren hin. „Setzen Sie sich, Wohlfart, lassen Sie uns plaudern, und zeigen Sie, ob Herr Specht Recht hat, wenn er Sie als liebenswürdigen Gesellschafter rühmt.“ Er schob unserm Helden mit dem Fuße einen großen Fauteuil zu. Anton sank behaglich in die weichen Kissen und blies blaue Wolken nach der Decke, während

Fink die Lampe des silbernen Theekessels anzündete. „Sie haben mir neulich gefallen, Wohlfart," sagte Fink, sich der Länge nach auf dem Sopha ausstreckend, „verstehen Sie sich auf Pferde?"

„Nein," sagte Anton.

„Sind Sie Jäger?

„Auch nicht."

„Treiben Sie Musik?"

„Nur wenig," sagte Anton.

„Nun also, in Teufels Namen, welche menschliche Eigenschaft haben Sie denn?"

„In Ihrem Sinne wenig," antwortete Anton ärgerlich. „Ich kann die Leute lieben, welche mir gefallen, und ich glaube, ich kann ein treuer Freund sein; wenn mich aber Jemand übermüthig behandelt, so empöre ich mich."

„Schon gut," sagte Fink, „von der Seite kenne ich Sie. Für einen Anfänger war Ihr Debut gar nicht übel. Ich sehe, es ist Race in Ihnen. Lassen Sie hören, wer Sie sind. Von welchem Volke der sterblichen Menschen stammen Sie, und welches Schicksal hat Sie hierher geschleudert in dieses traurige Mühlwerk, wo Jeder zuletzt voll Staub und Resignation wird, wie Liebold, oder im besten Fall wie der pünktliche Jordan?"

„Es war doch ein gutmüthiges Schicksal," antwortete Anton und begann von seiner Heimath und seinen Eltern zu erzählen. Mit Wärme schilderte er den kleinen Kreis, in dem er aufgewachsen war, die Abenteuer seiner Schulzeit und einige närrische Leute aus Ostrau, mit denen er verkehrt hatte. „Und so ist für mich ein großes Glück, was Sie für ein Unglück halten," schloß er, „daß ich hierher gekommen bin."

Fink nickte beistimmend und sagte: „Zuletzt ist der größte Unterschied zwischen uns Beiden, daß Sie Ihre Mutter gekannt haben und ich die meine nicht. Uebrigens ist es ziemlich gleichgültig, in welchem Nest Einer aufwächst, man kann fast unter allen Umständen ein tüchtiger Gesell werden. — Ich habe Leute gekannt, die weniger Liebe in ihrem Vaterhause gefunden haben, als Sie."

„Sie haben so viel von der Welt gesehen," sagte Anton rücksichtsvoll, „ich bitte Sie, mir zu sagen, wie Sie dazu gekommen sind."

„Sehr einfach," begann Fink. „Ich besitze einen Onkel in Newyork, der dort einer von den Aristokraten der Börse ist. Dieser schrieb meinem Vater, als ich vierzehn Jahr war, ich solle eingepackt und herübergeschickt werden, er habe die Absicht, mich zu seinem Erben zu machen. Mein Vater ist sehr Kaufmann, ich wurde emballirt und abgeschickt. In Newyork wurde ich bald ein gottverdammter kleiner Schuft und Taugenichts, ich trieb jede Art von Unsinn, hielt einen Stall von Racepferden in einem Alter, wo bei uns ehrliche Jungen noch auf offener Straße ihre Buttersemmel verzehren und mit einem Papierdrachen spielen. Ich bezahlte Sängerinnen und Tänzerinnen und mißhandelte meine weißen und schwarzen Domestiken so sehr durch Fußtritte und Haarraufen, daß mein Oheim genug zu thun hatte, um Entschädigungsgelder an diese freien Bürger zu bezahlen. Sie hatten mich aus meiner Heimath fortgerissen, ohne sich um meine Gefühle zu bekümmern; ich bekümmerte mich jetzt den Teufel um die ihren. Uebrigens je toller ich's trieb, desto mehr Geld bekam ich in die Hände. Ich war bald der ver-

rufenſte unter den jungen Bengeln, welche die vornehme Unarten jenſeit des Waſſers cultiviren. Einſt an meinem Geburtstage kam ich um ſechs Uhr früh aus einem kleinen Souper nach Hauſe, bei dem ich aus Caprice den Spröden gegen einige zuvorkommende Damen geſpielt hatte, und unterwegs fiel mir ein, daß dieſe Wirthſchaft ein Ende nehmen müſſe oder ich ſelbſt würde ein Ende nehmen. Ich ging nach dem Hafen ſtatt nach Hauſe, ſteckte mich in grobe Matroſenkleider, die ich unterwegs kaufte, und bevor es Mittag war, fuhr ich als Schiffsjunge auf einem dickbäuchigen Engländer zum Hafen hinaus. Wir ſegelten einige tauſend Meilen um Cap Horn herum und auf der andern Seite des Feſtlandes wieder hinauf. Als wir in Valparaiſo ankamen, erklärte ich dem Capitain, daß ich ihm für die Ueberfahrt dankbar ſei, tractirte die ganze Mannſchaft und ſprang an's Land, um mit den zwanzig Dublonen, die ich noch in der Taſche hatte, auf eigene Fauſt mein Glück zu machen. Ich traf bald einen verſtändigen Mann, der mich auf ſeine Hazienda brachte, wo ich als Ochſenhirt und Reitkünſtler nicht geringe Lorbeeren erndtete. Ich war etwa anderthalb Jahr dort oben und befand mich ſehr wohl, ich wurde als eine Art dienſtthuender Gaſtfreund behandelt, ich war verliebt, ich war bewundert als Jäger und tummelte mich tüchtig im Sattel, was fehlte mir? — Doch alle Freude iſt vergänglich. Wir hatten gerade großes Rinderſchlachten, und ich war fleißig beſchäftigt, von meinem Pferd die Kühe in den Schlachthof zu escortiren, als plötzlich zwei Regierungsbeamte in unſer Feſt hineinritten. Dieſe behandelten mich ſelber mit vieler Artigkeit wie ein junges Rind, nahmen

mich sammt meinem Pferd in die Mitte und führten mich zwischen ihren Steigbügeln Trott und Galopp nach der Hauptstadt. Dort wurde ich beim amerikanischen Consul abgeliefert, und da mein Oheim Himmel und Hölle in Bewegung gesetzt hatte, mich auszuspüren, und ich aus einem langen Briefe meines Vaters erkannte, daß dieser Herr sich wirklich über mein Verschwinden ängstigte, so beschloß ich, ihm den Gefallen zu thun und zurückzukehren. Ich unterhandelte mit dem Consul und reiste mit dem nächsten Schiff nach Europa ab. Als ich auf diesem bejahrten Erdhaufen ankam, erklärte ich meinem Vater, daß ich nicht Kaufmann werden wolle, sondern Landwirth. Darüber gerieth die Firma Fink und Becker außer sich, aber ich blieb fest. Endlich kam ein Vertrag zu Stande. Ich ging zunächst auf zwei Jahr in eine norddeutsche Wirthschaft, dann sollte ich einige Jahr in einem Comtoir arbeiten, dadurch hoffte man meine Capricen zu bändigen. So bin ich jetzt hier in Clausur. Aber alle Mühe ist umsonst. Ich thue meinem Vater den Gefallen, hier zu sitzen, weil ich merke, daß sich der Mann viel unnützen Kummer um mich macht, aber ich bleibe nur so lange hier, bis er sich überzeugt, daß ich Recht habe. Dann werde ich Landmann."

„Wollen Sie bei uns ein Gut kaufen?" frug Anton neugierig.

„Nein, Herr," antwortete Fink, „das will ich nicht. Ich würde es vorziehen, vom frühen Morgen bis gegen Mittag zu reiten, ohne an einen Grenzstein meines Landes zu stoßen."

„Sie wollen also wieder nach Amerika zurück?"

„Oder anderswohin, ich bin in Erdtheilen nicht wählerisch. Unterdeß lebe ich in diesem Kloster als Mönch, wie

Sie ſehen," ſagte Fink lachend und goß aus einer großen Flaſche eine Menge Rum unter ein geringeres Maß anderer Subſtanzen, rührte das Getränk um und trank zum geheimen Schreck Antons die feurige Miſchung behaglich hinunter. „Friſch, Mann," rief er, Anton die Flaſche zuſchiebend, „macht Euren Trank zurecht, und jetzt laßt uns luſtig plaudern, wie ſich für gute Geſellen und verſöhnte Feinde ſchickt."

Seit dieſem Abend behandelte Fink unſern Helden mit einer Freundlichkeit, welche ſehr verſchieden war von dem nachläſſigen Weſen, das er den übrigen Herren vom Geſchäft gönnte. In Kurzem wurde Anton der Liebling des Mönchs in der Clauſur, oft rief ihn Fink in ſein Zimmer, ja er verſchmähte ſogar nicht, drei Treppen hoch in das Heiligthum der lederfarbenen Katze hinauf zu ſteigen, wenn er gerade gelaunt war, einen Abend im Hauſe zu verleben. Allerdings war das nicht oft der Fall. Anton merkte bald, daß ſein neuer Freund eine in der Stadt ſehr bekannte und vielbeſprochene Perſon war, daß er unter der eleganten Jugend mit einem wahren Despotismus herrſchte, und bei Herrenreiten, Jagdpartien und anderen nützlichen Thätigkeiten Anführer und vielbegehrte Autorität war. Er war jung, gewandt, von Adel, galt für unermeßlich reich und beſaß eine Meiſterſchaft in allen Dingen, die mit einem Pferdehuf, einem Gewehrlauf und einem vergoldeten Theelöffel irgend in Verbindung gedacht werden können, und was über Allem ſtand, er behandelte Jeden, der in ſeine Nähe kam, mit der leichten Suffiſance, welche von je bei dem großen Haufen unſelbſtſtändiger Menſchen als Zeichen von überlegener Kraft gegolten hat. Fink war deßhalb viel in Geſellſchaft und kam

oft erst gegen Morgen nach Hause. Anton hörte ihn zuweilen ankommen, wenn er bereits vor seinem Buche saß; er bewunderte die Lebenskraft seines Freundes, der dann nach einer oder zwei Stunden Ruhe seinen Platz im Comtoir einnahm und während des ganzen Vormittags keine Spur von Mattigkeit zeigte. Gegen die strenge Ordnung des Hauses stach Fink auch dadurch ab, daß er sich die unerhörte Freiheit herausnahm, zuweilen eine Stunde nach Eröffnung des Comtoirs zu erscheinen und sich vor dem Schluß zu entfernen. Anton konnte nicht errathen, ob sein Prinzipal diese gelegentliche Selbstständigkeit für ein großes oder für ein kleines Verbrechen hielt. Jedenfalls schwieg er dazu.

So verging der Winter, und Anton merkte an untrüglichen Zeichen, daß der Frühling und der Sommer über das Land daherzogen. Die Fuhrleute brachten nicht mehr Schneeflocken in's Comtoir, sondern Regentropfen und braune Fußtapfen, zuweilen wagte sich ein Mädchen mit Veilchensträußen in die Nähe der unermüdlichen Wanduhr, dann schien die Sonne Herrn Liebold kriegslustig auf seine Fensterecke, dann kamen die Mäkler und erzählten von der gelben Blüthe der Oelfrucht draußen im Freien, und endlich erschien Herr Braun und trug die erste Rose in der Hand. Ein Jahr war vergangen, seit Anton mit den Schwänen über den See gefahren war. Er hatte das ganze Jahr hindurch an die Fahrt gedacht.

8.

Noch immer besaß Veitel Itzig seine Schlafstube in der stillen Caravanserei, wo er sich am Tage seiner Ankunft einquartiert hatte. Wenn nach den Behauptungen der Polizei jeder Mensch irgendwo zu Hause sein muß und nach der Ansicht aller verständigen Frauen vorzugsweise da zu Hause ist, wo sein Bett steht, so war Veitel merkwürdig wenig zu Hause. So oft er aus dem Geschäft des Herrn Ehrenthal entschlüpfen konnte, trieb er sich auf den Straßen umher, sah lauersam auf jeden jungen Herrn, welcher ihm geneigt schien, etwas zu kaufen oder zu verkaufen, und wußte aus der Haltung des Vorübergehenden genau zu erkennen, ob derselbe für die Reize eines kleinen Handels empfänglich sei oder nicht. Stets hatte er einige Paradethaler in der Tasche, mit welchen er in anmuthiger Nachlässigkeit so lockend zu klappern verstand, daß nur ein fühlloser Mensch gleichgültig gegen diese Zahlungsfähigkeit sein konnte. Er wußte mit einem einzigen schnellen Blick die geheimsten Fehler eines Rockes oder einer Weste zu erkennen, er hatte für seine Kunden eine bezaubernde Fülle von verbindlichen Redensarten, er sprach aus Grundsatz zu keinem halbwüchsigen Primaner anders, als: „Wenn der gnädige Herr mir allergnädigst erlauben," er verstand, was ewig für das Höchste in diesem Geschäft gelten wird, seiner Unterthänigkeit einen scurrilen Anstrich zu geben

und war Meiſter darin, die allerabgeſchmackteſten Bücklinge zu machen. Er beſaß die Wiſſenſchaft, altes Meſſing durch Katzenſilber blendend zu machen und altem Silber den allerhöchſten Glanz zu geben; er war ſtets bereit, abgelegte ſchwarze Fracke zu kaufen, — was von allen Eingeweihten als Symptom einer kühnen und waghalſigen Natur betrachtet wird, — er wußte das faſrige Tuch derſelben durch einen eigenthümlichen Bürſtenſtrich mit einem Schein von Neuheit zu überziehen, der gerade lange genug dauerte, um ſeine Käufer zu verblenden, welche er in armen Schulmeiſtern, hoch aufgeſchoſſenen Confirmanden und freigeſprochenen Lehrlingen zu finden bemüht war. Mit jedem Gange, welchen er für Herrn Ehrenthal that, ſuchte er einen andern zu ſeinem eigenen Nutzen zu verbinden und erwarb dadurch ſchnell eine Kundſchaft, welche den Neid grauhäriger Trödler erregte. Er beſchränkte ſein Geſchäft aber nicht auf gebrauchte Gegenſtände, obgleich er hierin ſeine erſten und zahlreichſten Erfolge durchgeſetzt hatte. Er wurde Agent von Pferdehändlern, trat in Verbindung mit verſchwiegenen Geldverleihern und trieb ſolchen Ehrenmännern Kunden zu; ja er lieh ſein eigenes aus und hatte das ungewöhnliche Zartgefühl, nie mehr als fünfzig vom Hundert zu nehmen; er lieh aber nur auf kurze Friſten und nahm am Zahlungstermin ſtatt des baaren Geldes mit großer Bereitwilligkeit jede Art von verkäuflichen Dingen zu einer Taxe, welche er als Sachverſtändiger am beſten ſelbſt machte. Dabei hatte er die Tugend, nie zu ermüden, er war den ganzen Tag auf den Beinen, lief um wenige Groſchen zehnmal denſelben Weg, freute ſich wie ein König um einen eroberten Thaler, ſchüttelte

jedes rauhe Wort — und er mußte oft welche hören — ab, wie der Pudel seine Schläge. Er gönnte sich selbst keine Stunde des Genusses, seine einzige Erquickung war, an den Fingern die Geschäfte abzählen, welche er gerade im Gange hatte, und seinen Gewinn berechnen. Es war merkwürdig, wie wenig er brauchte, er aß am Abend ein Stück Brod, welches er zu Mittag aus Ehrenthals Küche in seine Tasche practicirt hatte; ein Glas Dünnbier gönnte er sich im ersten Jahre nur einmal, und zwar an einem heißen Tage, wo er einem Gutsbesitzer behülflich gewesen war, einen Wagen zu verkaufen, und durch eine Thätigkeit von zwei Stunden eben so viel Thaler verdient hatte. Seine Kleider gewährte ihm sein Geschäft. Sommer und Winter ging er deßhalb in schwarzem Frack und den entsprechenden Pantalons; ja er fand es nützlich, über einer schwarzen Sammtweste eine vergoldete Kette zu tragen, und erschien stets als Gentleman unter seines Gleichen, weil er mit Recht behauptete, jeder Geschäftsmann müsse so auftreten, daß sich kein Mensch zu schämen brauche, mit ihm ein Geschäft zu machen. Aus allen diesen Gründen genoß er schon nach Ablauf des ersten Jahres die Freude, seine sechs Ducaten um das Dreißigfache vermehrt zu sehen.

Im Geschäft des Herrn Ehrenthal war er schnell ein unentbehrliches Mitglied geworden, seinem Scharfsinn entging keine Person, kein Pferd, kein Getreidewagen; jedes Gesicht, das er einmal gesehen, erkannte er wieder, jeden Tag wußte er den Courszettel der Börse auswendig, als ob er selbst vereideter Sensal gewesen wäre. Noch bekleidete er die mehr nützliche als erhabene Stelle eines Laufburschen,

noch putzte er Bernhards Stiefeln und aß vor der Küchenthür; aber es war ersichtlich, daß ihm ein Schreibepult und ein Lederstuhl in dem kleinen Comtoir, welches Herr Ehrenthal der Form wegen hielt, nicht fehlen würden. Dieser Stuhl war das Ziel seiner Sehnsucht, es war für ihn ein Sitz im Paradiese. Denn noch war er nicht eingeweiht in die Tiefen des Geschäftes, noch wurde er weggeschickt, so oft irgend ein wichtiger Kunde mit Herrn Ehrenthal verhandelte. Sehr bald sah er ein, daß ihm selbst noch Einiges fehle, um dies Glück zu verdienen; er gebrauchte die deutsche Sprache mit vieler Fertigkeit, aber es war ein östlicher Hauch darin, mehr Kehlkopf als höhere Grammatik; er schrieb wohl auch Geschäftsbriefe und Rechnungen, aber es war keine Glätte, kein Strich dabei, die Buchstaben waren so zu sagen widerhaarig, und die Perioden waren löchrig und geflickt; und was vollends die Geheimnisse der Buchhaltung betraf, so war er darin wie ein unschuldiges Kind. Dieser Mangel drückte ihn sehr.

In seiner Herberge war er unterdeß ein angesehener Mann geworden, selbst Löbel Pinkus behandelte ihn mit ungewöhnlicher Vertraulichkeit. Dies schöne Verhältniß verdankte Veitel seinem Scharfblick. Jene Breterwand in der Gaststube und der hohle Klang des Holzes hatten ihn seit dem Tage seines Einzugs beunruhigt, wochenlang hatte er auf eine Gelegenheit gewartet, seine Untersuchungen fortzusetzen. Endlich an einem Sonnabend schützte er Unwohlsein vor und blieb zu Hause, als der Hauswirth und seine Gäste mit würdigem Schritt nach der Synagoge zogen. Da endlich glückte ihm, einen Ritz in der Hinterwand seines

Schrankes zu erweitern und etwas zu erblicken, was ihn auf's Höchste überraschte. Er sah in eine große, schmutzige Stube, welche ganz angefüllt war mit Koffern und Kisten und einem Chaos begehrenswerther Artikel. Herren- und Damenkleider, Betten, Wäsche, Stoffe, bunte Vorhänge lagen in großen Haufen durcheinander, auch metallene Geräthe, ein Crucifix, Kelche, Kronleuchter glänzten in dem Halbdunkel und noch andere lockende Speculationen, welche auch sein scharfes Auge nicht erkennen konnte. Als Aladdin den ersten Schritt in die Zauberhöhle that, gerieth er schwerlich in so große Aufregung, als Junker Itzig bei seiner Entdeckung. Er lief immer wieder zu dem Ritz zurück und starrte in das staubige Dämmerlicht der geheimnißvollen Niederlage, bis die Gäste aus der Synagoge nach Hause kamen. Er behielt die Entdeckung für sich, aber er lag seit dem Tage auf der Lauer, wie das Wiesel vor einem Mauseloch. Einigemal hörte er bei Nacht Geräusch in der geheimnißvollen Stube des Nebenhauses; einmal gelang es ihm, ein Geflüster zu vernehmen, bei welchem die tiefe Stimme des würdigen Pinkus unverkennbar war; einst, als er spät nach Hause kam, sah er am Nachbarhause Fässer, Kisten und Bündel in eine kleine Britschka laden, welche schamhaft mit weißer Leinwand verhüllt war, eine Maßregel, welche schon Sulamith im hohen Liede Salomonis als nützlich empfiehlt, damit man nicht von den Wächtern des Königs in den Weinbergen angehalten werde. In derselben Nacht verschwanden zwei schweigsame Gäste seines Herbergvaters, welche offenbar aus Polen stammten, und kamen nicht wieder. Aus alledem zog er den Schluß, daß sein Wirth eine Art

Commissions- und Speditionsgeschäft von allerlei merkwürdigen Waaren hielt, welche er aus guten Gründen lieber am Abend, als bei Tage fortschaffte. — Wie ein Licht ging es unserm Veitel auf. Die Waaren gingen nach dem Osten, wurden über die Grenze geschmuggelt und verbreiteten sich bis tief in das russische Reich, bis an die asiatische Grenze, wo zuletzt der strebsame Kirgise die Hemden und Schnürröcke aufträgt, welche vom deutschen Schneider genäht sind. Alles nach dem Grundsatz, was in Deutschland defect wird, fällt den Russen zu. Veitel benutzte seine Entdeckung mit der Mäßigung eines Geschäftsmannes und machte seinem Hauswirth gerade nur so viel Andeutungen, daß Pinkus sich bewogen fühlte, ihn mit besonderer Rücksicht zu behandeln.

Nach einem thatenreichen Tage schritt Veitel nachdenkend in seine Herberge zurück und betrat mit dem üblichen Gruß die Gaststube. Er setzte sich still in eine Ecke und suchte in seinen Gedanken nach einem Schriftgelehrten, welcher geeignet war, ihn in die Geheimnisse eines guten Styls und der Buchführung einzuweihen, gegen möglichst geringes Honorar, ja vielleicht gegen einen schwarzen Frack, den er durchaus nicht los werden konnte, weil die Schöße desselben — er hatte einem riesigen Leichenbitter gehört — bis auf den Boden hingen, wie die Aeste einer Trauerweide. Als Veitel nach fruchtlosem Ueberlegen aufsah, erblickte er am Tische einen fremden Gast, welcher eine Feder in der Hand hielt und diese zuweilen in ein Tintenfaß tauchte; der Mann sprach leise mit einem Händler und beugte sich von Zeit zu Zeit auf das Papier, wahrscheinlich um die Beschlüsse der

geheimen Unterhaltung zu verewigen. Veitel ſah ſich den Schreiber ahnungsvoll an. Es war klar, daß die Großväter dieſes Mannes nicht unter Moſes durch das rothe Meer gezogen waren. Der Herr war ſtark und klein, er hatte eine röthliche aufgeregte Naſe und ein rundes ältliches Geſicht, verworrenes Haar und eine alte Stahlbrille, die er zuweilen an den Ohren feſtdrückte, weil es ihr trotz ihrer langen Dienſtzeit ganz unmöglich war, auf der Stumpfnaſe Schluß zu gewinnen. Veitel bemerkte, daß dieſer Mann mit der Brille einen ungewöhnlich ſchlechten Rock anhatte und zuweilen aus einer Zinndoſe ſchnupfte, wobei er jedesmal den Händler mit einem eigenthümlichen Schielblick anſah, mit einer Art von inquiſitoriſchem Blinzeln, welches ſeinem Geſicht einen gutmüthigen Ausdruck geben ſollte, dies aber nicht that. Offenbar war der Mann ein Schriftgelehrter, und Veitel beſchloß, abzuwarten, ob er an ihn kommen könne. Endlich war die Verhandlung geſchloſſen, der Händler empfing ein Papier und legte dafür ein Geldſtück, vor Veitels Adleraugen ein Achtgroſchenſtück, auf den Tiſch, welches von dem Herrn mit der Brille nachläſſig in die Taſche des Beinkleides verſenkt wurde. Der Händler entfernte ſich, der Fremde blieb, wie es ſchien, in gemüthlicher Stimmung ſitzen und goß ſich aus einer kleinen Flaſche Branntwein den letzten Reſt in das Glas. Veitel trat auf ihn zu, der kleine Herr blickte mißtrauiſch auf, aber als er die verbindliche Stellung Veitels ſah, fuhr ein vertrauliches Lächeln über ſein rothes Geſicht, und eine ſcharfe Stimme ſprach: „Nur näher, mein junger Freund, Sie wollen mich conſultiren, ich ſtehe zu Dienſten.“

Veitel begann zögernd: „Wenn der Herr bekannt iſt am Orte, ſo wollte ich ihn wohl erſuchen um etwas.“

„Immer heraus, mein Sohn,“ ermunterte der Andere, indem er ſein Glas austrank und Veitel mit ſeinem gutmüthigen Blick anſah.

„Ich wollte Sie fragen, ob Sie vielleicht Jemand wüßten, der gegen eine billige Vergütung einem Manne von meiner Bekanntſchaft Unterricht geben würde im Schreiben und in den Aufſätzen, wie man ſie braucht zum Geſchäft.“

„So?“ frug der ſchäbige Herr, „wie man ſie braucht zum Geſchäft? — und dieſer Mann von Ihrer Bekanntſchaft ſind Sie ſelbſt, mein Sohn?“

„Was ſoll ich daraus machen ein Geheimniß?“ antwortete Veitel aufrichtig, „ja, ich bin es ſelbſt; aber ich bin noch ein Anfänger und bin nicht im Stande, mehr zu geben als wenig,“

„Wer wenig giebt, erhält wenig, mein Lieber — wie war doch der Name?“ frug der Alte gleichgültig dazwiſchen und drehte die Doſe.

„Veitel Itzig heiße ich.“

„Alſo lieber Itzig,“ fuhr der Alte fort, „guter Unterricht koſtet gutes Geld. Und was treiben Sie für ein Geſchäft?“ forſchte er mit väterlicher Miene weiter.

„Ich bin im Comtoir bei Hirſch Ehrenthal,“ erklärte Veitel mit Selbſtgefühl.

Der Fremde wurde aufmerkſam. „Herr Ehrenthal iſt ein reicher Mann, ein kluger Mann, ich habe ſeiner Zeit viel mit ihm zu thun gehabt, er hat eine ſchöne Geſetzkenntniß. Wenn Sie den Geſchäftsſtyl erlernen wollen und bei Herrn

Ehrenthal ſind," fuhr er überlegend fort, „vielleicht kann da Rath werden. Welches Honorar würden Sie zahlen, wenn ſich Jemand fände?"

Veitel fand es gewiſſenlos, etwas zu bieten, er bemerkte zurückhaltend: „Ich weiß doch noch nicht, was er fordern wird für ſolchen Unterricht."

„So will ich's Euch gerade herausſagen," erklärte der Herr mit der Brille. „Ich ſelbſt könnte Euch vielleicht den Unterricht geben, vielleicht auch nicht; man giebt ſolche Anweiſung nicht Jedem, ich müßte mich erſt näher nach Euch erkundigen. Wenn ich Euch aber den Gefallen thue, ſo will ich Euch den Unterricht ertheilen in Erwägung, daß Ihr ein Anfänger ſeid, in Erwägung, daß Ihr arm ſeid, und in Erwägung, daß ich jetzt gerade einige freie Zeit habe und aufgelegt bin, mehr Theorie als Praxis zu treiben, wenn Ihr mir funfzig Thaler zahlt; fünfundzwanzig Thaler vor der erſten Lection und fünfundzwanzig Thaler in einem Schuldſchein, den ich ſelbſt Euch ſchreiben werde, binnen vier Wochen."

„Funfzig Thaler!" rief Veitel entſetzt und ſank wie vom Schlag gerührt auf einen Schemel, „funfzig Thaler!" wiederholten mechaniſch ſeine Lippen, als das Räderwerk ſeines Geiſtes bereits in's Stocken gerathen war.

„Iſt Euch das zu viel," frug der Herr mit der Brille in ſcharfem Ton, „ſo laßt Euch ſagen, junger Itzig: Erſtens, daß ich mit keinem Gelbſchnabel handle, zweitens, daß ich meine Hülfe Andern noch nie ſo billig gegönnt habe, und drittens, daß ich mich den Teufel mit Euch befaſſen würde,

wenn ich nicht große Luſt hätte, einige Wochen in dieſer Stube zu verweilen.“

„Funfzig Thalerſtücke!“ rief Itzig außer ſich, „ich habe geglaubt, es würde nicht koſten mehr als zwei, drei Thaler, wenn ich noch vielleicht wollte zugeben eine Weſte und ein Paar gute Stiefeln.“ Der alte Herr fuhr heftig nach ſeiner Brille — „und einen Hut, der noch iſt wie neu,“ fügte Veitel ſchnell hinzu, weil er einen Sturm herannahen ſah und bemerkt hatte, daß der Hut auf dem Tiſche ſehr ſchadhaft war.

„Scher' dich zum Henker, du Dummkopf,“ fuhr ihn der Alte mit einer Ueberlegenheit an, welche Veitel nur von jungen Herren mit großen däniſchen Doggen zu ertragen gewohnt war. „Suche dir einen Schulmeiſter bei der Armenſchule.“

„So iſt der Herr kein Schreiber?“ frug Itzig gedrückt, aber beharrlich.

„Nein, du Narr,“ brummte der Alte. „Wie konnte ich denken, daß der Ehrenthal in ſeinem Geſchäft einen ſolchen Strohkopf hat,“ fügte er in lautem Monologe hinzu. „Er hält mich für einen Schreiblehrer.“

„Was ſind Sie denn ſonſt?“ frug Itzig gekränkt.

„Etwas, das dich nichts angeht,“ ſprach der fremde Herr entſchieden, ſtand mit einem durchbohrenden Blick auf den armen Veitel von ſeinem Platz auf und begab ſich auf den Söller des Hauſes. Dort drückte er ſich in eine Ecke, wo er ausſah wie ein Kleiderbündel, zog ein Actenſtück aus der großen Rocktaſche und las eifrig darin.

Veitel ſtand noch einen Augenblick verdutzt in dem ein-

samen Zimmer und faßte endlich den Entschluß, sich bei Pinkus Auskunft über den fremden Mann zu holen. Er trat unter einem Vorwande in den Branntweinladen und frug den Wirth mit möglichster Unbefangenheit nach Namen und Geschäft des kleinen Herrn.

„Ihr kennt ihn nicht?" sprach Pinkus mit ironischem Lächeln, von dem Veitel nicht recht wußte, ob es ihm oder dem Fremden galt. „Nehmt Euch in Acht, daß Ihr diesen Mann nicht mit Schaden kennen lernt. Nach dem Namen fragt ihn selbst, er wird ihn besser wissen als ich."

„Wenn Sie mir auch kein Vertrauen schenken, so will ich es doch haben zu Ihnen," antwortete Veitel und erzählte ihm seine Unterredung mit dem Fremden.

„Also er hat Euch Unterricht geben wollen?" sagte Pinkus erstaunt und schüttelte seinen dicken Kopf. „Funfzig Thaler sind viel Geld, aber mancher reiche Mann würde geben hundertmal so viel, wenn er wüßte, was der weiß, das will ich Euch sagen. Uebrigens geth's mich nichts an, ob Ihr was lernt und bei wem," schloß Pinkus grob und ging zu seinen Liqueurflaschen.

Veitel ging noch verwirrter hinauf, als er herunter gekommen war, und setzte sich wieder grübelnd in seine Ecke, indem er nachdachte, wie man für eine so gewöhnliche Sache, als der Geschäftsstyl ist, so ungewöhnliches Geld fordern könne. Unterdeß war der Wirth heraufgekommen, hatte das Licht auf den Tisch gesetzt und eine einfache Abendkost für den Fremden mitgebracht. Ganz gegen seine Natur war er diesem gegenüber von großer Leutseligkeit, ließ sich von ihm auf den Altan führen und hatte dort im Finstern eine kurze

Unterredung, deren Gegenstand, wie Veitel merkte, seine Person war.

Als Pinkus mit dem Fremden wieder in die Stube trat, sagte er zu Veitel: „Dieser Herr wird einige Wochen hier wohnen und will nicht, daß man darüber spricht. Ihr werdet gegen Niemanden sagen, daß er hier ist, wer Euch auch deswegen ausfragen mag."

„Weiß ich doch gar nicht, wer der Herr ist," sprach Veitel, „wie kann ich Jemandem sagen, daß er hier wohnt?"

„Sie können sich auf den jungen Menschen verlassen," bemerkte Pinkus gegen den Fremden, worauf dieser gleichgültig mit dem Kopfe nickte. Der Wirth ließ diesmal das Licht brennend in der Stube zurück und schied mit einem Nachtgruß. Der Herr setzte sich behaglich nieder, aß mit unangenehmem Schmatzen die Abendkost und sah dabei von Zeit zu Zeit auf Veitel, ungefähr wie ein alter Rabe auf das gelbe Küchlein sieht, welches sich mit dem Leichtsinn der Jugend in seine Nähe gewagt hat.

Während der Alte zwinkernd auf seine Beute sah, fuhr dem jungen Itzig plötzlich der Gedanke durch den Kopf, diese geheimnißvolle Person mit den ungeheuren Forderungen ist vielleicht einer von den Auserwählten, ein Besitzer der Recepte, durch welche ein armer Handelsmann unfehlbar Glück, Gold und alle Güter der Erde erwerben kann. Ihm wurde glühend heiß bei dem Gedanken. Zwar sah der Fremde durchaus nicht reich und glücklich aus, aber war es nicht möglich, daß er den alten Rock nur incognito trug, oder daß er übermäßig geizig war, oder daß er selbst aus irgend einem Grunde von den Recepten keinen Gebrauch

machen durfte? Vielleicht waren die funfzig Thaler der Preis für das Geheimniß. Veitel hatte jetzt Weltbildung genug, um einzusehen, daß weder durch eine Salbe, noch durch einen Zauberstein solche Wirkungen hervorgebracht werden, sondern daß Wissenschaft dazu nöthig sei. Er merkte, daß es darauf ankomme, schlauer zu sein als andere Leute, und daß solche Schlauheit auch für den Inhaber nicht ohne Bedenken sei; ja es kam ihm allerdings so vor, als ob man durch die Benutzung derselben in Gefahr gerathe, sich dem Satan zu verschreiben. Aber seine Begier, etwas Näheres zu erfahren, war übermächtig. Seine Hände zitterten wie im Fieber, und sein bleiches Gesicht glühte, als er aus seiner Ecke wieder zu dem Fremden trat und mit großem Eifer sagte: „Ich wollte mir noch erlauben eine Frage zu thun an den Herrn. Ich habe gehört, daß man kann lernen die Kunst, wodurch man Glück hat in allen Geschäften, womit man kann machen jede Art von Kauf und Verkauf zu dem besten Preise. Wenn es giebt eine solche Kunst, wie mich hat versichert einer von unsern Leuten, so wollte ich den Herrn nur fragen, ob das dieselbe Wissenschaft ist, die der Herr mich könnte lehren, wenn er wollte."

Der Alte schob den Teller von sich und sah mit außerordentlichem Augenzwinkern auf den Burschen. „Du bist der merkwürdigste Mensch, der mir in praxi vorgekommen. Du bist entweder sehr dumm, oder der abgefeimteste Schauspieler, den ich je gesehen habe."

„Nein, ich bin nur dumm, aber ich möchte werden klug," sagte Veitel Itzig.

„Ein merkwürdiger Kerl," bemerkte der alte Herr rück-

sichtslos und rückte an seiner Brille, um Veitel genau anzusehen, dem bei dem kalten Glanz der Brillengläser sehr unheimlich wurde. Nach langer Prüfung sprach der Alte, indem er eine Gönnermiene annahm: „Was du Kunst nennst, mein Sohn, ist weiter nichts, als die Gesetzkenntniß und die Weisheit, das Gesetz zum eignen Vortheil zu benutzen. Wer das versteht, der wird auf Erden ein großer Mann; es hindert ihn nichts daran, denn er kann nicht gehangen werden." Bei diesen Worten lachte der Alte in einer Weise, die selbst unserm Veitel einen bänglichen Eindruck machte, obgleich dieser auf die mechanischen Bewegungen der Gesichtsmuskeln sonst nicht viel gab.

„Diese Kunst, mit den Gesetzen umzugehen," fuhr der kleine Herr fort, „ist nicht leicht zu lernen, mein Sohn, es gehört lange Uebung dazu und ein einschlägiger Kopf und Entschlossenheit im richtigen Augenblick und vor Allem das, was die Gelehrten Charakter nennen." Dabei lächelte er wieder.

Veitel merkte, daß er bei einem wichtigen Punkt seines Lebens angelangt sei, er fuhr mit der Hand in die Jacke nach seiner alten Brieftasche und hielt sie einen Augenblick in der bebenden Hand. Was in diesem Moment durch seine arme Seele fuhr, — und es war nur ein Moment — das waren wilde und schmerzhafte Empfindungen. Schnell wie Blitze zuckten sie durcheinander. Er dachte in diesem Augenblick an seine alte Mutter in Ostrau, ein ehrliches Weib, wie sie ihre goldene Kette verkauft hatte, um ihm die sechs Ducaten in die Ledertasche zu nähen; er sah sie vor sich, wie sie ihn beim Abschiede mit Thränen gebenscht hatte und zu ihm gesagt: „Veitel, es ist eine arge Welt, verdiene dir ehr-

lich dein Brod, Veitel!" — Er ſah ſeinen grauen Vater vor ſich auf dem Todtenbrett liegen, wie ihm der weiße Bart herunterhing über den magern Leib — und tief holte er Athem. Auch an die funfzig Thaler dachte er, wie viel Mühe es ihm gekoſtet hatte, ſie im Schacher zu erwerben, wie oft er darum gelaufen war, wie oft man ihn geſchmäht, ja als Ueberläſtigen mit Schlägen bedroht hatte. Als ihm der letzte Gedanke durch die Seele flog, riß er heftig die Brieftaſche aus der Jacke, warf ſie auf den Tiſch, ſetzte die geballte Fauſt darauf und rief mit blitzenden Augen: „Hier iſt Geld!" — und während er das ausſprach, fieberhaft erregt, in leidenſchaftlicher Haſt, ſelbſt in dieſem Augenblick, fühlte er deutlich, daß er daran ſei, etwas Böſes zu thun, und er fühlte, wie eine Laſt ſich unſichtbar auf ſeine Bruſt ſenkte. Aber er war entſchloſſen. Schwerlich hatten die jungen Herren, welche den zudringlichen Judenknaben die Treppe herunterwieſen, daran gedacht, daß ihre höhnenden Worte in der armen verwilderten Menſchenſeele einen Dämon erwecken würden, der ihnen ſelbſt in ſpätern Jahren Elend und Verderben heraufbeſchwören ſollte.

Nach einigen Stunden war das Licht tief herabgebrannt und bei dem rothen Schein ſaß in dem wüſten Raume noch immer Veitel mit offenem Munde, glänzenden Augen und gerötheten Wangen dem Vortrage des alten Mannes lauſchend. Und der Alte ſprach doch über Dinge, von denen zu hören den meiſten Sterblichen ſehr langweilig iſt, über gewöhnliche Schuldverſchreibungen.

Das Licht war verloſchen, der kleine Herr hatte die neugefüllte Branntweinflaſche geleert und war ermüdet vom

langen Sprechen auf seinem Strohsack eingeschlafen, und noch immer saß Veitel auf dem Schemel. Heute dachte er nicht an seine Kunden, nicht an sein gezahltes Geld, sondern er schrieb Schuldscheine au die schwarzen Wände, in denen sich der Aussteller mit vielen Worten zu so wenig als möglich verpflichtete, und schrieb Empfangscheine über geliehenes Geld, in denen er durch unscheinbare Zusätze die Rückzahlung der Summe von seinem Belieben abhängig machte. So saß er lange in bleischwarzer Finsterniß, und große Schweißtropfen rannen von seinen Schläfen. Dann öffnete er die Thür zur hölzernen Galerie, lehnte sich auf das Geländer und sah durch das Dämmerlicht hinunter in das Wasser, welches wie ein riesiger Strom von Tinte vorbeifluthete. Und wieder schrieb er Schuldscheine in die schwarzen Schatten der gegenüberliegenden Häuser und schrieb Quittungen auf die dunkle Wasserfläche, bis sein müder Leib erschöpft zusammenbrach und er in einer Ecke einschlief, das heiße Haupt an die Holzwand gelehnt. In kaltem Zuge fuhr der Nachtwind über das Wasser und unten gurgelte die Fluth klagend an den Holzpfählen und Vorsprüngen der alten Häuser. Was er in die Schatten gezeichnet, das verrückte sich, und was er auf das Wasser geschrieben, das zerrann, und doch hatte seine Seele einen Schuldschein ausgestellt in dieser Nacht, der einst von ihm eingefordert werden sollte mit Zins und Zinseszins. Der Wind heulte, und der Sturm klagte, wilde Mahner an die Schuld, rächende Boten des Gerichts.

Seit dieser Nacht eilte Veitel alle Abende mit schnellem Schritt nach seiner Herberge, der Unterricht im Geschäftsstyl wurde regelmäßig fortgesetzt. Der Herr mit der Brille war ein gründlicher Lehrer, die tiefsten Geheimnisse des Wechselrechts und der Hypothekenordnung waren ihm offenbar, er kannte jeden Schlupfwinkel, welchen das Gesetz dem gewandten Mann offen läßt, er war mit jedem Schleichwege vertraut, auf welchem man eine gesetzliche Verpflichtung umgehen kann. Seine Methode des Unterrichts war vortrefflich. Er ging bei allen auszustellenden Urkunden und bei jeder geschäftlichen Verpflichtung von der gewöhnlichen Form aus, lehrte seinen Schüler die betreffenden Gesetze kennen und machte seine Lehre durch Beispiele deutlich und angenehm. Dann erst gab er bei jedem Gesetz, bei jedem einzelnen Fall, die kleinen Hülfsmittel an, durch welche man gegenüber der Verpflichtung einen freien Standpunkt gewinnen konnte. Jeden Abend nahm Veitel einige kostbare Recepte in seine Brieftasche auf, Formulare zu Documenten, welche zu nichts verpflichteten, und wieder solche, welche zu weit mehr verpflichteten, als sie den Anschein hatten. Zuweilen schrieb der Alte selbst ein solches Kunstwerk vor, und ließ es den Schüler abschreiben, worauf er seine eigene Handschrift sorgfältig am Licht verbrannte. Wenn fremde Gäste in der Herberge waren, zogen sich Lehrer und Schüler in eine Ecke zurück und verhandelten in einem Flüsterton, welcher von den Anwesenden mit vieler Achtung angehört wurde, denn Veitel pflegte dann zu erklären, daß er von dem Herrn Unterricht in der Buchführung und andern nützlichen Dingen erhalte.

Was Veitel nach und nach über die Person seines Lehrers erfuhr, Namen und Schicksal, sei hier in Kürze berichtet. Herr Hippus hatte bessere Tage gesehen. Er war einst ein vielgesuchter Rechtsanwalt der Hauptstadt gewesen, der es durchgesetzt hatte, in wenig Jahren eine ausgebreitete Praxis zu erwerben. Bei dem Geschäfte treibenden Publicum einer großen Stadt erhält jeder Advocat sehr bald einen bestimmten Ruf, einen Ruf, welcher eben so unsicher sein mag, als der Ruhm einer Sängerin oder Tänzerin, der aber auch durch eine große Classe von Menschen als anziehender Stoff der Unterhaltung benutzt wird. Bei dieser Classe galt Herr Hippus für sehr gewandt und zuvorkommend im Verkehr mit den Parteien und für den entschiedensten und kühnsten Mann, um ein mißliches Recht in ein gutes Recht zu verwandeln. Im Anfang hatte er so wenig, wie der gewissenhafteste Staatsanwalt, den Trieb, seine Carriere dadurch zu machen, daß er Unrecht in Recht verdrehte. Auch er hatte ein peinliches Gefühl von Unsicherheit, wenn er eine Partei vertrat, deren Sache er für schlecht hielt, er war von den ehrenwerthesten seiner Collegen nur sehr wenig verschieden, er hatte einige kleine Scrupel weniger und trank etwas zu gern guten Rothwein. Diese letzte so löbliche Eigenschaft wurde bald eine Schwäche. Er war ein Mann, der mit Geschmack zu frühstücken wußte, ein Herr von kaustischem Witz und ein vortrefflicher Gesellschafter bei der Tafel. Er hatte einen subtilen Geist, freute sich über geistreiche Paradoxien und liebte es die Haare zu spalten, die er seinen Gegnern ausriß. Mit Hülfe des Rothweins erlangte er die Fertigkeit, viel Geld auszugeben,

und gerieth in die Lage, viel einnehmen zu müſſen. Die eitle Freude an Spitzfindigkeiten verlockte ihn einigemal, die ganze Energie ſeines glänzenden Geiſtes einer ſchlechten Sache dienſtbar zu machen und dieſe zum Siege zu führen. So erlebte er den Fluch, der häufig Advocaten trifft, welche Glück in verzweifelten Prozeſſen gehabt haben, es liefen ihm Alle zu, welche eine ſchlechte Sache zu vertheidigen hatten. Lange Zeit ärgerte er ſich darüber, und es fehlte ihm nur ein klein wenig Kraft, um dieſe Spitzbubenpraxis, wie er ſelbſt ſie nannte, los zu werden; allmälig, ganz allmälig wurde er durch die ſchlechten Sachen, an denen er ſein nicht gemeines Talent geltend zu machen ſuchte, ſelbſt ſchlecht. Immer größer wurden ſeine Bedürfniſſe, immer lockender die Verführung, immer kleiner ſein Gewiſſen. So war er ſchon lange von innen ausgehöhlt und mit Giftſtaub gefüllt, wie ein Boviſt, von außen ſah er noch ſtattlich und glänzend aus, und oft wurde ihm prophezeit, daß er mit der größten Praxis in der Stadt als einer der reichſten Männer ſeine Laufbahn beſchließen werde. Da begegnete ihm, dem Schlauen, dem Geſetzkundigen das Unglück, daß er in eine Unterſuchung gerieth, weil er bei einer Sache, welche nur durch verzweifelte Mittel zu halten war, dem Geſetz eine Blöße gegeben hatte. Er wurde verurtheilt, mit Schimpf caſſirt und verſchwand als ein gefallener Stern aus dem Kreiſe ſeiner Amtsgenoſſen. Was er noch von Bedenken und Rückſichten gehabt hatte, ging ſeit der Zeit mit reißender Schnelligkeit verloren. Er hatte in Wirklichkeit wenig Vermögen geſammelt, faſt nur ſchlechte Anſprüche an den Beſitz Anderer, verzweifelte Schuldverſchreibungen

und hoffnungslose Documente, deren Erwerb ihm allerdings sehr wenig gekostet hatte. Die Beitreibung derselben machte er jetzt zur Aufgabe seines Lebens, denn noch immer hatte er das Bedürfniß, viel auszugeben. Deßhalb war er durch mehrere Jahre als ewiger Kläger und Quereler eine den Gerichtshöfen wohlbekannte Person. Was er durch Prozessiren erwarb, vergeudete er mit roher Sinnlichkeit in schlechter Gesellschaft, er wurde ein Trunkenbold, ein lüderlicher Schlemmer. Aber auch diese unsicheren Einnahmen hörten endlich auf, sein Name verschwand allmälig aus den Prozeßacten, und seine Person ward auch in den Restaurationen untergeordneten Ranges nicht mehr gesehen. Aber seine Thätigkeit hörte nicht auf. Er sank zum Besucher von Branntweinstuben und zum Winkelconsulenten herab, der andere Leute zu Prozessen aufstachelte und Schwindlern und Gaunern gute Rathschläge ertheilte. In dieser stillen Thätigkeit verlebte er einige Jahre und stiftete so viel Unheil, als nöthig war, um seinen Grimm gegen nicht gefallene irdische Größen und seinen Durst, der sehr gemeiner Natur wurde, zu befriedigen. Leider glückte ihm noch nicht, ganz aus dem Auge des Gesetzes zu verschwinden. Gerade jetzt wurde ihm wegen unbefugter Praxis nachgestellt, und er fand für nöthig, unter dem Vorwand einer längeren Reise auf einige Zeit unsichtbar zu werden. Deßhalb hatte er sich bei Herrn Pinkus, dessen Kunde und Rechtsbeistand er zuweilen gewesen war, einquartiert und so Muße gewonnen, den jungen Itzig seine Receptirkunst zu lehren.

Uebrigens verfuhr Herr Hippus nicht ohne Vorsicht. So oft er seinem Schüler irgend eine Schurkerei beibrachte, welche

wie eine Arabeske an die gewöhnliche gerade Linie des Geschäftsstyls angehängt wurde, verfehlte er nie mit einem häßlichen Lächeln zu bemerken: „Dies Alles sage ich dir nur, damit du dich in Acht nimmst.“ Diese Phrase wurde stehend und eine anmuthige Quelle der Heiterkeit für Lehrer und Schüler, auch nachdem Veitel einen ungewöhnlichen Scharfsinn gezeigt hatte und alle Erfordernisse des Charakters, welche für einen Apostel dieser Geheimlehre nöthig waren.

Der Unterricht wurde für den alten Mann sehr bald ein Bedürfniß des Herzens. Ja, seines Herzens. Denn er war allerdings ein schlechter Mensch geworden, an dem etwas Gutes nur schwer aufzufinden gewesen wäre, aber die schwarze Schlacke, welche er statt eines warmblütigen Menschenherzens in der Brust trug, war doch noch nicht ganz ausgeglüht; er hatte sehr das Bedürfniß, zu hassen, aber eben so sehr das Bedürfniß, anerkannt zu werden. Nach vielen Jahren fand er jetzt Gelegenheit, sein Wissen in längerer Rede zu entwickeln, Geist zu zeigen und einem andern Menschen eine Art von Verehrung einzuflößen. Einst war er ein gebildeter und scharfsinniger Jurist gewesen; das Gebäude seines Wissens war bei dem wüsten Leben sehr zerfallen, aber es war noch genug vorhanden, was dem jungen Wilden imponiren konnte; und mit einer melancholischen Freude, dem edelsten Gefühl, das der verworfene Mann seit Jahren gehabt hatte, öffnete er vor dem Jünglinge die verschütteten Thüren seines Geistes. Die Aufmerksamkeit Veitels schmeichelte ihm sehr, er fing an, ihn für sein Geschöpf zu halten, und faßte allmälig eine Zuneigung zu dem Judenknaben, über die er selbst cynische Witze machte. Und doch war sie ein Schatz für den Elenden.

Denn die Güte der menschlichen Natur ist unzerstörbar, und die größte Corruption eines Menschen vermag nicht Alles in ihm zu verderben. Immer sucht seine Lebenskraft die Stellen, wo sie sich gesund und zum Guten entwickeln kann, aber der Fluch einer verderbten Seele ist, daß auch ein gutes menschliches Empfinden sich ihr zu Unheil und Sünde verkehrt.

Schnell wurde dem alten Mann sein Schüler wichtiger, als irgend eine andere Person auf Erden. Mit Ungeduld wartete er auf die Abendstunde, in welcher der geschäftige Bocher zur Vorlesung kam; ja es begegnete ihm, daß er von seiner Abendkost und seinem Branntwein einige Reste für Veitel übrig ließ, und wenn das Judenkind bei dem trüben Lichte vor ihm saß und mit großem Appetit das kalte Fleisch verzehrte, so konnte der Alte ihn schweigend ansehen und sich darüber freuen. Und einst als Veitel sich bei rauher Witterung verkältet hatte und fiebernd unter dünner Decke auf dem Strohsack lag, da ereignete sich das Unglaubliche, daß der Alte ein Federbett, welches er als privilegirte Person durch den Wirth erhalten hatte, von seinem eigenen Lager trug und über den Burschen breitete; und als Veitel ihn dankbar anlachte, freute sich das alte Geschöpf wieder.

Veitel verdiente diese Funken von Freundschaft, welche in dem Alten aufstiegen, denn er bezeigte ihm eine Verehrung, wie sie nur irgend ein Schüler gegen seinen berühmten Lehrer gefühlt hat. Er erbot sich, ihm eine neue Garderobe zum Einkaufspreise zu besorgen, und handelte stierköpfig um einen passenden Oberrock, weil er ihn dem alten Mann so

billig als möglich verschaffen wollte; er war stets zu der Verschwendung bereit, die Branntweinflasche zu füllen, weil er wußte, daß dies die Schwäche seines würdigen Lehrers war; er machte ihn zum Vertrauten seiner kleinen Geschäfte, ja er brachte ihm zuweilen am Abend Geschenke mit und lief nach einem glücklichen Geschäftstage sogar in einen Fleischladen, um für Herrn Hippus eine verhaßte Zungenwurst einzukaufen. Allerdings war auch diese Herzensfreundschaft nicht ohne kleine Stacheln. Der Alte konnte es nicht lassen, seine gallige Laune an dem Schüler zu üben, und Itzig nannte den Alten, wenn dieser dem Branntwein zu viel einräumte, mit höchst unzierlichen Namen, welche bewiesen, daß das Gefühl der Hochachtung in ihm nicht unerschütterlich war. Im Ganzen aber stimmten die beiden Ehrenmänner doch vortrefflich zusammen und wurden einander unentbehrlich.

Veitel lernte in den Monaten, welche der Alte in seinem Versteck zubrachte, auch noch Anderes als schlechte Handwerkskniffe; er lernte das Deutsche richtiger sprechen und schreiben; ja er las zuweilen in den Büchern, welche er für Hippus aus einer kleinen Leihbibliothek holen mußte, er las mit Vergnügen Abenteuer zu Wasser und zu Lande, die Eroberung Amerikas und andere aufregende Unternehmungen, an welche seine Phantasie allerlei Geschäfte knüpfen konnte. Durch seinen Lehrer erhielt er viele Aufschlüsse über das Leben der Menschen und Völker, auch über den Staat, in dem er selbst existirte und von dem er bis dahin sehr wenig gewußt hatte. So machte er in wenigen Monaten Veränderungen durch, welche dem Blick des Herrn Ehrenthal nicht entgingen.

Dieſer bemerkte nach und nach, daß Veitel weniger grotesk ausſah, daß er richtiger ſprach und ſchrieb, und vor Allem, daß er in Geſchäften unwillkürlich eine Sicherheit und juriſtiſche Kenntniß entwickelte, die an einem Lehrling ſeiner Art ſehr ungewöhnlich waren. Herr Ehrenthal beſprach dieſe Veränderung in ſeiner Familie ungefähr ſo, wie ein Landwirth das viel verſprechende Ausſehen eines Zuchtſtiers lobt, und kündigte am Ende des Vierteljahrs dem Burſchen freiwillig an, daß das Stiefelputzen und das Eſſen vor der Thür aufhören ſolle, und daß er bereit ſei, ihm einen Platz im Geſchäftslocal und außer dem Koſtgelde einen kleinen Gehalt zu bewilligen.

Veitel empfing die Ankündigung, auf die er ſo lange gewartet hatte, mit großer Selbſtbeherrſchung, er dankte demüthig und verſprach alles Mögliche für die Gegenwart und Zukunft: „Noch eine Bitte habe ich an den Herrn, eine große Bitte, die Sie nicht ungünſtig aufnehmen möchten. Wenn ich die Ehre haben könnte, einmal in der Woche am Tiſch des Herrn Ehrenthal zu eſſen. Da Sie mir ſo viele Güte erweiſen, ſo haben Sie auch dieſe Rückſicht auf mich, damit ich kann ſehen in guter Geſellſchaft, wie man ſich benimmt, wenn man ißt mit vornehmen Leuten. Sie können mir's abrechnen von meinem Koſtgeld, das Sie mir geben wollen."

Ehrenthal ſchüttelte den Kopf und ſagte erſtaunt über dies Verlangen: „Zuerſt muß ich ſprechen mit meiner Frau, ob's ihr wird recht ſein, daß du dich bildeſt in meinem Hauſe. Du kannſt warten, bis ich geſprochen habe." Er ging zu ſeiner Frau und trug ihr Veitels Wunſch vor, mit einem

kühlen Wesen, welches andeuten sollte, daß ihm als einem Mann von Welt die Forderung ungehörig erscheine. Im Innern freilich wünschte er, daß Itzigs Wunsch zu gewähren sei, denn er hielt es für wichtig, den anstelligen Mann seinem Geschäft zu erhalten. Aber er wagte nicht seiner Hausfrau gegenüber diesen Wunsch zu äußern, denn Madame Ehrenthal hatte noch viel mehr Welt und Bildung, als er selbst, und war ihm in allen Dingen, welche vornehmes Wesen betrafen, eine große Autorität. Sie war die Tochter eines großen Schnittwaarengeschäftes aus der Residenz und hatte Geschmack für das Neueste und einen sehr energischen Willen in Theetrinken, Stutzuhren, Möbelstoffen und anderen Eigenschaften, durch welche sich ein gebildeter Mensch von einem ungebildeten unterscheidet. Wider Erwarten nahm Madame Ehrenthal Veitels Wunsch ohne Ueberraschung auf. Diese Ueberraschung wäre auch unnatürlich gewesen, da Veitel durch wahrhaft unmäßigen Diensteifer, durch Verschwiegenheit in einzelnen kleinen Fällen und durch die größte Höflichkeit das Wohlwollen der vornehmen Dame zu erwerben gewußt hatte: „Wenn der junge Mann sich bilden will in unserer Familie, so kann er keinen bessern Ort finden. Da er brauchbar ist im Geschäft, wie du sagst, so wird es dir von Nutzen sein, wenn er auch zu essen und zu reden weiß mit den Leuten."

Nach dieser Entscheidung wurde Veitel am nächsten Sonntage, dem Tage einer gebratenen Gans, aufgefordert, in der Familie zu erscheinen. Und als er zu dem gedeckten Tische trat, angethan mit dem besten unter den sechs Leibröcken, welche er auf seinem Lager hatte, einen neuen weißen Hut in

der Hand und ein baumwollenes Hemd mit stehendem Kragen unter der ausgeschnittenen Weste, da wurde er von Herrn Ehrenthal mit den würdigen Worten eingeführt: „Der junge Itzig ist aufgenommen in mein Geschäft als Buchhalter. Es ist nicht mehr anständig für ihn, in der Wirthschaft zu helfen, und es wird jetzt anständig sein, daß wir ihn als einen gebildeten Menschen behandeln. Sie können Platz nehmen dort unten am Tisch, lieber Itzig.“

9.

An einem warmen Sommerabend ſprach Fink nach dem Schluß des Comtoirs zu Anton: „Wollen Sie mich heut begleiten? Ich will auf dem Fluß ein Boot probiren, das ich hier habe bauen laſſen.“ Anton war bereit. Die Jünglinge ſprangen in einen Wagen und fuhren an den Fluß oberhalb der Stadt, wo eine Colonie von Schiffern und Fiſchern in ärmlichen Hütten wohnte. Fink wies auf ein rundes Fahrzeug, welches auf dem Waſſer ſchwamm, wie eine große Kürbisſchale, und ſagte melancholiſch: „Da liegt das Gefäß, es iſt ein Scheuſal! Ich ſelbſt habe dem Kahnbauer das Modell geſchnitzt, denn ein Kielboot bauen, iſt hier zu Lande etwas Unerhörtes; ich habe dem Strohkopf alle Verhältniſſe angegeben, und er hat ein ſolches Mövenei zur Welt gebracht.“

„Es iſt ſehr klein,“ erwiederte Anton mit trüben Ahnungen.

„Ich ſage Euch,“ rief Fink ſtrafend dem Kahnbauer zu, welcher herantrat und reſpectvoll die Mütze abnahm, „daß unſere Seelen auf Euer Gewiſſen kommen, wir werden in dem Dinge da unfehlbar ertrinken, und Euer Mangel an Witz wird Schuld ſein.“

„Herr,“ ſagte der Kahnbauer kopfſchüttelnd, „ich habe das Boot ganz nach Ihrer Anweiſung gemacht.“

„Den Teufel habt Ihr," schalt Fink, „zur Strafe sollt Ihr mitfahren. Ihr werdet einsehen, daß es billig ist, wenn Ihr mit uns ertrinkt."

„Nein, das thue ich nicht, lieber Herr," antwortete der Mann entschieden, „bei dem Winde will ich's nicht wagen."

„So bleibt am Lande und kocht Euren Kindern Brei von Hobelspänen. Gebt Mast und Segel her." Fink setzte den kleinen Mast ein, sah nach, ob die Schoten der Segel glatt durch die Löcher liefen und ob das Geitau anzog. Sämmtliche nautische Erfindungen erwiesen sich als befriedigend. Dann hob er Mast und Segel wieder aus, legte sie der Länge nach in das Boot, warf einige Eisenstücke als Ballast auf den Boden, hakte das Steuer ein, ergriff zwei lange Streichruder und wies unserm Helden seinen Platz an. Darauf legte er die Ruder aus und fuhr mit der Kraft eines Matrosen im Doppelschlag vom Ufer ab. Er ließ den Kürbis auf der Wasserfläche tanzen zur großen Belustigung des Zimmermanns und sämmtlicher Nachbarn am Ufer, und äußerte seine Zufriedenheit, daß Anton ihm so zuversichtlich gegenüber saß. „Es ist möglich, in einem Kielboot gegen den Strom zu kommen," sagte er, „das war's, was ich diesen Nachtmützen beweisen wollte." Darauf setzte er den Mast wieder ein, löste die Segel, gab seinem Schüler die Schote des Klüvers in die Hand und unterrichtete ihn, wie er anziehen und loslassen sollte. Der Wind blies in unregelmäßigen Stößen, bald blähten sich die kleinen Segel und neigten den Rand des Bootes dem Wasser zu, bald schlugen sie unthätig und rathlos an den Mast. „Es ist ein elender Seelenverkäufer," rief Fink ärgerlich, „wir treiben unvermeidlich ab und werden nächstens umwerfen."

„Wenn das ist, so schlage ich vor, umzukehren," sagte Anton mit erheuchelter Leichtigkeit.

„Es thut nichts," versetzte Fink kaltblütig, „ich werde uns schon wieder an's Land bringen, so oder so. Sie können doch schwimmen?"

„Wie Blei," antwortete Anton; „wenn wir umwerfen, gehe ich sicher auf den Grund, Sie werden Mühe haben, mich herauszuziehen."

„Fassen Sie nur in keinem Falle nach meinem Körper, wenn Sie im Wasser liegen," belehrte ihn Fink, „das wäre das beste Mittel, uns Beide unten festzuhalten; warten Sie ruhig ab, bis ich Sie in die Höhe hebe. Uebrigens wird es nicht schaden, wenn Sie sich Rock und Stiefeln ausziehen, es ist gemüthlicher im Wasser, wenn man im Negligé ist." Anton that willig, wie ihm befohlen war.

„So ist's recht," sprach Fink. „Im Grunde ist's ein erbärmliches Vergnügen, hier herum zu fahren. Keine Wellen, kein Wind, und zuletzt auch kein Wasser. — Da sitzen wir wieder auf dem Grund. Stoßen Sie ab. — He, Bootsmaat, was werden Sie sagen, wenn dies garstige Ufer plötzlich versinkt, und wir auf einem anständigen Meer schaukeln, Wasser bis an den Horizont, Wellen wie der Baum dort und ein herzhafter Wind, der die Ohren abbläst und die Nase schräg an die Backen legt."

„Ich kann nicht sagen, daß ich es angenehm fände," erwiederte Anton besorgt.

„Je nachdem," sagte Fink, „es giebt wenig Lagen, die nicht noch viel schlechter sein könnten. Bedenken Sie, es wäre auch in diesem Fall immer noch ein glückliches Loos,

daß wir dieſe nichtsnutzigen Faßdauben zwiſchen uns und dem Waſſer haben. Wie aber, wenn wir ſelbſt mit unſerm Leibe in der Fluth lägen, ohne Kahn, ohne Ufer, zwiſchen haushohen Wellen?"

„Wenigſtens ich wäre verloren," rief Anton mit aufrichtigem Entſetzen.

„Ich ſage Euch aber, ich habe einen Freund, einen guten Freund, auf den ich mich in einer Kriſis gern verlaſſe, dem iſt ſo etwas begegnet. Der Mann ſchlendert am Strande der See an einem glorreichen Abend, er beſchließt zu baden, wirft ſeine Kleider ab und geht in's Waſſer. Luſtig ſchwimmt er in die See hinein. Die Wellen heben ihn und werfen ihn zu Thal, das Waſſer iſt wohlig warm, um ihn glitzert in der Abendſonne die Fluth von zehntauſend bunten Farben, und über ihm lodert das goldene Licht des alten Himmels. Der Mann jauchzt vor Vergnügen."

„Und Sie ſelbſt waren der Mann?" frug Anton.

„Meinetwegen ja. — So ſchwamm ich eine Weile fort, bis ich an dem matten Schein des Himmels merkte, daß es Zeit war, mich aus der Waſſerſchaukel an's Land zu verſetzen. Ich wandte mich um und hielt auf das Land zu, und was meint Ihr, Maſter Wohlfart, das ich ſah?"

„Ein Schiff," rief Anton, „einen Fiſch."

„Nein," ſagte Fink, „nichts ſah ich, das Land war verſchwunden. Ich ſpähte nach allen Seiten in die Dämmerung hinein, ich hob mich aus den Wellen, ſo hoch ich konnte; nichts war zu erblicken, als Waſſer und Himmel. Die Strömung, die vom Lande abwärts zog, hatte mich heimtückiſch fortgeführt, ich trieb in der hohen See. Ich lag

im atlantiſchen Ocean zwiſchen Amerika und England. Inſofern wußte ich, wo ich war, aber dieſe geographiſche Kunde erwies ſich in meiner Lage als unbefriedigend. Es wurde dunkler am Himmel, die Thäler der Wellen füllten ſich mit ſchwarzen ungemüthlichen Schatten, die Waſſerberge hoben ſich höher, ein kalter Luftzug fuhr über mein Haupt. Und nichts war zu ſehen, als das röthliche Grau des Himmels und die wilde rollende Fluth."

„Das war ſchrecklich!" rief Anton.

„Es war ein Augenblick, wo kein Pfaff einer armen Seele verwehren kann, den Teufel um Hülfe zu bitten. Wo das Land zulag, erkannte ich natürlich am Himmel. Jetzt entſtand die Frage, wer ſtärker war, die Strömung des Meeres, oder mein Arm. Ein mörderiſches Ringen mit dem perfiden Schurken von Waſſergott begann. Durch die Stöße Eurer Schwimmſchule wäre ich nicht weit gekommen, ich rollte wie die Seekälber und die Wilden und griff Hand um Hand vorwärts. So konnte ich's im Nothfall ein Paar Stunden aushalten. Und jetzt arbeitete ich. Es war ein harter Kampf, der mächtigſte meines Lebens. Unterdeß wurde es finſter, die ſmaragdgrünen Wellen verwandelten ſich in eine Fluth von ſchwarzem flüſſigem Pech, nur ihre Häupter ſchimmerten noch von weißem Giſcht; wie Todtenſchädel ſtiegen ſie um mich auf und ſpuckten mich an. Der Himmel hing bleigrau über mir, zuweilen blinzte ein einzelner Stern hinter dem Wolkenrauch, das war mein einziger Troſt. So ſchwamm ich zwiſchen Schwarz und Grau in's Endloſe hinein, noch immer kein Land zu ſehen. Ich wurde matt und die teufliſche Schwärze um mich herum gab mir zuweilen

den Gedanken ein, die unnütze Arbeit aufzugeben. Die Wolkenbank stieg höher, die Sterne verschwanden, die Richtung wurde zweifelhaft und meine Stellung durchaus unhaltbar. Ich merkte, daß die Sache zum Ende kam; meine Brust keuchte, vor meinen Augen tanzten unzählige Funken, wie Leuchtkäfer auf dem Wege zur Hölle. Da, mein Junge, als ich halb besinnungslos mit einer Welle hinabgeglitten war, da fühlte ich mit dem Fuße etwas, was nicht mehr Wasser war."

„Es war Grund," rief Anton.

„Ja," nickte Fink, „es war fester Sand. Ich kam eine Meile nördlich von meinen Kleidern an's Ufer und fiel dort hin wie eine erschlagene Robbe." Er brach ab und sah prüfend auf Anton. „Und jetzt macht Ihr euch fertig, Maat," rief er, „nehmt Eure Beine unter der Bank hervor, ich werde einen Schlag machen und zum Ufer wenden. Nur ruhig!"

In diesem Augenblick fuhr ein starker Windstoß über die Wasserfläche, der Mast knarrte, das Boot neigte sich auf die Seite und hörte mit der Schwenkung nicht eher auf, bis sein Kiel in die Höhe stand, wie die Rückenflosse eines Fisches. Anton sank seinem Versprechen getreu ohne weitere Bemerkungen in die Tiefe. Blitzschnell tauchte Fink in die Strömung, stieß ebenfalls, wie er versprochen hatte, seinen Gefährten über sich nach der Oberfläche des Wassers und schob ihn mit großer Anstrengung auf eine seichte Stelle, wo es möglich war, watend das Ufer zu erreichen. „Zum Henker, fassen Sie doch meinen Arm!" rief Fink keuchend.

Anton aber, der gegen die Abrede eine ziemliche Masse Wasser verschluckt hatte, besaß nicht mehr allzu viel Besin-

nung und machte nur eine abwehrende Bewegung mit der Hand.

„Ich glaube, er will noch einmal hinunter," rief Fink ärgerlich, faßte den Kraftlosen um den Leib und schleppte ihn an's Ufer.

Eine Menge Menschen hatte sich hier versammelt und stürzte jetzt an den Rand des Wassers, wo Fink den jungen Matrosen im Arme hielt und ihm lebhaft zuredete, doch wieder zu sich zu kommen. Endlich öffnete Anton die Augen und bezeugte dadurch und durch einige andere Bewegungen die Absicht, seine Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft noch nicht aufzugeben. „Wie geht's, Wohlfart?" sagte Fink und sah ihm besorgt in das bleiche Antlitz. „Sie haben sich die Sache sehr zu Herzen genommen! Poncho y Ponche!" rief er heftig den Leuten zu, „einen Mantel und ein Glas Rum für den Herrn. Das wird Sie am schnellsten curiren."

Ein Leiermann zog bereitwillig seinen alten Soldatenmantel vom Leibe, unser Held wurde hineingewickelt und wie ein verwundeter Krieger nach dem Hause des Zimmermanns geführt. Dort setzte man ihn auf einen Lehnstuhl.

„Da geht der Kürbis hin, Segel, Streichruder und Alles," sagte Fink im Abgehen strafend zum Schiffszimmermann, „und unsere Röcke obendrein. Habe ich's Euch nicht gesagt, daß das Ding nichts taugte?"

Eine Stunde lang pflegte Fink sein Opfer mit der größten Zärtlichkeit, er rührte ihm eigenhändig den Zucker in einem Glas Grog und drückte ihm zuweilen die kalte Hand. Es war bereits dunkel, als Anton so weit hergestellt war, daß er nach Hause gehen konnte. Sie vervollständigten ihre Toilette

durch Kleider und Schuhe des Kahnbauers und lachten auf dem Rückwege über ihre Ausrüstung. Fink hatte wieder sein gewöhnliches kühles Wesen angenommen, und unser Held stolperte bleich, aber lustig in hohen Thranstiefeln neben ihm her. „Hören Sie, Fink," sagte er ermahnend, „wenn Sie mich das nächste Mal zu einer Partie auffordern, so möchte ich Ihnen andeuten, daß ich manches Andere lieber trinke, als dies lehmige Wasser. Ich bin noch voll davon."

„Wie konnte ich denken," antwortete Fink, „daß Sie mit solcher Vehemenz den halben Fluß einschlucken würden, Sie Unschuld! Ich habe in meinem Leben noch keinen Menschen mit solcher Kindlichkeit auf den Grund gehen sehen. Sie sind ein mährchenhafter Kerl!"

Der nächste Tag war ein Sonntag und der Geburtstag des Prinzipals. An diesem wichtigen Tage blieben die Herren nach dem Diner einige Stunden in den Zimmern des ersten Stockes, der Bediente präsentirte dann Kaffe und Cigarren. Als man sich zu Tisch setzte, sagte die Tante zu Fink: „Die ganze Stadt ist voll davon, daß Sie und Herr Wohlfart gestern in einer schrecklichen Gefahr gewesen sind."

„Es war nicht der Rede werth, gnädige Frau," antwortete Fink leichtsinnig, „ich wollte nur untersuchen, wie sich Master Wohlfart beim Ertrinken benehmen würde. Ich warf ihn in's Wasser, und er wäre um ein Haar auf dem Grunde liegen geblieben, weil er es für indiscret hielt, mich durch seine Rettung zu belästigen. Einer solchen höflichen Resignation ist nur ein Deutscher fähig."

„Aber Herr von Fink," rief die Tante erſchrocken, „das heißt ja das Schickſal herausfordern! Es iſt ſchauderhaft, nur daran zu denken."

„Schauderhaft war nur die Unſauberkeit dieſer Lehmrinne, die man hier Fluß nennt. Es müſſen ſehr ſchmutzige Nixen ſein, die auf dem Grunde dieſes Waſſers leben. Aber Wohlfart ließ ſich durch ihren Lehm nicht ſtören. Er fiel ihnen begeiſtert in die Arme, gerade wie es in dem berühmten Liede Sr. Excellenz heißt: „Halb zogen ſie ihn, halb ſank er hin." Er warf beide Beine über den Rand des Kahns, noch bevor es nöthig war."

„Sie hatten mich's ſo gelehrt, Sir!" rief Anton zu ſeiner Entſchuldigung von unten dazwiſchen.

„Ja," fuhr Fink gegen die Tante fort, „ich habe als Freund an ihm gehandelt. Ich trage keine Schuld, wenn er ſo viel Waſſer geſchluckt hat, daß der Waſſerſtand heut unerhört niedrig iſt, und die Zinkkähne der Handlung oben im Fluſſe auf einer Sandbank liegen bleiben. Ich habe ihm vorher noch jede Art von gutem Rath gegeben. Ich habe ihm eine lange Geſchichte erzählt, wie man ſich im Waſſer zu benehmen hat, ich habe ihn darauf aufmerkſam gemacht, welche Toilette man braucht, um mit Anſtand in's Waſſer zu fallen. Man kann gegen einen Bruder nicht ſorgſamer ſein. Aber es half Alles nichts. Er fuhr wie aus einer Piſtole geſchoſſen auf den Grund und bohrte ſich dort mit der Behendigkeit eines Karpfens ein. Ich verſichere Sie, es war eine mühſame Arbeit, ihn im Schlamm wieder aufzufinden. Ich glaube, er war bereits in zärtlicher Unterhaltung mit einigen Waſſergeſchöpfen, als ich ihn auffand, denn er winkte

mir unwillig mit der Hand, als wollte er sagen: Störe mich nicht, ich gehe hier meinem stillen Vergnügen nach."

„Der arme Herr Wohlfart," rief die Tante verwundert. „Aber Ihre Röcke! Heute früh begegnete ich im Hause einem Polizeidiener, der das nasse Bündel auf dem Arm trug, von ihm erfuhr ich zuerst das Unglück."

„Die Röcke sind heute früh unterhalb der Stadt aufgefischt worden," sagte Fink, „Karl zweifelt daran, sie je wieder zu trocknen. Unterdeß machen Wohlfarts Stiefeln eine Vergnügungsreise nach dem Weltmeer."

Anton erröthete vor Aerger über die Weise des Freundes und sah verstohlen nach dem oberen Ende des Tisches. Der Kaufmann blickte finster auf den gemüthlichen Fink, und Sabine saß bleich mit gesenkten Augen, nur die Tante war wortreich in aufrichtigem Bedauern der durchnäßten Röcke.

Das Mittagessen war noch feierlicher als gewöhnlich. Nach dem Braten erhob sich Herr Liebold und verrichtete das schwere Stück Arbeit, wozu er durch seine hohe Stellung verpflichtet war, er brachte die Gesundheit des Prinzipals aus. Er gab sich redlich Mühe, die entschiedenen Wünsche des Vordersatzes nicht durch einen schüchternen Nachsatz zurückzunehmen. Aber selbst sein Toast vermochte nicht, eine gewisse Spannung in den oberen Regionen des Tisches zu beseitigen.

Nach aufgehobener Tafel standen die Herren Kaffe trinkend in Gruppen um den Prinzipal herum, wobei kühne Naturen, wie Herr Pix, auch eine Cigarre anzubrennen wagten. Unterdeß trieb Anton in größter Muße durch die geöffnete Zimmerreihe, bewunderte die Bilder an der Wand, blätterte in einem Album und hielt sich durch solche Thätigkeit die

drohende Langeweile tapfer vom Halſe. Er beobachtete gerade das Muſter eines Teppichs und hoffte im Stillen, daß ſich hier oder da ein keckes Fünfeck von dem Zwange des Muſters losmachen und eigenwillig an einer unpaſſenden Stelle erſcheinen könnte. So war er an den Eingang des letzten Zimmers gelangt und blieb betroffen ſtehen. Wenige Schritte vor ihm ſtand Sabine an einem Blumentiſch und hielt ſich mit beiden Händen an der Tiſchplatte feſt, während große Thränentropfen aus ihren Augen auf die Blumen herunterfielen. Es war ein lautloſes Schluchzen; wie von innerm Kampf wurde die ſchlanke Geſtalt erſchüttert; ſie bekämpfte den Ausbruch eines tiefen, lange unterdrückten Schmerzes mit einer Energie, welche ihn doppelt rührend machte. Anton war beſtürzt über den Zufall, der ihm einen ſolchen Anblick geſtattete, und fühlte doch wieder eine ſo warme Theilnahme, daß er darüber vergaß, ſich zurückzuziehen. Als er ſich umwandte, blickte Sabine nach dem Geräuſch hin. Sich ſchnell faſſend, drückte ſie das Tuch an die Augen und kehrte ſich ſogleich zu Anton. „Hüten Sie ſich, Herr Wohlfart," ſagte ſie herzlich, „daß die Tollkühnheit Ihres Freundes Sie nicht in neue Gefahren bringt; meinem Bruder würde es ſehr leid thun, wenn der Verkehr mit Herrn von Fink Ihnen Nachtheil brächte."

„Fräulein Sabine," erwiederte Anton und ſah der Dame mit inniger Hochachtung in die feuchten Augen, „Fink iſt eben ſo edel als rückſichtslos. Er hat mich mit eigener Gefahr aus dem Waſſer herausgeholt."

„O ja," rief Sabine mit einem Ausdruck, den Anton nicht ganz verſtand, „Herr von Fink liebt es, mit Allem zu ſpielen, was anderen Menſchen heilig iſt."

In diesem Augenblicke eilte Herr Jordan herzu und bat das Fräulein, an den Flügel zu kommen. So rauschte sie an Anton vorüber.

Anton war in mächtiger Aufregung. Sabine Schröter stand bei den Herren des Comtoirs in einem Ansehen, welches sie über den Bereich der gewöhnlichen Discussion stellte und in die glückliche Lage brachte, daß im Hinterhaus nur selten von ihr gesprochen ward. Die meisten der Jüngeren waren, wie sich aus den Neckereien ihrer Collegen und gelegentlichen Geständnissen merken ließ, während der ersten Monate ihres Aufenthalts leidenschaftlich in das Fräulein des Hauses verliebt gewesen. Und als die Flamme aus Mangel an Nahrung nach und nach heruntergebrannt war, hatte Jeder ein Häuflein glühender Kohlen vor den Spöttereien der Collegen in den geheimsten Winkel seines Herzens geschoben, wo die Kohlen noch lagen und fortglimmten. Sämmtliche Herren waren bereit, für die Tochter ihres Hauses gegen jeden Feind loszurennen. Allen galt sie für eine kalte Heilige, deren Herz einer leidenschaftlichen Schwäche unzugänglich war. Aber ihre ruhige Haltung that Allen sehr wohl, und wenn Herr Pix sie stolz nannte, so verfehlte er nie, dazuzusetzen: „Aber sie hat ein gutes Herz, sie ist eine tüchtige Wirthin."

Ob Sabine ganz so war, wie das Comtoir einstimmig annahm, darüber hatte auch Anton kein Urtheil. Auch ihm war die junge Herrin bekannt, und doch fern, wie der Mond, den wir immer nur von einer Seite sehen. Alle Tage saß er ihr gegenüber und sah aus der Ferne auf das feine Oval ihres Gesichts, auf das dunkle Haar und den tiefen Glanz ihrer schönen Augen, täglich hörte er ihre Stimme in dem

gleichförmigen Tischgespräch, weiter kannte er nichts von ihr. Jetzt merkte er plötzlich, daß die Heilige nicht so ruhig und so gefühllos lebte, als das Hinterhaus annahm; durch einen Zufall war er Vertrauter ihres stillen Wehes geworden. Ihr Schmerz, so lautlos und so schön getragen, steigerte seine Theilnahme zu leidenschaftlicher Höhe. Er hatte nie eine Schwester gehabt, und sich wohl zuweilen danach gesehnt; heut empfand er eine wahrhaft brüderliche Zärtlichkeit für die Trauernde; er hätte sein Leben hingeben können, um sie von diesem Schmerz zu befreien; er hätte es für das höchste Glück gehalten, ihre Hand zu ergreifen, ihren Kopf an seine Brust zu legen und ihr die weinenden Augen zu küssen. Es wurde ihm auf einmal deutlich, daß ihr Kummer mit Fink in irgend einer Verbindung stand, es war ihm schon lange unzweifelhaft gewesen, daß diese beiden Gestalten zu einander in einer geheimnißvollen Beziehung stehen mußten, und oft hatte er prüfend nach Sabinens Gesicht hingesehen, wenn Fink bei Tisch etwas Liebenswürdiges erzählte. Er hatte nie etwas Anderes entdeckt, als daß ihr Auge den Platz vermied, an welchem Fink saß, und daß sie den Jockei vielleicht noch seltener anredete, als einen der anderen Herren. Jetzt ahnete er allerlei Schmerzliches für die Gebieterin des ersten Stocks, er sah im Geist wilde Leidenschaften über den ruhigen Glanz des Hauses T. O. Schröter heraufstürmen. Wohl empfand er für Fink die hingebende Neigung, welche eine unverdorbene Jugend so gern dem kühnen und erfahrenen Genossen weiht, aber in diesem Falle nahm seine Seele entschiedene Partei gegen den Freund, er beschloß, Fink genau zu beobachten und dem Fräulein irgend etwas zu

werden, ein brüderlicher Schutz, ein Vertrauter, Alles, was dazu helfen konnte, sie von einem Schmerz zu befreien, der ihn mit Rührung und heißem Mitgefühl erfüllte.

Einige Stunden darauf saß Sabine in der Fensternische. Die Hände über das Knie gefaltet, sah sie still vor sich hin. Das röthliche Abendlicht goß über ihr Antlitz einen Schimmer von froher Laune, die in ihrem Herzen nicht war. Der Bruder hatte die Zeitung weggelegt und blickte von seinem Armstuhl sorgenvoll auf die Regungslose, endlich trat er leise zu ihr und legte seine Hand auf ihr Haupt. Sabine erhob sich und umschlang den Bruder fest mit beiden Armen. So standen die Geschwister eines an das andere gelehnt, zwei Freunde, welche sich so in einander hineingelebt haben, daß jeder ohne Worte versteht, was den andern bewegt. Der Kaufmann strich zärtlich die Locken seiner Schwester zurecht und sagte bekümmert: „Du weißt, wie groß die geschäftlichen Verpflichtungen sind, welche wir gegen den Vater Finks haben."

„Ich weiß," erwiederte Sabine aufblickend, „daß du mit dem Sohne nicht zufrieden bist."

„Ich konnte nicht vermeiden, die fremdartige Gestalt in unsern Kreis aufzunehmen, aber ich bereue die Stunde, wo dies geschah."

„Sei nicht hart gegen ihn," bat die Schwester und küßte die Hand des Kaufmanns. „Denke auch daran, wie viel Edles in seinem Wesen liegt."

„Ich thue ihm nicht Unrecht. Aber ob sein Leben zum Heil für Andere werden wird, oder zum Unheil, das steht

noch dahin. Sein Selbstgefühl, die großen Anlagen, selbst die trotzige Kraft seines Egoismus, das zusammen ist Stoff genug, um einen großen Charakter zu bilden. Aber wozu wird er seine Kraft gebrauchen? Ungeordnet, in wilden Thorheiten hat er bis jetzt seine Tage verbracht, der Zwang unsers Hauses empört ihn innerlich. Noch ist wahrscheinlich, daß ein schlechter Aristokrat aus ihm wird, der seine Lebenskraft in raffinirtem Genuß vergeudet, oder auch ein wucherischer Geldmann, wie sein Verwandter in Amerika, der zum letzten aufregenden Spielzeug das Geld erwählt und mit frevelhaftem Witz die Schwächen Anderer benutzt, um aus den Trümmern ihres Glücks seine Paläste zu bauen."

„Er ist nicht herzlos," murmelte Sabine, „auch sein Verhältniß zu Wohlfart beweist das."

„Er spielt mit ihm, er wirft ihn in's Wasser und zieht ihn wieder heraus."

„Nein," rief Sabine, „er achtet den verständigen Sinn Wohlfarts, er fühlt, daß dieser trotz seinem Mangel an Erfahrung ein reicheres Gemüth hat, als er selbst."

„Täusche dich und mich nicht," entgegnete der Kaufmann finster, „ich weiß, wie es gekommen ist, wie seine Sicherheit, die Gabe, schön zu sprechen und sich in leichtem Scherz über seine Umgebung zu erheben, dich gefesselt haben. Nicht ohne brüderliche Eifersucht erkannte ich den Zauber, den der fremde Mann auf dich ausübte. Ich schwieg, denn ich konnte dir vertrauen. War ich doch selbst hingerissen von Manchem, was an ihm ungewöhnlich ist. Auch als ich seine Härten unangenehm empfand, schwieg ich, denn ich bemerkte, wie du dich von ihm zurückzogst. Jetzt aber, wo ich sehe, wie

sehr seine Art dich noch immer aufregt, ja unglücklich macht, jetzt muß ich seine Entfernung für wünschenswerth halten. Er soll fort aus unserm Hause, fort auch aus deiner Nähe."

„O mein Gott!" rief Sabine, die Hände ringend. — „Nein, Traugott, das soll, das darf nicht geschehen. Um meinetwillen soll ein Verhältniß nicht gelöst werden, welches zu seinem Nutzen beschlossen wurde. Wenn es ein Mittel giebt, ihn vor den Gefahren zu behüten, die seine Vergangenheit über ihn bringt, so ist es das Leben in deiner Nähe. Deine rastlose Thätigkeit, die hohe Ehre deines Geschäfts, die zu sehen, daran sich zu gewöhnen, das ist Heilung für seine Seele. Ja, Traugott," fuhr sie fort und faßte seine Hand, „ich habe kein Geheimniß vor dir! Du hast eine thörichte Schwäche meines Gefühls vielleicht eher erkannt, als ich selbst. Aber ich verspreche dir, dies Gefühl soll sein, wie die Erinnerung an ein Buch, das ich gelesen habe. Durch keine Miene, durch kein Wort will ich verrathen, daß ich schwach war. O, zürne ihm nicht, löse ihn nicht aus deinem Kreise, nicht im Zorn, und nicht um meinetwillen."

„Und darf ich zugeben, daß seine Nähe dich zu einem aufreibenden Kampf verurtheilt?" frug der Bruder. „Unser Verhältniß zu ihm ist ohnedies schwer genug. Er gilt für eine glänzende Partie in jedem Sinne des Wortes. Es ist wahrscheinlich, daß sein Vater bestimmte Pläne mit ihm hat; es ist sicher, daß er selbst für weit hinaus phantastisch über seine Zukunft geträumt hat. Mir hat sein Vater die Aufsicht über ihn, den schwer zu Lenkenden, gegeben, weil er vertraut, daß ich in seinem Sinn handeln werde. Es wäre ein Verrath gegen den Vater, wenn ich eine Annäherung zwischen

euch Beiden auch nur durch Stillſchweigen zuließe. Leicht wird man uns auch die harmloſe Zuvorkommenheit ſo auslegen, als hätten wir einen Wunſch, den reichen Erben an uns zu feſſeln. Und er ſelbſt, der Uebermüthige, an leichte Siege Gewöhnte, er wird zuerſt einem ſolchen Gedanken Raum geben und geneigt ſein, über das zu triumphiren, was er deine Schwäche und meine Berechnung nennen mag. Ich höre ihn darüber lachen und witzeln, und fleh, Sabine, dagegen empört ſich mein Stolz."

„Traugott," rief Sabine mit gerötheten Wangen, „vergiß nicht, daß ich deine Schweſter bin. Ich bin ein Bürgerkind, und er wird nie ganz zu uns gehören. Ich bin ſo ſtolz wie du. Immer habe ich das Gefühl, daß zwiſchen ihm und mir eine Kluft liegt, ſo weit und tief, daß alle Liebe ſie nicht auszufüllen vermöchte. Vertraue mir," bat ſie unter Thränen, „ich werde dich nicht mehr durch meine Mienen betrüben. Und gegen ihn, den du nicht liebſt, ſei gütiger. Ertrage auch du das Läſtige in ſeinem Weſen. Bedenke, wie ſein Schickſal war. In der Welt herumgeſchleudert, in Lagen, welche jedem Gelüſt ſchmeichelten, immer unter Fremden, ohne Liebe und ohne Heimath, ſo iſt er aufgewachſen, in Manchem verdorben, aber im Grunde ſeiner Seele hochſinnig und ein Feind jeder Gemeinheit." Wieder ſchlang ſie den Arm um den Hals ihres Bruders und ſah bittend zu ihm auf. „Vertraue mir und gegen ihn ſei gütiger."

„Er ſoll hier bleiben," ſagte der Kaufmann und blickte gerührt in die feuchten Augen der Schweſter. „Aber außer meinem Liebling iſt noch Jemand in unſerm Hauſe, der ſich vor dem Einfluß ſeines Weſens zu bewahren hat."

„Wohlfart," rief Sabine heiter. „Für den bürge ich."

„Du übernimmst viel, du Vormund unserer Herren. Also auch er ist ein Günstling?"

„Er ist zartfühlend und ehrlich, er hängt mit ganzer Seele an dir. Wie treuherzig sah er heut darein, als der Andere so ruchlos scherzte. Und er hat Muth! Verlaß dich darauf, er wird auch mit Fink fertig. Zufällig sah ich ihn damals, als ihn Fink so gekränkt hatte. Er sah ordentlich rührend aus. Seit der Zeit habe ich ihn in's Herz geschlossen."

„Was hat Alles in diesem Herzen Raum," rief der Kaufmann scherzend. „Zuerst und vor Allem die große Vorrathsstube, die Nußbaumschränke der Großmutter und viele Schock weiße Leinwand. Dann in bescheidener Seitenkammer der gestrenge Bruder, dann" —

„Dann im Vorzimmer alles Uebrige," unterbrach ihn Sabine.

„Ja, und jetzt finde ich sogar unsern Lehrling dort einquartiert," fuhr der Bruder fort.

Sabine nickte. „Er ist ja auch mein Lehrling, er ist ja schon von seinem Vater her ein Kind unsrer Handlung. Jetzt wünscht er sich ein Dutzend feiner Oberhemden, Karl hat mir's zugetragen. Die Tante und ich wollen sie besorgen, du mußt sie ihm bei erster Gelegenheit durch die Post senden. Er ist von Haus aus an solche Ueberraschungen gewöhnt. Die Tante soll ihm einen geheimnißvollen Brief dazu schreiben." Sie lachte herzlich bei dem Gedanken an den Brief der Tante, zog an der Theeserviette und rückte die Tassen zurecht, bis alle drei in einer Reihe standen.

„So ist's recht," rief der Kaufmann, „jetzt bist du wie-

der du selbst. Die Linie ist untadelhaft und die Symmetrie der Serviettenzipfel ist außerordentlich."

„Man muß doch seine Freude haben," sagte Sabine, „Ihr Männer thut ohnehin nichts Anderes, als uns ängstigen."

Zu derselben Zeit trat Fink in Antons Zimmer, ein Lied trällernd, ohne eine Ahnung des Unwetters im Vorderhause, und, die Wahrheit zu gestehen, ziemlich unbekümmert um die Gefühle, welche er dort erregte. „Ich bin um Ihretwillen in Ungnade gefallen, mein Sohn," rief er lustig, „der Souverain hat mich heut mit haarsträubender Gleichgültigkeit behandelt, und der Schwarzkopf hat mir den ganzen Tag keinen Blick gegönnt. Respectable Leute, aber bis zur Verzweiflung hausbacken! Diese Sabine hat im Grunde Feuer, Stolz, gute Qualitäten, aber auch sie verkümmert in dem ewigen Einerlei. Wenn eine Fliege sich im Kopfe kraut, so erregt das Erstaunen, und erregt Scrupel, ob es ihr anständig sei, mit dem rechten oder mit dem linken Beine zu kratzen. — Glück zu, Wohlfart, Sie sind auf dem besten Wege, der Mignon dieses Comtoirs zu werden, und mich betrachtet man als Ihren bösen Genius. Thut nichts! Morgen gehen wir zusammen in die Schwimmschule."

Und so geschah es. Seit dieser Zeit fand Fink ein Vergnügen darin, den jüngern Freund in seine Künste einzuweihen. Er selbst lehrte ihn schwimmen, er bestand darauf, daß Anton zuweilen ein Pferd bestieg, und zwang ihn durch brüderliche Ermahnungen, auf dem Miethgaul Reitkünste zu üben. Ja, er ging in seiner Freundschaft so weit, daß er

sich selbst auf einen Miethklepper setzte, — wogegen er großen Abscheu hatte — und den Lehrling zur Uebung auf seinem eigenen feurigen Pferde reiten ließ. Er schoß mit Anton nach der Scheibe, und drohte sogar, ihm eine Einladung zur Jagd zu verschaffen, wogegen aber Anton auf das Aeußerste protestirte.

Anton lohnte seinem Freunde durch die größte Anhänglichkeit; er war glücklich, einen Genossen zu haben, an dem er so Vieles verehren und bewundern konnte, und es that seinem Selbstgefühl unendlich wohl, daß er als Vertrauter vor vielen Andern ausgezeichnet wurde. Fink gewann vielleicht nicht weniger dabei; was zuerst eine Laune gewesen war, wurde ihm schnell Bedürfniß. Es waren glückliche Abende für Beide, wenn sie im Schatten der großen Condorflügel oder in dem bescheidenen Quartiere der gelblackirten Katze zusammensaßen in seligem Geplauder über die Eindrücke des Tages, über den Weltlauf, oder über nichts; dann erzählte Fink oder trieb Possen, übermüthig, wie ein kleiner Knabe, und Anton folgte mit Entzücken den kräftigen Gedanken und dem kühnen Ausdruck des vielerfahrenen Gefährten; dann klang bei offenem Fenster ihr Lachen bis tief hinab in das Dunkel des Hofes, so daß der alte zottige Pluto, der sich als Vogt des Hauses betrachtete und von Jedermann als ein angesehener Associé der Firma betrachtet wurde, aus seinem leisen Schlummer aufwachte und durch ermunterndes Bellen seine Billigung ihrer guten Laune ausdrückte. Es war eine glückliche Zeit für Beide; aus ihrer Vertraulichkeit blühte, zum ersten Mal für Beide, eine herzliche Jugendfreundschaft auf.

Und doch hörte Anton nicht auf, Fink und das Fräulein mit einer leisen Unruhe zu beobachten, nie sprach er mit seinem Freunde über das, was er ahnend voraussetzte, immer aber erwartete er, daß sich im Vorderhause etwas ereignen würde, eine Verlobung, oder ein Bruch zwischen Fink und dem Kaufmann, oder etwas anderes Außerordentliches. Aber es kam nichts dergleichen, unverändert verliefen die feierlichen Mahlzeiten an der langen Tafel, unverändert blieb das Antlitz und das Benehmen Sabinens gegen den Freund und gegen ihn. Es schien, als wenn die ernste und emsige Thätigkeit des Geschäftes jedes ungewöhnliche Familienereigniß, jede Leidenschaft, jede schnelle Veränderung fern hielte von dem Leben der Hausgenossen. Verstimmung und Hader, Genuß und Schwärmerei, Alles wurde niedergehalten durch den unablässigen gleichmäßigen Fluß der Arbeit.

Wieder war ein Jahr vergangen, das zweite seit dem Eintritt des Lehrlings, und wieder blühten die Rosen. Anton hatte beim Schluß des Comtoirs einen großen Strauß rother Centifolien gekauft und klopfte an die Thür von Herrn Jordan, um diesem, der ein Gefühl für Blumen hatte, den Salon zu schmücken. Mit Ueberraschung sah er, grade wie am ersten Tage seiner Lehrzeit, alle Collegen in dem Zimmer versammelt und erkannte auf den ersten Blick, daß bei seinem Eintreten eine exclusive Feierlichkeit, welche ihn zurückwies, in den Mienen Aller sichtbar wurde. Jordan eilte ihm mit einer leisen Verlegenheit entgegen und bat, er möge auf eine Stunde die Versammlung sich selbst überlassen, es sei etwas

Wichtiges zu besprechen, was er als Lehrling nicht hören dürfe. Die gutherzigen Männer hatten ihn bis dahin nur selten empfinden lassen, daß er ihnen an Würden nicht gleichstand, deßhalb demüthigte ihn die Verbannung doch ein wenig. Er trug den Strauß in das eigene Zimmer und stellte ihn resignirt auf den Tisch, ergriff ein Buch und sah zuweilen darüber hinweg auf das Büschel Rosen, welches sogleich eifrig bemüht war, seinen rosigen Schein bis in die Winkel der kleinen Stube auszubreiten.

Unterdeß wurde im Salon feierliche Sitzung gehalten. Der Herr des Salons pochte mit einem Lineal auf den Tisch und eröffnete die Verhandlung: „Wie Sie Alle wissen, hat einer der Collegen das Geschäft verlassen. Herr Schröter hat mir deßhalb heut eröffnet, daß er nicht abgeneigt ist, an Stelle desselben unsern Wohlfart als Correspondenten in das Provinzialgeschäft aufzunehmen. Da aber die herkömmliche Lehrzeit Wohlfarts erst in einem, oder nach dem Uso unserer Handlung sogar erst in zwei Jahren zu Ende geht, so will er eine solche außerordentliche Abweichung von der Ordnung nicht eintreten lassen ohne die Beistimmung des Comtoirs. Deßhalb frage ich Sie, wollen Sie die Rechte, welche Sie an Wohlfart als unsern Lehrling haben, zu seinen Gunsten schon jetzt aufgeben und wollen Sie ihn als Collegen in unser Geschäft aufnehmen? Ich ersuche Sie sämmtlich, mir Ihre Meinung mitzutheilen. Noch fühle ich mich verpflichtet zu bemerken, daß Herr Schröter selbst unsern Wohlfart für vollkommen geeignet hält, die neue Stellung auszufüllen; auch halte ich es für sehr gentil vom Prinzipal, daß er uns die letzte Entscheidung überläßt."

Nach dieſen Worten des Herrn Jordan entſtand die impoſante Stille, welche jeder Debatte vorhergeht. Nur Herr Pix erhob ſich von der Sophalehne, an welcher er gehangen hatte, und ſprach: „Vor Allem ſtimme ich dafür, daß wir ein Glas Grog machen, hole ein Anderer für die Theetrinker den Keſſel her, den Grog braue ich.“ Nach dieſer Erklärung zog ſich der Sprecher wieder in ſeine reitende Stellung zurück und brannte eine Manilla an, eine Art von Cigarren, welche er in ſtetem Kampf gegen ſeine Collegen begünſtigte.

Die anderen Herren verharrten in genußreichem Schweigen und ſahen feierlich der Bereitung des Thees zu, Jeder fühlte die Wichtigkeit ſeiner bürgerlichen Stellung und ſeine Würde als Menſch und College.

Als die Spiritusflamme um den Keſſel leckte und noch Niemand das Wort ergriff, erkannte der Vorſitzende die Nothwendigkeit, die Debatte auf irgend eine Weiſe zu fördern, und frug: „Wie wollen wir abſtimmen? Wünſchen Sie von unten nach oben oder von oben herab?“

„Bei der engliſchen Marine wird, ſo viel ich weiß, der Jüngſte zuerſt gehört,“ bemerkte Herr Baumann.

‚Wie bei der engliſchen Marine,‘ entſchied Herr Pix.

Specht war der jüngſte der anweſenden Collegen. „Ich muß vor Allem bemerken, daß Herr von Fink nicht anweſend iſt,“ ſprach er und ſah ſich aufgeregt um.

Ein allgemeines Gemurmel entſtand: „Er iſt nicht zu Hauſe! er iſt Volontair.“

„Er gehört nicht zu uns,“ ſagte Herr Pix.

„Er ſelbſt wird es ablehnen, mitzuſtimmen,“ ſagte

Herr Jordan, „da er keiner von den Engagirten der Handlung ist.“

„In diesem Falle bin ich der Meinung,“ fuhr Herr Specht fort, etwas herabgestimmt durch die allgemeine Opposition, welche seine erste Bemerkung erfahren hatte, „daß Wohlfart die Verpflichtung hat, vier Jahre Lehrling zu bleiben, wie ich selbst, oder doch drei Jahre, wie unser Baumann bei C. W. Strumpf und Kniesohl. Da er aber ein guter Kerl und nach Aller Ansicht im Geschäft brauchbar ist, so bin ich auch der Meinung, daß wir einmal eine Ausnahme machen und ihn schon jetzt als Collegen anerkennen. Doch bitte ich Sie, dabei vorsichtig zu sein und ihm bemerklich zu machen, daß er eigentlich noch Lehrling sein sollte. Deßhalb schlage ich vor, daß er verpflichtet wird, uns noch ein Jahr hindurch den Thee zu machen, wie er bis jetzt als Lehrling gethan. Außerdem halte ich für schicklich, daß er zur Erinnerung an seinen früheren Stand jedem der Collegen alle Quartale eine Feder schneidet.“

„Narrheiten,“ brummte Herr Pix; „Sie haben immer überspannte Einfälle.“

„Wie können Sie meine Einfälle überspannt nennen,“ rief Herr Specht entrüstet, „Sie wissen, daß ich mir von Ihnen nichts gefallen lasse.“

„Ich muß um Ruhe bitten,“ sagte Herr Jordan.

Die nächsten Collegen gaben in runder Weise ihre Einwilligung, Herr Baumann mit vieler Wärme. Endlich griff Herr Pix nach dem Hahn des Theekessels und sprach: „Meine Herren, was soll das lange Reden, seine Waarenkenntniß ist nicht schlecht, wenn man berücksichtigt, daß er noch ein junger

Kauz iſt, ſein Benehmen iſt coulant, die Hausknechte haben Reſpect vor ihm, gegen meine Kunden iſt er noch zu zartfühlend und umſtändlich, aber es iſt nicht allen Leuten gegeben, andere Leute zu behandeln. Solo ſpielt er ſchlecht und ſein Punſchtrinken iſt unbedeutend. So ſteht es mit ihm. Da dieſe letztern Qualitäten aber nicht den Ausſchlag geben dürfen, ſo ſehe ich nicht ein, weßhalb er nicht vom heutigen Dato ab College werden ſoll."

Der Caſſirer ſprach: „Es iſt nicht in der Ordnung, daß Einer mit zwei Jahren ſeine Lehrzeit abmacht, da es aber der Prinzipal wünſcht, ſo werde ich nicht widerſprechen, denn ſein Wille muß zuletzt doch reſpectirt werden."

Alle ſahen auf Herrn Liebold, den dieſe allgemeine Aufmerkſamkeit ſehr beunruhigte, weil ſie ihn an die Verantwortlichkeit ſeines Votums erinnerte. Natürlich wollte er beiſtimmen, aber wenn er *nicht* beiſtimmte? wenn er jetzt widerſpräche, welcher Scandal würde daraus entſtehen? wie würde ihn Wohlfart anſehen, und die Collegen und der Prinzipal ſelbſt? So zog er an ſeinem Halskragen, lächelte verbindlich nach beiden Seiten und räuſperte ſich wie vor dem Ausbruch einer kräftigen Rede, worauf er verwirrt durch den Gedanken an die möglichen Folgen ſeines Veto zurückſank und ſich mit Allem einverſtanden erklärte, was ſeine Collegen beſchließen würden.

„Abgemacht!" ſagte Herr Jordan, „auch ich ſtimme bei und habe noch den Grund anzuführen, daß Wohlfart bei ſeinem Eintritt älter war, als ein Anderer von uns, und daß er an Jahren und Bildung nichts zu wünſchen übrig läßt. Deßhalb freue ich mich über unſere Einſtimmigkeit. Herr

Schröter hat mir erlaubt, im Falle unserer Einwilligung den Lehrling vorläufig davon zu benachrichtigen. Ich schlage vor, daß dies auf der Stelle geschieht. Wir wollen ihn herunterrufen."

„Ja, ja, gut, das wollen wir!" riefen Alle, und Baumann schickte sich an, hinaufzugehen.

Da aber sprang Herr Specht auf und vertrat dem Collegen Baumann den Weg. „Wir sind keine Ferkel," rief er und streckte die Hand abwehrend an der Thür aus, „wir sind keine wilden Thiere, daß wir so ohne Ordnung durcheinander laufen und einen neuen Collegen aufnehmen, wie ein Stück von einer Heerde. Ich bitte Sie dringend, denken Sie an die Ehre des Geschäfts. Es ist nothwendig, daß zwei von uns als Deputation hinaufgehen, es muß wenigstens ein Punsch gemacht werden, und Jordan muß ihn mit einer Rede begrüßen."

Dieser Vorschlag fand Beifall, Herr Liebold und Herr Pix wurden erwählt, den Neuling herunterzuführen. Herr Specht aber fuhr mit glänzenden Augen in der Stube umher, er rückte den Tisch zurecht, ordnete die Stühle im Halbkreis zu beiden Seiten, schleppte Gläser und Flaschen herzu und setzte einen grünen Ritter aus Papiermaché, der ein vergoldetes Schwert trug, auf einen Tabakskasten in die Mitte des Tisches. Dann holte er einen Teppich herzu und legte ihn zwischen die Thür und die Versammlung, damit Wohlfart darauf stehe, wie eine Braut vor dem Altare. Darauf erschöpfte er seine ganze Beredtsamkeit, um die Lichter und Lampen aus den Zimmern seiner Collegen auf einen Haufen zu versammeln. Endlich ließ er die Rouleaux herunter,

ſchloß die bunten Gardinen und brachte zunächſt eine künſtliche Dämmerung und darauf einen ungewöhnlichen Lichterglanz und heftigen Lampengeruch zu Stande. So bewirkte er mit Hülfe der Andern, welche ihm zuerſt zuſahen und bald, durch ſeinen Eifer fortgeriſſen, thätig beiſtanden, daß der Salon in der That ein fremdartiges und myſteriöſes Ausſehen erhielt. Jetzt erſt ließ er die Deputation hinaufgehen, und da ihm eine dunkle Erinnerung durch den Kopf fuhr von dem imponirenden Ausſehen des römiſchen Senates, welcher lautlos auf Stühlen ſaß, als die grimmigen Feinde in Rom einzogen, ſo beſchwor er leidenſchaftlich alle Zurückgebliebenen, ſich ſtumm und unbeweglich auf den Stühlen in der Runde feſtzuſetzen. Als ſich aber die Thür öffnete und der erſtaunte Wohlfart, der noch nichts ahnte, in der Mitte ſeiner beiden Führer erſchien, von denen Herr Pix in practiſcher Umſicht die Zuckerbüchſe Antons, Herr Liebold feierlich das große Roſenbouquet getragen brachten, da verblich in der Phantaſie des Herrn Specht der römiſche Senat, und die heiligen drei Könige, welche mit Büchſen und Gaben eintreten, Weihnachtsbeſcheerung und chriſtliche Feierlichkeit wurden in ihm mächtig. Er ſprang in Ekſtaſe von ſeinem Sitze auf und rief: „Alle müſſen ſtehen!“

Durch dieſe veränderte Anordnung ſtörte er leider ſich ſelbſt die Wirkung, denn nur ein Theil der Herren folgte ſeinem Beiſpiel, der Reſt blieb ſitzen, bis Herr Jordan vor Anton trat und ihm mit aufrichtiger Herzlichkeit ſagte: „Lieber Wohlfart, Sie haben zwei Jahre mit uns gearbeitet, Sie haben ſich Mühe gegeben, das Geſchäft kennen zu lernen, wir Alle haben Sie in dieſer Zeit liebgewonnen. Es iſt der

Wille des Prinzipals und unser Aller Wunsch, daß die herkömmliche Lehrzeit bei Ihnen ausnahmsweise abgekürzt werde. Herr Schröter beabsichtigt, Sie morgen als Comtoiristen aufzunehmen, wir haben die Freude, Ihnen dies schon heute mitzutheilen. Wir wünschen Ihnen von Herzen Glück und bitten Sie, uns dieselbe ehrliche Freundschaft als College zu bewahren, die Sie uns bis jetzt bewiesen haben." So sprach der gute Herr Jordan und hielt seinem Zöglinge die Hand hin.

Anton stand einen Augenblick starr, dann faßte er mit beiden Händen die dargebotene Rechte und fiel glücklich und gerührt Herrn Jordan um den Hals. Die Collegen drängten sich um ihn, und es entstand ein Händedrücken und Umarmen, welches in der Geschichte des Salons beispiellos war. Immer wieder ging Anton von dem einen zum andern und faßte ihn mit nassen Augen beim Arm. Specht sah ohne Betrübniß sein Ceremoniell durch die lebhafte Empfindung des Aufgenommenen ruinirt, Baumann saß, die Hände über das Knie geschlungen, vergnügt in der Ecke, und Pix bot unserm Helden binnen fünf Minuten zweimal seine Cigarren an und hielt ihm sogar das Licht, als Wohlfart endlich eine davon ansteckte. Alles war in bester Laune, die Collegen freuten sich, weil sie mit Selbstgefühl etwas Bedeutendes schenken konnten, und Anton war selig, so viel Freundlichkeit zu empfangen. Verklärt saß er in einem gepolsterten Sessel, zu dem ihn Freund Specht genöthigt hatte, vor ihm stand der Ritter und salutirte mit seinem goldenen Schwert aus dem Rosenbusch heraus, und um ihn lagerten seine Genossen, heut alle bemüht, ihm Fröhliches zu sagen. Wie ein Heros erhob sich Herr Pix und brachte die Gesundheit An-

tons aus. Er ſchilderte mit einer Beredſamkeit, wie ſie vorher und nachher nie wieder an ihm wahrgenommen wurde, daß Anton gewiſſermaßen als ein Säugling zu ihnen gekommen ſei, dem der Unterſchied zwiſchen Pennal und Kanehl eben ſo unbekannt war, als einem Zeiſig das Kaffekochen, und wie mit Hülfe der großen Waage, die als ſeine Wiege betrachtet werden müſſe, und der Auflader, welche Ammendienſte an ihm verrichtet hätten, und unter Mitwirkung einiger anderer Perſonen, die der Sprecher aus Beſcheidenheit nicht nenne, in ſo kurzer Zeit ein ſo auffallendes Wachsthum des Unmündigen hervorgebracht worden ſei. Darauf erhob ſich Anton und brachte die Geſundheit ſeiner Collegen aus. Er erzählte, wie bange ihm damals geweſen war, als er zum erſten Male die Thür des Comtoirs geöffnet hatte. Er erinnerte Herrn Pix an den ſchwarzen Pinſel, mit welchem er ihm den Weg gewieſen, Herrn Specht an ſeine ſtehende Frage: Was ſteht zu Ihren Dienſten? und Herrn Jordan an den Ueberziehärmel, den er damals eingepackt, um den Neuling in ſein Zimmer zu führen. Dieſe Anſpielung auf die berühmten Attribute der drei Herren fand den höchſten Beifall. Und jetzt folgte ein Toaſt auf den andern, und es ergab ſich zum allgemeinen Erſtaunen, daß der ſtille Herr Birnbaum, der Zollcommis, von der Natur die außerordentliche Begabung erhalten hatte, nach dem dritten Glas zwei, ja ſogar vier Zeilen in Verſen zu ſprechen. Immer fröhlicher wurde die Geſellſchaft, immer feſtlicher glänzten die Lichter, immer röther leuchteten die Wangen und die Roſen auf dem Tiſche.

Erſt ſpät trennten ſich die Collegen. Anton wollte nicht

zu Bett gehen, bevor er seinem Freunde Fink das Glück berichtet hatte. Er eilte dem Ankommenden entgegen und erzählte ihm im Mondschein auf der Treppe das große Ereigniß. Fink schrieb mit seiner Reitpeitsche eine lustige Achte in die Luft und sagte: „Es ist brav, daß das Vorderhaus auf den Einfall gekommen ist, ich hätte einen solchen Exceß unserm Despoten nicht zugetraut. Jetzt kommst du ein Jahr eher über's Wasser in die große Welt."

Am nächsten Morgen rief der Prinzipal den neuen Commis in das kleine Zimmer hinter dem letzten Comtoir, in das Allerheiligste des Geschäfts, und hörte lächelnd die Dankesworte Antons an. „Ich habe so gehandelt," sagte er, „weil Sie tüchtig sind, und weil der Brief, den Sie mir bei Ihrem Eintritt in das Geschäft überbrachten, Ihnen ein Credit bei mir eröffnet hat. Es wird Ihnen Freude machen, daß Sie von jetzt ab durch Ihre eigene Thätigkeit Ihr Leben zu erhalten vermögen. Sie treten von heut in die Stellung, also auch in den Gehalt des Ausgeschiedenen ein."

Zuletzt bei der Mittagstafel gratulirten auch die Damen dem neuen Geschäftsmann, Sabine kam sogar bis zum untern Ende des Tisches, wo Anton hinter seinem Stuhle stand, und begrüßte ihn dort mit herzlichen Worten, der Bediente setzte jedem der Herren eine Flasche Wein vor das Couvert, und der Kaufmann erhob das Glas und dem glücklichen Anton zuwinkend, sagte er mit gütigem Ernst: „Lieber Wohlfart, dies dem Andenken an Ihren guten Vater!"

Zweites Buch.

1.

An einem Sonntagmorgen las Anton emsig in dem letzten Mohikaner von Cooper, während vor dem Fenster die ersten Schneeflocken ihren Kriegstanz tanzten und sich vergeblich bemühten, in das Asyl der gelben Katze zu dringen. Da trat Fink eilig in das Zimmer und rief schon an der Thür: „Anton, zeige mir deine Garderobe.“ Er öffnete den Kleiderschrank, untersuchte den Leibrock und die übrigen Stücke mit großem Ernst, schüttelte den Kopf und schloß seine Musterung mit den Worten: „Ich werde dir meinen Schneider heraufschicken, laß dir ein neues Gewand anmessen.“

„Ich habe kein Geld,“ antwortete Anton lachend.

„Unsinn,“ versetzte Fink, „der Schneider giebt dir Credit, so viel du willst.“

„Ich möchte aber nichts auf Credit nehmen,“ erwiederte Anton und setzte sich behaglich auf dem Sopha zurecht, um gegen seinen mächtigen Rathgeber zu Gunsten guter Wirthschaft zu plaidiren.

„Diesmal mußt du eine Ausnahme machen," entschied Fink, „es ist Zeit, daß du mehr unter Menschen kommst. Du sollst in die Gesellschaft treten, ich werde dich einführen."

Anton stand erröthend wieder auf und rief eifrig: „Das geht nicht, Fink, ich bin hier ganz unbekannt und habe noch keine Stellung, welche mir die Sicherheit giebt, in großer Gesellschaft aufzutreten."

„Eben deßhalb, weil du keine gesellschaftliche Courage hast, sollst du unter Menschen," sagte Fink strafend. „Diese jammervolle Schüchternheit mußt du los werden, so schnell als möglich; sie ist der dümmste Fehler, den ein gebildeter Mensch haben kann. Verstehst du zu walzen? Hast du eine Ahnung davon, was eine Tour in der Quadrille ist?"

„Ich habe vor einigen Jahren in Ostrau Tanzstunde genommen," versetzte Anton.

„Einerlei, du sollst noch einmal Tanzstunde nehmen. Frau von Baldereck hat mir gestern vertraut, daß einige Familien für ihre flüggen Märzhühnchen einen Tanzsalon einrichten wollen, damit diese in Sicherheit vor Raubvögeln die Flügel bewegen lernen. Die Tanzstunde soll in dem Hause der gnädigen Frau sein, welche ihr eignes Küchlein darin für den Markt einrichten will. Das ist etwas für dich, ich werde dich dort einführen."

Antons Seele wurde durch diese Zumuthung heftig alarmirt, er setzte sich erschrocken wieder auf dem Sopha zurecht, und sagte mit aller Ruhe, über die er in diesem Augenblick verfügen konnte: „Fink, das ist einer von deinen tollen Einfällen, es ist unmöglich, daß ich darauf eingehe; Frau von Baldereck gehört zu der hiesigen Aristokratie,

und die Tanzgesellschaft bei ihr wird ohne Zweifel aus demselben Kreise sein."

„Ohne Zweifel," nickte Fink, „reines blaues Blut, die Urgroßmütter sämmtlicher Damen haben ohne Ausnahme im deutschen Urwald die Ehre gehabt, der Fürstin Thusnelda die Nachtmütze nachzutragen."

„Siehst du," sagte unser Held, „wie kannst du den Einfall haben, mich in diese Gesellschaft zu bringen, du würdest mir nur das bittere Gefühl bereiten, zurückgewiesen zu werden, oder, was noch schlimmer wäre, eine übermüthige Behandlung zu erfahren."

„Soll man da nicht die Geduld verlieren?" rief Fink entrüstet. „Gerade du und deinesgleichen haben mehr Recht, den Kopf hoch zu tragen, als der größte Theil der Societät, welche dort zusammenkommen wird. Und gerade Ihr seid es, die durch ungeschicktes Benehmen, bald durch Schüchternheit, bald durch Kriecherei die Prätensionen der Landjunkerfamilien erhalten. Wie kannst du dich selbst für schlechter halten, als irgend jemand Anderen? Ich hätte nicht gedacht, daß eine solche Niedrigkeit auch in deiner Seele Raum findet."

„Du irrst," erwiederte Anton erzürnt, „ich halte mich nicht für geringer, als ich bin, aber es wäre thöricht und anmaßend, wenn ich mich in die Gesellschaft Anderer eindrängen wollte, welche mich aus irgend einem Grunde nicht gern sehen. Gerade mein Selbstgefühl verbietet mir, mit Solchen zu verkehren, welche einen Mann deßhalb geringer achten, weil er in einem Comtoir arbeitet."

„Ich sage dir aber, deine Person wird den guten Leuten

nicht unangenehm sein, ich stehe dir dafür," sagte Fink überredend. „Du kennst die Gesellschaft nicht und denkst dir Alles viel zu schwer. Es ist Mangel an Herren, ich gelte etwas bei der Frau vom Hause — nebenbei gesagt, ich bin nicht stolz darauf; — sie hat mich gebeten, einige junge Männer meiner Bekanntschaft bei ihr einzuführen; ich führe dich ein, die Sache ist ganz in der Ordnung. Sieh das Geschäft doch etwas näher an. Was ist diese Tanzstunde? Es ist eine Art Actienverein zur Verbesserung der Waden aller Theilnehmer, du bezahlst deinen Antheil am Stundengeld wie jeder Andere, und ob du eine junge Comtesse oder ein Bürgermädchen in der Mazurka herumschwenkst, Taille ist Taille, die Bälger tanzen alle gern."

„Es geht doch nicht," antwortete Anton kopfschüttelnd, „ich habe das Gefühl, daß es unpassend wäre, und möchte diesem gehorchen."

„Ich will dir einen Vorschlag thun," sagte Fink ungeduldig; „du sollst in diesen Tagen mit mir einen Besuch bei Frau von Baldereck machen. Ich werde dich als Anton Wohlfart aus dem Comtoir der Firma „T. O. Schröter" vorstellen; du sollst kein Wort von der Tanzstunde erwähnen; du wirst abwarten, wie die gute Dame dich aufnimmt. Wenn diese Tanzmutter etwas Anderes ist, als eitel Liebenswürdigkeit, wenn sie dir auch nur die geringste Hauteur zeigt, und nicht selbst von der Tanzstunde anfängt, so sollst du vollständige Freiheit haben, bei deiner Weigerung zu beharren. Dagegen kannst du nichts Stichhaltiges einwenden."

Anton zauderte und überlegte. Die Sache schien ihm keineswegs so einfach, wie Fink sie darstellte, aber er war

nicht mehr der Mann, kaltblütig zu prüfen und zu wählen. Seit Jahren verbarg er einen Wunsch im Grund seiner Seele, die Sehnsucht nach dem freien, stattlichen, schmuckvollen Leben der Vornehmen. So oft er die Tanzmusik im Vorderhause hörte, so oft er von dem Treiben der aristokratischen Kreise las, sehr oft, wenn er mit sich allein war, wurde in ihm eine holde Erinnerung lebendig, das hohe Schloß mit Thürmen im Blumenpark und das adlige Kind, das ihn über den Schwanenteich gefahren. Jetzt wieder stieg das Bild in ihm auf, in dem goldenen Licht, das seine Poesie in jahrelanger Arbeit dazugethan. Er sprang auf und willigte in den Vorschlag des erfahrenen Freundes.

Eine Stunde darauf kam der Schneider, von Fink geführt, und Fink bestimmte selbst das Detail der neuen Ausstattung mit einer Sachkenntniß, welche dem Schneider nicht weniger als Anton imponirte.

Am Nachmittag leckte die Novembersonne den Schnee von den Steinen der Straße. Da steckte Fink einige merkwürdig aussehende Papiere in seine Brusttasche, schlenderte als müßiger Wanderer durch die lebhaftesten Straßen der Stadt und sah sich mit scharfem Blick um, wie ein Polizeibeamter, der Beute sucht. Endlich lenkte er mit zufriedenem Gesicht auf das Trottoir der entgegengesetzten Straßenseite und stieß dort auf zwei elegante Herren, welche, wie er, einsam durch das plebeje Treiben der Sonntagsspaziergänger zogen. Es war der Lieutnant von Zernitz und Herr von Tönnchen, beide von großem Unternehmungsgeist und untadelhaften Allüren.

„Teufel, Fink!“ —

„Guten Tag, Ihr Herren!“ —

„Was treiben Sie so träumerisch auf der Straße?“ frug Herr von Tönnchen.

„Ich suche Menschen,“ erwiederte Fink melancholisch, „ein paar treue Gesellen, welche verdorben genug sind, an diesem langweiligen Sonntage bei Tageslicht eine Flasche Portwein zu trinken und mir vorher in einem kleinen Geschäft als Zeugen zu dienen.“

„Als Zeugen?“ frug Herr von Zernitz. „Wollen Sie sich hinter der Kirche duelliren?“

„Nein, schöner Cavalier,“ erwiederte Fink, „Sie wissen, ich habe diese Unart verschworen, seit der kleine Lanzau meiner Pistole den Hahn abgeschossen hat. Gerade jetzt bin ich sehr friedfertig, ein geplagter Geschäftsmann, würdiger Sohn der Handlung Fink und Becker. Ich suche Zeugen für eine notarielle Urkunde, welche eiligst ausgestellt werden muß. Ich finde wohl einen Notar, aber die gewöhnlichen Gerichtszeugen sind heut am Sonntag auf den Kegelschub gelaufen. Es wäre menschlich von Ihnen, wenn Sie mir diesen unglücklichen Nachmittag durchbringen hälfen, eine Viertelstunde beim Notar, den Rest beim Italiener.“

Mit Vergnügen waren die Herren bereit. Fink führte sie zu einem bekannten Notar und bat diesen, vor beiden Zeugen eine Abtretungsurkunde auszustellen, da die Cession sofort erfolgen müsse und die Sache von größter Bedeutung sei. Er überreichte ein ehrwürdiges, in englischer Sprache geschriebenes Document, worin der Generaladvocat irgend einer County im Staat New-York urkundlich offenbarte, daß

Herr Fritz von Fink Eigenthümer des Territoriums Fowlingfloor, ſowohl des Grund und Bodens, als der darauf befindlichen Gebäude, Bäume, Gewäſſer und aller daran haftenden Nutzungen ſei. Darauf erklärte er vor dem Notar, daß er alle nach dieſer Urkunde ihm zuſtehenden Eigenthumsrechte an Herrn Anton Wohlfart, zur Zeit im Geſchäft von T. O. Schröter, cedire. Zahlung dafür ſei vollſtändig geleiſtet. Endlich bat er den Notar inſtändig, das Document ſchleunigſt auszuſtellen und über die ganze Sache Stillſchweigen zu beobachten. Der Herr verſprach das, und die beiden Zeugen unterſchrieben die Verhandlung. Beim Herausgehen bat er dieſe ebenfalls mit mehr Ernſt, als er ſonſt zu verwenden pflegte, dieſen Act als tiefes Geheimniß zu bewahren und vor Allem gegen Herrn Wohlfart ſelbſt ein unverbrüchliches Schweigen zu beobachten. Beide gelobten das mit einiger Neugierde, und Herr von Zernitz konnte nicht umhin, zu bemerken: „Ich will nicht hoffen, Fink, daß Sie hier Ihr Teſtament gemacht haben, in dieſem Falle wäre ich Ihnen dankbar geweſen, wenn Sie mir Ihre Büchſe vermacht hätten.“

„Wenn Sie die Büchſe von dem lebendigen Fink annehmen wollen,“ erwiederte Fink, „ſo werden Sie ihn ſehr glücklich machen.“

„Teufel!“ rief der gutmüthige Lieutnant faſt erſchrocken, „ſo war es nicht gemeint. Ich weiß doch nicht, ob ich das mit gutem Gewiſſen annehmen darf.“

„Thun Sie es immerhin,“ ſagte Fink freundlich, „ich habe das Rohr ſatt, es wird bei Ihnen in guten Händen ſein.“

„Es iſt ein koſtbares Geſchenk,“ warf der Lieutnant mit Gewiſſensbiſſen ein.

„Es iſt ein altes Rohr,“ ſagte Fink, „und morgen müſſen Sie es ohne Widerrede annehmen, denn heut werden Sie mich nicht los, Sie ſollen mit mir zu Feroni. Was aber die geheimnißvolle Abtretung der Güter betrifft, ſo handle ich hier nicht ganz freiwillig. Es iſt eine Art politiſches Geheimniß dabei, das ich auch Ihnen nicht mittheilen kann, ſchon deßhalb nicht, weil mir die Sache ſelbſt noch nicht recht klar iſt.“

„Iſt denn das Gut groß, welches Sie abgetreten haben?“ frug Herr von Tönnchen.

„Ein Gut?“ frug Fink und ſah nach dem Himmel, „es iſt gar kein Gut. Es iſt eine Bodenfläche, Berg und Thal, Waſſer und Wald, ein freilich kleiner Theil von Amerika. Und ob dieſer Beſitz des Herrn Wohlfart groß iſt? Was nennen Sie groß? Was heißt groß auf dieſer Erde? In Amerika mißt man die Größe des Landbeſitzes nach einem andern Maß, als in dieſem Winkel von Deutſchland. Ich für meinen Theil werde ſchwerlich je wieder eine ſolche Beſitzung mein Eigenthum nennen.“

„Wer iſt denn aber dieſer Herr Wohlfart?“ frug auf der anderen Seite der Lieutnant.

„Sie ſollen nächſtens ſeine Bekanntſchaft machen,“ antwortete Fink. „Er iſt ein netter Junge aus der Provinz, über dem ein merkwürdiges Schickſal ſchwebt, von dem er ſelbſt zur Zeit noch gar nichts weiß und nichts wiſſen darf. Doch genug von Geſchäften. Ich habe für dieſen Winter etwas mit Ihnen vor. Sie ſind zwei alte Knaben, aber Sie müſſen doch noch einmal Tanzſtunde nehmen.“

Bei dieſen Worten traten ſie in die Weinſtube des Italieners, wurden von Feroni mit tiefen Bücklingen empfangen und vertieften ſich ſchnell in Unterſuchungen über die Reize der ſchweren Weine von Portugal.

Frau von Baldereck war eine Hauptſtütze der allerbeſten Geſellſchaft, welche durch die Familien des Landadels, einige höhere Beamte und Offiziere gebildet wurde. Es war ſchwer zu ſagen, welche Vorzüge der Dame eine ſolche Achtung gebietende Stellung verſchafft hatten; ſie war weder ſehr vornehm, noch ſehr reich, noch ſehr elegant, noch ſehr geiſtreich, noch ſehr mediſant, aber ſie beſaß von allen dieſen Eigenſchaften etwas. Sie hatte in ihrem Privatleben ſtets ſo viel als irgend möglich auf Grundſätze gehalten und hatte das Selbſtgefühl gehabt, ſich den Anſpruchsvollen niemals aufzudrängen. Wegen dieſer conſtanten Mäßigung war ſie von der öffentlichen Meinung erhöht worden. Sie beſaß eine ſehr ausgebreitete Bekanntſchaft, war vertraut mit allen Heirathen und Verwandtſchaften aller Familien der Provinz, ſtand in allen diſtinguirten Häuſern auf der erſten Seite der Einzuladenden und machte als Wittwe ſelbſt ein mäßiges Haus, welchem der Hahnfederbuſch eines Jägers und zwei fette Rappen zu anſtändigem Schmuck gereichten. Frau von Baldereck war nach alledem eine regelrechte Dame, welche Perſonen und Ereigniſſe genau nach den Vorurtheilen der Geſellſchaft, in welcher ſie lebte, zu beurtheilen wußte; deßhalb wurde ihr Urtheil überall mit großer Achtung angehört. Daß ſie außerdem nicht ohne Gutmüthigkeit

war, rechnete ihr die Gesellschaft, für welche sie lebte, wahrscheinlich nicht so hoch an, als der alte Engel des Gerichts, welcher im Himmel über die Thaten der Menschen Buch führt, und welcher, nebenbei bemerkt, nach der Usance seines heiligen Geschäfts oben auf die Seiten des Buches statt des irdischen Credit und Debet die Wörter Schaf und Bock zu schreiben pflegt und alle Creditposten auf die rechte Seite, die Böcke aber auf die linke setzt. — Frau von Baldereck hatte eine junge Tochter, welche ihr sehr ähnlich zu werden versprach, und bewohnte einen ersten Stock mit großen Zimmern, worin seit einer Reihe von Jahren häufige Proben von Aufzügen, dramatischen Vorstellungen und lebenden Bildern abgehalten wurden.

Die einflußreiche Dame war gerade in vertraulicher Berathung mit einer Schneiderin, sie überlegte, wie tief der Ausschnitt der Kleider eingerichtet werden dürfe, um die tadellose Büste ihrer Tochter im besten Licht zu zeigen, und doch wieder in der Tanzstunde keinen Anstoß zu erregen, als Fink, ihr Liebling, gemeldet wurde. Eilig schob sie die Tochter, die Schneiderin und die Kleider bei Seite und erschien in dem Besuchzimmer mit der Gemüthlichkeit einer Hausfrau, welche für sich selbst nicht mehr übermäßige Ansprüche macht.

Nach den einleitenden Bemerkungen über die Ereignisse der letzten Abendgesellschaft und die langen Hängelocken der Comtesse Pontak sagte Fink, indem er angelegentlich einen Fußschemel maltraitirte, auf welchem ein schlafender Pinscher, von der Tochter des Hauses gestickt, unter den Fußbewegungen des Gastes stöhnte: „Ich habe Ihren Auftrag ausgerichtet, Lady Patroneß, und bringe Ihnen vorläufig drei Herren."

„Und wer ſind dieſe?“ frug die Dame vom Hauſe erwartungsvoll, vergaß die Leiden des geſtickten Pinſchers und rückte näher an ihren Verbündeten.

„Zuerſt Lieutnant von Zernitz,“ ſagte Fink.

„Eine gute Acquiſition,“ rief die gnädige Frau erfreut, denn der Lieutnant war, was man einen geiſtreichen Offizier nennt, er machte niedliche Verſe in Familienalbums und zu verlorenen Vielliebchen, war unübertrefflich im Arrangement von mimiſchen Darſtellungen und ſtand in dem Ruf, irgend einmal in ein Taſchenbuch eine Novelle geſchrieben zu haben. „Herr von Zernitz iſt ein liebenswürdiger Geſellſchafter.“

„Ja,“ ſagte Fink, „aber Portwein kann er nicht vertragen. Der Zweite iſt Herr von Tönnchen.“

„Eine alte Familie,“ bemerkte die Frau vom Hauſe; „iſt er nicht etwas wild?“ fügte ſie ſchüchtern hinzu.

„Behüte,“ ſagte Fink, „die Familie hat immer viel Grundſatz gehabt; er iſt gar nicht wild, nur zuweilen hat er die Eigenſchaft, Andere wild zu machen.“

„Und der Dritte,“ frug die Dame.

„Der Dritte,“ ſagte Fink, „iſt ein Herr Wohlfart.“

„Wohlfart?“ frug die gnädige Frau befremdet und ſah ihren Beſuch unruhig an, „die Familie kenne ich nicht.“

„Das iſt ſehr möglich, „erwiederte Fink kaltblütig, „es giebt zu viele Leute mit und ohne Namen, als daß man ſich um Alle kümmern könnte. Herr Wohlfart iſt vor einigen Jahren aus der Provinz hierher gekommen, um vorläufig die Geheimniſſe des Handels durch eigene Anſchauung kennen zu lernen; er arbeitet im Geſchäft des Kaufmann Schröter, gerade wie ich.“

„Aber, lieber Fink!“ schaltete die Dame ein.

Fink ließ sich nicht stören, er legte sich in den Armstuhl zurück und blickte nach dem Grau der Arabesken an der Decke. „Herr Wohlfart ist ein merkwürdiger und interessanter Gesell. Es hat mit ihm eine eigene Bewandtniß. Er selbst ist der bescheidenste und bravste Mann, der mir je vorgekommen, er ist hier aus einer Ecke der Provinz, aus Ostrau, der Sohn eines verstorbenen Beamten. Aber es schwebt ein Geheimniß über ihm, von dem er selbst noch nichts weiß.“

„Aber, Herr von Fink,“ versuchte die Dame wieder einzufallen.

Fink sah eifrig nach den Schnörkeln der Decke und fuhr fort: „Er ist bereits in diesem Augenblick Eigenthümer eines Landgebietes in Amerika, die Besitzurkunde ist durch meine Hände gegangen, und im Vertrauen, er selbst hat keine Ahnung von diesem Besitz, und die Sache soll ihm auch vorläufig ein tiefes Geheimniß bleiben. Wie ich glaube, hat er alle Aussicht, in Zukunft mehr als Millionen zu besitzen. — Haben Sie den verstorbenen Großfürsten, hier nebenbei, gekannt?“ Fink wies mit der Hand bedeutsam nach irgend einer Himmelsgegend.

„Nein,“ sagte die gnädige Frau neugierig.

„Es giebt Leute,“ fuhr Fink fort, „welche behaupten, daß Anton ihm sprechend ähnlich sieht. Was ich Ihnen sage, ist übrigens mein Geheimniß, mein Freund selbst lebt in vollständiger Unkenntniß aller dieser Beziehungen, durch welche möglicher Weise seine Zukunft bestimmt werden kann. Bekannt ist nur der Umstand, daß der verstorbene Kaiser bei seiner letzten Reise durch diese Provinz in Ostrau angehalten

und ſich längere Zeit mit dem Geiſtlichen des Ortes leiſe und angelegentlich unterhalten hat."

Dieſe letzte Mittheilung war in der Hauptſache richtig, denn Anton hatte daſſelbe vor einiger Zeit dem Jokei erzählt, wie man eine Erinnerung aus der Kinderzeit zu erwähnen pflegt. Er hatte ſogar noch zugeſetzt, daß der Geiſtliche ſeiner Heimath in dem letzten großen Krieg Feldprediger geweſen war, und daß der Kaiſer ihn gefragt: „Sie haben gedient?" und eine Weile darauf: „Bei welchem Corps?"

Fink hatte nicht für nöthig gefunden, das kleine Ereigniß ſo ausführlich darzuſtellen. Frau von Baldereck aber war durch dieſe perfiden Andeutungen in eine gewiſſe neugierige Stimmung gebracht, ſie erklärte ſich bereit, Herrn Wohlfart in ihrem Hauſe zu empfangen.

„Und jetzt noch eine Bitte," ſagte Fink ſich erhebend: „Was ich Ihnen über meinen Freund mitgetheilt habe, gütige Fee" — die Fee wog über ſieben Stein — „das laſſen Sie ein Geheimniß zwiſchen uns Beiden ſein. Ihrem Zartgefühl durfte ich anvertrauen, was ich in jedem fremden Mund als eine Indiscretion gegen mich und Herrn Wohlfart ahnden müßte." Er ſprach den Namen ſo ironiſch aus, daß die Dame feſt überzeugt war, der geheimnißvolle, in einem Comtoir verpuppte Herr werde nächſtens als Prinz der Aleuten und Kurilen oder in irgend einer andern unerhörten Würde auftreten.

„Wie aber ſoll ich," frug ſie beim Abſchied, „den Herrn bei unſern Bekannten einführen?"

„Nur als meinen beſten Freund, ich bürge in jeder Hinſicht für ihn und habe die Ueberzeugung, daß unſer Kreis

sich selbst den größten Gefallen thut, wenn er den Herrn mit Zuvorkommenheit aufnimmt."

Als Fink auf der Straße war, murmelte er respectwidrig: „Diese alte Person fuhr wie eine Ente nach dem Köder und tauchte bis zum Steiß in meine Lügen unter. Als ehrlicher Leute Kind wäre der arme Junge von ihnen über die Achseln angesehen worden. Jetzt glauben sie zu wissen, daß irgend ein fremder Potentat, vor dem zu kriechen sie für eine Ehre halten, an dem Jungen Antheil nimmt. Jetzt werden sie ihn mit einer Artigkeit behandeln, die meinen Kleinen bezaubern wird. Ich hätte nicht gedacht, daß das alte Sandloch am Strande von Long-Island und die verfallene Vogelhütte darin mir je in meinem Leben zu einem solchen Spaß verhelfen würden."

Der Same, welchen Fink ausgestreut hatte, war auf empfänglichen Boden gefallen. Frau von Baldereck hatte als kluge Frau bei der Tanzstunde auch ihre kleinen Privatinteressen im Auge. Sie war doch einmal vor Allem Mutter und hatte es in der That auf niemand Geringeren, als Herrn von Fink selbst abgesehen. Ihre Tochter war fünfzehn Jahr alt, und Fink besaß alle Eigenschaften, welche ihr an dem künftigen Gemahl ihrer Tochter wünschenswerth erscheinen mußten; er war eine in jeder Hinsicht ungewöhnliche Partie, und sie war deßhalb überzeugt, daß er ihre Tochter glücklich machen würde. Aus langer Erfahrung wußte sie, daß solche Privattanzstunden ein vortreffliches Mittel sind, erfahrenen, etwas blasirten Herren sehr junge Damen im besten Licht zu zeigen; die Hauptschwierigkeit dabei ist nur, diese Art Herren überhaupt zur Theilnahme an solchen Vergnügungen

heranzuziehen. Sie hatte eine durchaus nicht unnatürliche Angst, daß Fink für die Tanzstunde kein Herz haben würde. Zu ihrer Ueberraschung hatte er sich mit ziemlicher Wärme bereit erklärt, einen ganzen Winter lang in ihrem Hause zu walzen, ja er hatte sogar zur Bedingung gemacht, daß Fräulein Eugenie ihn zum bevorzugten Tänzer im Voraus annehmen solle. Und deßhalb hatte die triumphirende Mutter sich gerade so sorgfältig mit dem Schnitt der Tanzkleider beschäftigt, als Fink seinen Schützling Anton bei ihr empfahl. Vielleicht hätte sie auch ohne seine ungewöhnliche Empfehlung ein Opfer gebracht und das Geschöpf des Comtoirs in ihrer Tanzstunde zu verantworten gesucht, indeß waren ihr die Andeutungen des Schelms doch sehr willkommen. Wahrscheinlich hatte sie selbst einige Zweifel über die abenteuerlichen Verhältnisse, denn Finks Weise war so, daß man ihm niemals recht trauen konnte; aber ihre Mutterliebe trieb sie, auch auf das Dunkle und Ungenügende Gewicht zu legen. Sie eilte in die befreundeten Familien, den Gewinn an Herren mitzutheilen und Herrn Wohlfart durch einige geheimnißvolle Andeutungen auszuschmücken. Als das Wenige, was sie sagen konnte, auf einmal von anderer Seite durch eben so geheimnißvolle Andeutungen zweier Herren von Charakter Bestätigung erhielt, wurde sie selbst in dem Glauben fest, daß hier ein ungewöhnlicher Fall vorliege. Nach wenig Tagen ging ein Summen durch die gute Gesellschaft, daß in der Tanzstunde ein bürgerlicher Herr von ungeheurem Vermögen auftreten werde, für den der Kaiser von Rußland in Amerika unermeßliche Besitzungen gekauft habe.

Einige Tage darauf wurde Anton durch Fink in das Haus der gnädigen Frau geführt, im neuen Frack, in regelrechten Glacéhandschuhen, ein Opferlamm finsterer Mächte, welche im Begriff waren, den Frieden seines Innern zu zerstören. Sie lauerten in dem Hause der gnädigen Frau und schnürten dem eintretenden Anton schon im Hausthor die Brust zusammen. Sie saßen auf der viereckigen Laterne, welche am Gewölbe des Hausflurs baumelte, sie hingen mit ausgebreiteten Händen an dem Holzgeländer der Treppe und steckten durch die großen Bogenlöcher des Geländers ihre Geisterzungen mit höhnischem Lachen gegen ihn aus. Fink sah mit unwilligem Blick, wie sein Opfer den röthlichen Schimmer der Beklommenheit erhielt, er raunte ihm noch zu: „Unterstehe dich nicht, vor diesem Volke roth zu werden," warf dem Diener herablassend seinen Ueberrock zu und führte den Freund unter die Augen der gnädigen Frau. Diese war wirklich, wie Fink prophezeit hatte, eitel Zuvorkommenheit. Mit Neugierde und einem gewissen menschlichen Antheil sah sie auf den hübschen schüchternen Jungen, der mit seinem treuherzigen Gesicht vor ihr stand und vollständig geneigt schien, ihre Macht auf sich wirken zu lassen.

Anton sagte ihr mit einer tiefen Verbeugung: „Nur die Versicherung meines Freundes, daß Sie, gnädige Frau, mir nicht zürnen werden, hat mir den Muth gegeben, Ihnen persönlich meine Ehrfurcht zu bezeigen." Und die Dame lächelte holdselig, oder wie der Unhold Fink diese Thatsache auffaßte, sie grinste, und entgegnete: „Herr von Fink hat mir die Hoffnung gemacht, daß Sie diesen Winter ein regelmäßiger Gast bei unsern kleinen Tanzübungen sein werden."

Darauf konnte ſich Anton nicht enthalten, zu erröthen, ſehr glücklich auszuſehen und zu verſichern: „Ich würde mit Vergnügen theilnehmen, wenn ich die Meinung haben könnte, in der fremden Geſellſchaft nicht läſtig zu werden.“

Nachdem dies mit Eifer verneint worden war, trat Fräulein Eugenie herein, Anton wurde auch dieſer vorgeſtellt, erhielt einen ſo ſchnippiſchen Knix, als fünfzehnjährige Damen fremden Herren zu machen pflegen, und ſtieg nach einer Viertelſtunde, ganz entzückt über die Anmuth der Familie, mit ſeinem Mentor Fink die Treppe herab. Der unſchuldige Junge hing ſich vergnügt an den Arm des Freundes und verſicherte dieſem auf der Straße ernſthaft: „Ich habe mir nicht vorgeſtellt, daß es ſo leicht iſt, mit eleganten Leuten zu verkehren.“

Fink brummte etwas in ſich hinein, was ebenſo gut eine Beſtätigung dieſer Anſicht als das Gegentheil ausdrücken konnte, und ſagte: „Im Ganzen bin ich mit dir zufrieden. Du haſt trotz deines neuen Fracks dageſeſſen, wie ein nackter kleiner Engel in einem durchſichtigen Battiſtkleide. Indeſſen das nackte Weſen ſteht dir nicht ganz ſchlecht. Nur das verfluchte Erröthen wirſt du dir dieſen Winter abgewöhnen müſſen, bei einer ſchwarzen Cravatte iſt es bekanntlich allenfalls noch zu ertragen, aber über einer weißen Halsbinde ſieht es abſcheulich aus. Du ſiehſt dann aus, wie ein apoplektiſcher Amor.“

Frau von Baldereck dagegen fand von ihrem Standpunkt die Anſpruchsloſigkeit des geheimnißvollen Jünglings wahrhaft rührend, und als ihre Tochter mit Beſtimmtheit ausſprach: „Fink iſt ein ganz anderer Mann und gefällt mir viel beſſer,“ da ſchüttelte ſie den Kopf und ſagte lächelnd:

„Das verſtehſt du nicht, mein Kind, es iſt ein Adel und eine natürliche Grazie in den Bewegungen des Fremden, ein gewiſſer Charme, der ganz bezaubernd iſt.“

Der große Tag, an welchem die Tanzſtunde feierlich eröffnet werden ſollte, war gekommen. Haſtig kleidete ſich Anton nach dem Schluß des Comtoirs an und trat in Finks Zimmer, dieſen abzuholen. Der Mentor unterſuchte mit prüfendem Blick den Anzug des Novizen. „Zeige dein Taſchentuch,“ ſagte er. „Bunte Seide? Schäm' dich. Hier iſt eines von meinen. Gieß dir etwas Parfüm darauf. Wo ſind deine Handſchuhe?“

Mit ſolchen Lehren führte er den Freund vor das erleuchtete Haus der Baronin.

Als Anton die Treppe des Hinterhauſes hinabſchritt, öffnete ſich die Thür von Jordans Zimmer, und Herr Specht ſteckte ſeinen Kopf am Ende eines langen Halſes über die Treppe und ſandte dem Collegen ſeinen neugierigſten Blick nach.

„Er geht,“ rief er in die Stube zurück, „es iſt unerhört. So etwas hat ſich noch nicht ereignet, ſo lange die Welt ſteht. Es ſind lauter Adlige dort. Das wird eine ſchöne Geſchichte werden.“

„Zuletzt, warum ſoll er nicht gehen, wenn ſie ihn einladen?“ ſprach der gutmüthige Herr Jordan, um den ſtummen Vorwürfen der Collegen zu begegnen. Keiner wußte etwas dagegen zu ſagen, nur Herr Pix rief ärgerlich vom Sopha: „Mir aber gefällt's nicht, daß er eine ſolche Ein-

ladung annimmt. Er gehört in das Comtoir und zu uns. Etwas Gutes wird er unter den Schwadronirern nicht lernen. Fensterglas in's Auge kneifen und Süßholz raspeln, und das wird noch nicht das Schlechteste sein."

„Es soll merkwürdig bei diesen Tanzgesellschaften zugehen," rief Specht. „Aeußerst frivol, Liebesgeschichten und Duelle jeden Tag. Aber Wohlfart hat immer einen Tik auf solche Dinge gehabt. Nächstens wird er an einem Morgen mit seinen Pistolen unterm Arm ausgehen, und wie er zurückkommen wird, das will ich gar nicht sagen. Auf seinen Füßen nicht, das ist sicher."

‚Unsinn," erwiederte Pix ärgerlich, „es giebt dort nicht mehr Händel, als bei andern Leuten."

„Und französisch muß er sprechen, ' fuhr Specht unaufhaltsam fort.

„Warum nicht russisch?" rief Herr Pix.

Hier geriethen Herr Pix und Herr Specht in einen Streit über die Sprache, durch welche man sich im Salon der Frau von Baldereck verständlich mache. Aber alle Collegen waren darin einig, daß dieser Besuch der Tanzstunde für Wohlfart ein äußerst gewagter und verhängnißvoller Schritt sei, der unaussprechliches Unheil bereite und die gesammte menschliche Ordnung störe.

„Er ist gegangen," rief die Tante, von einer Conferenz mit dem Bedienten zurückkehrend.

„Das ist wieder ein Streich seines Freundes Fink," sagte der Prinzipal.

Sabine sah auf ihre Arbeit nieder. „Mich freut's," sagte sie endlich, „daß Fink seinen Einfluß dazu benutzt, dem Freunde ein Vergnügen zu machen. Er selbst tanzt nicht gern, und ihm persönlich ist dies Kränzchen gewiß eher ein Opfer, als eine Freude." Der Bruder sah die Schwester prüfend an, sie winkte ihm leise zu, „Und wie gönne ich's Wohlfart, daß er unter Menschen kommt! Er ist am meisten von allen Herren zu Haus. Fast jeden Abend, wenn ich zu Bette gehe, sehe ich bei ihm die Lampe brennen. Die Andern haben Verwandte oder gute Freunde von früher her, er ist ganz allein, er hat nichts, als was dieses Haus einschließt. Es ist hart, das ganze Jahr so zu leben."

„Er hat sich bis jetzt brav gehalten," sagte der Prinzipal, „wollen sehen, ob das Dauer hat."

„Aber wie war es möglich, daß er in diese Gesellschaft —" rief die Tante. „Bedenkt doch, diese Frau von Baldereck —"

Sabine tippte mit dem Fingerhut auf die Tischplatte. „Fink hat's ihnen befohlen," sagte sie, „und das war hübsch von ihm. Und zum Dank dafür soll er morgen trotz dem ernsten Gesicht meines Chefs sein Lieblingsgericht erhalten."

„Also Schinken mit Burgundersauce," rief die Tante. „Aber ich bitte dich, wie wird sich Wohlfart unter diesen Uniformen ausnehmen? Und wie wird er mit diesen Lebemännern fertig werden? Er kann's ihnen nicht gleich thun. Dazu gehört doch wenigstens Geld."

„Dafür laß ihn sorgen," erwiederte Sabine fröhlich. „Um den grämen wir uns nicht."

„Er iſt gegangen," ſagte Karl am Abend zu ſeinem Vater. „Kleine lackirte Glanzſtiefeln, ich habe ſie geholt. Herr von Fink verbot ihm, Schuhe anzuziehen. Und ein neuer Hut, Alles vom Kopf bis zu Füßen neu. So alſo ſieht man aus, wenn man bei vornehmen Leuten tanzen will."

„Du möchteſt wohl auch tanzen gehen?" frug der Vater.

„Nein," erwiederte Karl, „aber ich möchte ſehen, wie ſie's auf einem Balle machen."

„Sieh in den blauen Mond nebenan, da kannſt du es alle Sonntage ſehen; es iſt bei den Vornehmen auch nicht anders, nur daß ſie einander etwas behutſamer anfaſſen, und außerdem mit Handſchuhen."

„Na, morgen wird's einen guten Staub in den Kleidern geben," ſagte Karl.

„Es iſt ein ſtaubiges Vergnügen," beſtätigte der Rieſe. „Es beſteht im Umwenden, es beſteht im Springen, man dreht ſich zuerſt auf die eine Seite und hernach auf die andere. Man verſucht ſich ſelber von der Erde zu heben, was immer unmöglich iſt. Man wird heiß, man trinkt ein Glas oder auch mehrere und zuletzt wird eine Kußpolonaiſe getanzt. Wenn man heirathen will, iſt das Ding nothwendig. So weit biſt du noch nicht, bis dahin hat's noch manches Jahr Zeit."

„Aber Herr Wohlfart iſt auch noch nicht ſo weit," erwiederte Karl. „Das wäre eine ſchöne Geſchichte, wenn der jetzt ein Fräulein heirathete mit zwei Schimmeln und verſilbertem Pferdegeſchirr."

„Ja, da wird wohl nichts helfen," ſagte der Vater kopf-

schüttelnd, „mit Tanzen fängt's an, mit der Hochzeit hört's auf. Es ist mir auch so gegangen."

„Dich hätte ich auch sehen mögen," rief Karl.

„Oho," rief der Riese, „ich habe zu meiner Zeit getanzt wie ein Kreisel, Walzer, Hopswalzer, russischen Walzer und im Großvatertanz hatte ich nicht meines Gleichen."

Karl sah den Vater mißtrauisch an. „Ja," fuhr der Riese vergnügt in der Erinnerung fort, „wenn der Fußboden fest ist und gute Kameraden dabei, so lasse ich mir die Arbeit schon gefallen. — Es war großer Ball im Bürgerverein, ich war geladen, der Wilhelm mit, welcher damals noch ein schmächtiger Junge war. Ich gedenke es wie heute, ich hatte einen blauen Rock an mit blanken Knöpfen und stand mitten im Saal und sah auf die Gesellschaft, die sich um mich herumdrehte. Da fiel mir deine Mutter in die Augen, ach, ein niedliches Ding, wie eine Puppe saß sie da; neben ihr saß ihr Vater als Schlossermeister. „Guten Abend, Hans," rief der Schlosser mich an, „bist du auch da?"

„Ich sollt's denken, Gevatter," sagte ich und trat näher, und je mehr ich mir die Puppe besah, desto besser gefiel sie mir. „Dies ist meine Tochter," sagte der Schlosser, „du kennst wohl das Mädel gar nicht mehr? Sie ist zwei Jahre auf dem Lande bei der Muhme gewesen." „Wie sie hübsch geworden ist," sagte ich, „sie ist rund und sie ist nett, wie gedrechselt." Die Kleine wurde roth, und auch ich wurde feurig. „Na," sagte der Schlosser, „wenn du mit ihr tanzen willst, immerzu! Greif sie nur nicht zu hart an." „Nur zart," sagte ich und führte sie zum Tanz. Wir mochten wohl contrair ausgesehen

haben, das kleine Blitzmädel und ich, und ich glaube, die Leute lachten."

„Das hätteſt du nicht leiden ſollen," rief Karl, der ſich ihm gegenübergeſetzt und die Arme untergeſchlagen hatte.

„Es war nicht böſe gemeint," ſagte der Alte, „und deine Mutter geſtand mir nach den erſten Tänzen, ſie mache ſich nichts daraus, wenn auch die Leute lachten. Ja, und ſie ſagte, es tanze ſich gut mit mir. Natürlich tanzte ich den ganzen Abend mit ihr, nun erſt recht. Und beim letzten Tanz gab es ihretwegen noch einen Handel mit dem Wilhelm, denn wie er ſah, daß ich mit ihr tanzte, wollte er auch mit ihr tanzen, und wie er merkte, daß ich ihr den Hof machte und mich um ſie herumdrehte und mir in die Haare fuhr und draußen vor dem Saale beim Blumenmädchen einen Strauß für ſie kaufte und einen für mich, da kaufte er auch zwei Sträuße und drehte ſich um ſie herum wie ein Finkenhahn, bis ich ihn zuletzt bei Seite zog und ihm ſagte: „Siehſt du, Wilhelm, bei jedem Wagen, und bei jedem Faß, und bei jedem Collo ſollſt du deine Hand haben, wo ich meine habe, aber hier bei dieſer Schloſſerstochter nicht rühran! „Warum nicht?" frug er. „Warum," ſagte ich, „weil wir Freunde ſind, Wilhelm, und ich dir keinen Puffer geben möchte, und ich dich nicht abwalken möchte vor den Leuten." „Weißt du was," ſagte er, „du biſt ſchalu." Da merkte ich, wie ich daran war. Seit dem Tage war ich verliebt. Auch du wirſt merken, wie das thut. Es macht unruhig, und es bringt in Unordnung, und es macht hitzig, und man fängt an zu ſingen, man ſchreibt Briefe und kauft ſich einen neuen Rock. So treibt's Jeder,

und so habe ich's gemacht. Durch sechs Wochen, dann war die Hochzeit. Und dein Großvater bestand darauf, daß alle Auflader dazu geladen wurden. Und beim Polterabend tanzten wir Auflader mit einander eine Kegelquadrille, und ich war der erste Kegel. Das Haus erschütterte sich wohl, aber es ist kein Unglück geschehen, nur der Kronleuchter wurde zerbrochen."

„Potz Wunder," rief Karl, „das hätte ich sehen mögen; schade, daß ich nicht dabei war!"

„Du ungezogener Knirps," sagte der Vater, „wie konntest du dabei sein, an dich war damals noch gar nicht zu denken. Natürlich nicht, es war ja erst die Vorbereitung."

„Wenn Wohlfart nur nicht zu spät nach Hause kommt, das kann Herr Schröter nicht leiden," sagte Karl.

Unterdeß öffnete der Bediente die Flügelthüren zum Salon der Frau von Baldereck, und Fink und Anton betraten eine Reihe erleuchteter Zimmer, in denen sich eine große Anzahl eleganter Damen und Herren Thee trinkend, schwirrend und mit den Flügeln schlagend durcheinander bewegte. Die Mütter und Verwandten der jungen Damen waren geladen, um der Eröffnung der Tanzstunde beizuwohnen: Fink raunte dem Freunde noch in's Ohr: „Sei nur so unverschämt, als du kannst, es ist Alles dummes Zeug," — und führte den Widerstandslosen vor das Angesicht der Frau vom Hause.

Anton wurde huldreich empfangen, machte seine Verbeugung und sah in seiner Angst nicht, daß die Blicke des Kreises, in den er getreten war, sich mit wahrhaft unverschämter

Neugierde auf ihn hefteten. „Ich werde Sie der Gräfin Pontak vorstellen," sagte seine gütige Patronin und führte den Schützling, der tief Athem holte, vor die Füße einer hagern langen Frau von unbestimmtem Alter, welche auf einem erhöhten Platz, von Damen und Herren umgeben, thronte. „Liebe Betty, hier Herr Wohlfart." Anton sah in dieser Angststunde, daß die liebe Betty eine lange pergamentene Nase, wenig Lippen und ein recht hartes abstoßendes Gesicht besaß, er fühlte zwei stechende Blicke an seinem Gesicht herumpicken und senkte sein Haupt halb zum Gruß, halb mit der Ergebenheit eines Kriegsgefangenen. Die Gräfin saß kerzengerade bei seiner Verbeugung und frug von ihrer Höhe mit gleichgültiger Stimme: „Sie sind ein Freund des Herrn von Fink?"

„Zu Befehl, Frau Gräfin," antwortete Anton.

„Und Sie leben noch nicht lange hier in der Stadt?" Jedes Gespräch in der Nähe hörte auf, mehr als zwanzig Augen stachen den armen Anton.

„Doch schon einige Jahre," antwortete Anton wieder.

„Sie sind ja wohl ein Ausländer?" fuhr Betty in gemüthvoller Conversation fort.

„Ich bin in dieser Provinz geboren und erzogen," antwortete Anton.

Ein „So?" kam eisig von den Lippen der Dame. „Und woher?"

„Aus Ostrau," erwiederte Anton schnell das Haupt erhebend. Das Verhör wurde ihm drückend, er wußte selbst nicht, weshalb, und seine Schüchternheit verflog vor dem aufsteigenden Aerger.

„Mein Freund, stolze Herrin, ist ein halber Slave," sagte Fink, zur rechten Zeit dazwischen tretend, „obgleich er leidenschaftlich dagegen protestirt, wenn man an seiner deutschen Herkunft zweifelt. Dafür macht er Hoffnung, dereinst ein guter Engländer zu werden. In diesem Augenblick theilt er meinen Wunsch, Gnade vor Ihren Augen zu finden. Ich empfehle ihn Ihrer Huld; Sie haben so eben eine Probe von Ihrem Talent gegeben, fremder Menschen Natur zu erforschen; gönnen Sie jetzt meinem Freunde, was wir Alle an Ihnen bewundern, Ihre sanfte Nachsicht mit fremder Unvollkommenheit." — Die Frauen lächelten, einige der Herren wendeten sich ab, um ihr Lachen zu verbergen, und Betty saß mit gesträubten Federn da, wie ein Raubvogel, dem ein größerer seine Beute abgejagt hat.

Anton eilte sich dem Blick dieser Gruppe zu entziehen, er schlüpfte in eine andere Ecke und gedachte sich durch ruhiges Beobachten der Gesellschaft von der Anstrengung seiner Präsentation zu erholen. Da schlug ein Battisttuch leicht an seinen Arm und eine dreiste Mädchenstimme frug: „Herr Wohlfart, kennen Sie Ihre alten Freunde nicht mehr? Es ist das zweite Mal, daß ich Sie zuerst grüßen muß."

Anton wandte sich schnell zur Seite. Vor ihm stand eine hohe schlanke Gestalt mit blondem Haar und großen tiefblauen Augen, welche ihm lächelnd in's Gesicht sah. So sprechend war der Ausdruck des Entzückens auf Antons Antlitz, daß Lenore sich nicht enthalten konnte, ihm freundlich zuzunicken und zu sagen: „Ich freue mich, daß Sie hier sind. Die Herren sind mir alle fremde Gesichter. Aber wie kommen Sie hierher?"

Anton erklärte das in einer Stimmung, welche ihn faſt der Herrſchaft über ſeine Worte beraubte, verloren im Anblick des Fräuleins, welches jahrelang, ohne es zu wiſſen, in ſeiner Dachſtube unumſchränkt geherrſcht hatte. Wie war ſie in der letzten Zeit groß, voll und ſchön geworden! Und das luftige weiße Kleid und der Blumenkranz von nie dageweſenen Blumen im Haar! Mächtig glänzte das Auge in dem entzückenden Geſicht, und ihre Haltung war die einer Fürſtin.

Schnell waren Beide in eifrigem Geſpräch, es war zum dritten Mal, daß ſie einander ſahen, aber ſie hatten ſo viel zu erzählen, als hätten ſie Jahre gemeinſam verlebt.

„Wir werden heute Alle durcheinander tanzen und uns um unſern Tanzmeiſter gar nicht kümmern," ſagte endlich das Fräulein. „So iſt mir's am liebſten. — Sie dürfen jetzt nicht länger mit mir allein ſprechen, unterhalten Sie ſich mit andern Damen. Ich gehe zu meiner Mutter. Wenn die Muſik anfängt, kommen Sie zu mir, ich werde Sie der Mama vorſtellen."

So winkte ſie ihm gnädig zu und ſchritt majeſtätiſch durch den Saal in einen Kreis von Frauen.

Jetzt war Anton gefeit gegen alle Schrecken der Geſellſchaft, ſeine Befangenheit war verſchwunden, eine angenehme Begeiſterung erfüllte ihn. Was konnten ihm doch dieſe hell gekleideten, buntgebänderten Geſtalten ſein, welche um ihn hüpften, oder feſt gewurzelt ſtanden? Sie waren ihm gleichgültig, wie eine Schaar kleiner Vögel, oder wie die Pflanzen auf der Wieſe. Er ſuchte ſchnell Fink auf und ließ ſich von ihm einem Dutzend Herren vorſtellen, ohne irgend einen

Namen der Vorgestellten zu behalten. Darauf bat er Fink sofort, ihn zu einzelnen der jungen Damen zu führen.

„Hast du mit der Tochter vom Hause gesprochen?“ frug Fink.

„Nein,“ sagte Anton lustig.

„Schnell hin, Unseliger,“ ermahnte Fink, „mache dich gefaßt auf schlechte Behandlung.“

„Ist mir ganz gleichgültig,“ sprach Anton, den Arm seines Freundes drückend, diesem in's Ohr, während er vor Fräulein Eugenie aufgestellt wurde.

Das Fräulein war so kalt gegen Anton, als sich nach der langen Vernachlässigung nur irgend erwarten ließ. Er hatte Mühe, einige kurze Antworten zu erlangen, und wurde durch den Anblick ihres Hinterzopfes beglückt, sobald Lieutnant von Zernitz an sie herantrat.

Auch diese Niederlage war ihm sehr gleichgültig. In seiner Nähe waltete Frau von Baldereck und beobachtete mit einem Auge die Gesellschaft, mit dem andern ihre Tochter und mit dem unnennbaren sechsten Sinn, welchen die Fledermäuse in so ausgezeichnetem Grade besitzen sollen, Herrn von Fink. Schnell trat Anton an sie heran und bat, ihn mit einem rosafarbenen Wesen, welches braunes Haar und silberne Kornähren zu tragen schien, bekannt zu machen.

„Sie meinen Comteß Lara?“ frug die Dame vom Hause.

Natürlich verneigte sich Anton bejahend, Lara, Tara oder Gutgewicht war ihm in diesem Augenblick ganz gleichgültig. Die Comteß sah ihn befremdet an, er aber sprach mit gemüthlicher Wärme in sie hinein, von den Freuden der zu er-

wartenden Tanzſtunde, von der allerliebſten Decoration des Salons, und wie ſchön man jetzt Säle auszuſchmücken wiſſe, und von dem neuen Wintergarten in Paris, den er am Tage zuvor aus irgend einer Zeitung kennen gelernt hatte. Er ſchilderte ihr Springbrunnen und Glaskuppeln und vergoldete Gitter und künſtliche Felſen mit tropiſchen Pflanzen und kleine Salamander, welche zur Freude des Publikums dazwiſchen umherſchlüpfen, Alles mit einem Feuer, daß die kleine Dame in Roſa nach und nach aufthaute und endlich, als er bei den Eidechſen angekommen war, ebenfalls beweglich wurde und ihrerſeits von zwei Feuermolchen erzählte, die ſie einmal auf einem Stein geſehen, und von dem Entſetzen, das ſie ihr eingejagt. Wenn ſie Anton geſagt hätte, daß die beiden Molche mit untergeſchlagenen Beinen auf dem Felſen geſeſſen und Bier aus einem Deckelglaſe getrunken hätten, ſo wäre ihm auch das als ein alltägliches Ereigniß aus dem Nachtgebiete der Natur erſchienen. Da gerade, als Anton wieder den Uebergang machte vom Molch zu einer großen Ausſtellung von Kürbiſſen, welche einige Wochen zuvor in der Stadt geweſen war, da dröhnte die Pauke, da ſchmetterte die Trompete, und das roſafarbene Kleid ſo wie die ſilbernen Aehren verſanken vor ſeinen Augen in den Boden, er machte eine kurze Wendung und verließ das betroffene Fräulein, bevor er ſeine Rede geendet hatte.

Dort ſtand ſeine Königin im Geſpräch mit ihrer Mutter, welche, jetzt kleiner als die hoch aufgeſchoſſene Geſtalt der Tochter, zu dieſer aufſehen mußte. Der kriegeriſche Trotz Antons verſchwand, als er vor die Baronin trat. Das waren die feinen Züge, das unausſprechlich vornehme We-

sen, welches ihn einst so sehr in Erstaunen gesetzt hatte. Die letzte Vergangenheit hatte die Schönheit der Baronin nicht vermindert, und die Nähe, in welcher Anton sie jetzt betrachtete, erhöhte den Zauber, den ihre Erscheinung auf ihn ausübte. Die erfahrene Frau sah mit dem ersten Blick in Anton einen Neuling der Gesellschaft, seine Annäherung zeigte einen Ueberfluß von Hochachtung, und sein Hut, den er im Arme hielt, war von dem Druck wollig geworden und sah aus, wie mit einem Pudelfell überzogen.

„Dies ist Herr Wohlfart," sagte Lenore mit einer empfehlenden Handbewegung, „hier ist der Herr, um dessen willen du mich schon einmal ausgescholten hast. Ja, mein Herr, ich habe damals, als ich Sie zuerst sah, von Mama Schelte bekommen, weil ich Sie so lange in unserm Garten aufgehalten hatte."

„Das macht mich sehr unglücklich," erwiederte Anton mit dem Ausdruck eines unsäglichen Leidens. „Ach, Sie können nicht ahnen, Frau Baronin, wie glücklich ich damals durch die Theilnahme des gnädigen Fräuleins geworden bin; ich ging zu fremden Menschen und in eine ungewisse Zukunft. Ihre freundlichen Worte haben mir Muth gegeben. Und oft sind sie mir seitdem in einsamen Stunden wieder in die Erinnerung gekommen, als eine gute Prophezeiung für meine Zukunft."

„Sie wissen das so rührend zu sagen," rief Lenore ihn unverwandt ansehend.

Die Baronin hörte verwundert den Erguß Antons und betrachtete den gefühlvollen Tänzer mit einer Neugierde, die nicht ohne leises Unbehagen war. Lenore aber unterbrach die beginnende Unterhaltung Antons mit ihrer Mutter, in-

dem ſie unruhig ſagte: „Man tritt an, wir müſſen zum Tanz.“ Anton ergriff ihre Hand mit den Fingerſpitzen und führte ſie in den Kreis der tanzenden Paare.

„Er walzt erträglich, etwas ſpießbürgerlich, zu viel Zirkel, aber es iſt Haltung darin,“ brummte Fink.

„Ein diſtinguirtes Paar,“ rief Frau von Baldereck in der Nähe der Baronin von Rothſattel, als Anton und Lenore vorbei walzten.

„Sie ſpricht zu viel mit ihm,“ ſagte Frau von Rothſattel zu ihrem Gemahl, welcher in dieſem Augenblick zu ihr trat.

„Mit ihm?“ frug der Freiherr, „wer iſt der junge Mann? Ich habe das Geſicht noch nicht geſehen.“

„Er gehört zu den Pourſuivants des Herrn von Fink, er iſt nicht von Familie, er ſoll reiche Verwandte in Amerika oder Rußland haben. Mir gefällt das Entrée für Lenore nicht.“

„Nun,“ erwiederte der Freiherr, „er hat das Ausſehen eines friſchen Jungen. Für dieſes Kindervergnügen iſt eine ſolche Geſtalt immer noch beſſer, als die alten Knaben, die ich hier im Kreiſe ſehe. Die Jüngeren amüſiren ſich und ihre Tänzerinnen, während Benno Tönnchen ſich nur beluſtigen wird, wenn er die Mädchen roth macht, oder ihnen das Rothwerden abgewöhnt. Lenore ſieht recht gut aus. Ich gehe zu meinem Whiſt, laß mich rufen, wenn du den Wagen befiehlſt.“

Anton hörte nichts von Allem, was über ihn und ſeine Tänzerin geſprochen wurde, und wenn die Geſellſchaft um ihn herum ſo laut geſummt hätte, wie die große Glocke am

höchsten Kirchthum der Stadt, er hätte nichts gehört. Der Erdball war für ihn sehr klein geworden, nicht größer als der Kreis, den er mit seiner Tänzerin durchmaß, was etwa noch außerhalb existirte, war Finsterniß, Oede, ein Nichts, nur was er im Arm halten durfte, das nahm alle seine Sinne gefangen. Das schöne blonde Haar, so nahe an seinem Haupt, daß er mit seinen Locken die ihren berühren konnte, ihr warmer Athem, der seine Wange streifte, der unsägliche Reiz des weißen Handschuhes, der ihre weiche Hand versteckte, das Parfüm ihres Taschentuches, die rothe Blüthe, welche vorn am Kleide befestigt war, das sah und empfand er, und sonst nichts. Wenn sie im Tanz sich vertrauend von seinem Arm umschlingen ließ, wenn sie ihn fröhlich ansah auch während des Tanzes, wenn er sie athemlos anhielt und sie sich langsam von seiner Hand löste, ein Armband zurecht rückte oder ihr allerliebstes Taschentuch einen Augenblick an den Mund hielt, wie reizend waren nicht alle ihre Bewegungen. Wie bezaubernd der freundliche Gruß ihrer Augen oder ihr leises Lächeln, wenn Anton etwas sagte, was ihr gefiel.

Und er hatte das Glück, ihr zu gefallen; sie sagte ihm, er spreche allerliebst und es höre sich ihm gut zu. Ach, was er plauderte, war gleichgültig, er hätte vielleicht nicht weniger Erfolg gehabt, wenn er von Neuseeländern oder dem Kaiser von Japan gesprochen hätte. Denn nicht was er erzählte, sondern wie er es sagte, die stille Huldigung seiner Augen, der bebende Ton seiner Stimme, das drang schmeichelnd in die Seele seiner Tänzerin.

Die Pauke schwieg, der Trompeter setzte sein Blech ab,

der Erdball löste sich auf in ein lichtloses Chaos. „Schade," rief Lenore, als die letzte Note verklungen war.

„Ich danke Ihnen für dieses Glück," sagte Anton, als er das Fräulein an ihren Platz führte.

Als er jetzt unter den fremden Menschen umhertrieb, wie ein steuerloses Schiff unter rauschenden Wellen, trat Fink zu ihm und sagte: „Höre, du Duckmäuser, entweder hast du süßen Wein getrunken, oder du bist ein heimlicher Intrigant. Woher kennst du die Rothsattel? du hast mir ja nie etwas von der Bekanntschaft gesagt. Sie ist eine hübsche Figur und ein classisches Gesicht. Hat sie denn auch Verstand?"

Anton hätte in diesem Augenblick seinem Freund erklären können, daß er ihn auf's Tiefste verachte. Eine solche Rohheit des Ausdrucks konnte nur aus einem ganz entmenschten Gemüth kommen.

„Verstand?" erwiederte er und sah Fink mit einem Blick tödtlicher Feindschaft an; „wer daran zweifeln kann, muß selbst sehr wenig besitzen."

„Nun, nun," sagte Fink erstaunt, „ich bin nicht in dieser trostlosen Lage. Ich finde das Mädchen, oder was ihrer würdiger sein wird, das junge Fräulein sehr einnehmend, ja, um in der Sprache eines gebildeten Menschen die Wahrheit zu sagen, ungewöhnlich liebenswürdig, und wenn ich nicht anderweitig kleine Verpflichtungen hätte, so weiß ich nicht, ob ich nicht genöthigt würde, das Fräulein, dessen Namen ich so eben auszusprechen wagte, für die Herrin meines Herzens zu erklären. So freilich darf ich sie nur von fern bewundern."

Fink war doch nicht so schlecht. Er war in seinen Ausdrücken nicht immer gewählt, aber er hatte im Grunde ein sehr richtiges Gefühl und ein treues Gemüth. Deßhalb faßte Anton seinen Arm, drückte ihn kräftig und sagte: „Du hast Recht.“

„Wirklich?“ fuhr Fink wieder in seiner gewöhnlichen Weise fort. „Na! du fängst gut an, ich will mich lieber mit einem Stück brennenden Schwefel in ein Pulverfaß setzen, als mit dir und deinem schüchternen Wesen. Uebrigens vergiß nicht, Fräulein Eugenie zum nächsten Tanz aufzufordern, du wirst einen Korb bekommen, denn sie ist bereits engagirt. Du hast dich bis jetzt gut gehalten, fahr' so fort, mein Sohn.“

Und Anton fuhr fort, seinem Lehrer Ehre zu machen. Wohl war er berauscht, aber durch einen stärkern Trank, als süßen Wein. Die Musik, die Aufregung des Tanzes und das fröhliche Geschwirr um ihn herum steigerten seine Begeisterung, er fühlte sich den ganzen Abend sicher, ja übermüthig, und betrug sich, einige kleine Verstöße abgerechnet, wie Einer, der täglich von Wachskerzen und servirenden Dienern umgeben ist. Er wurde bemerkt, er machte als Fremder einiges Aufsehen. Dunkle Sagen von seinen geheimnißvollen Verbindungen flogen aus einer Ecke des Saals, wo Mütter prüfend und richtend zusammensaßen, bis in die andere. Es wurde unzweifelhaft, daß dies heitere und harmlose Sichgehenlassen die Folge eines ganz besondern Selbstgefühls war. Er erfuhr Zuvorkommenheit von den älteren Frauen, bald auch von einzelnen Herren.

Und endlich kam der Cotillon. O du längster und merk-

würdigster aller Tänze! du halb Spiel und halb Tanz! reizend, wenn du die einzelnen Paare im Kreise umhertreibst, noch reizender, wenn du ihnen erlaubst, ungestört und ein wenig versteckt zu plaudern. Wir hören, daß du dem Geschlecht der Gegenwart für veraltet und spießbürgerlich giltst. Wankelmüthiges Jahrhundert! Wissenschaft und Staatskunst werden nichts Neues erfinden, was so vielfachen Bedürfnissen des Menschengeschlechts Genüge thut, als du. Da ist das kindliche Gemüth, es kann sich als Pyramide aufstellen, es kann sich in Schlangenwindungen umherdrehen, es kann hier und dort hinlaufen, alte Herren vom Spieltisch zu Extratouren holen, es kann auf dem Stuhle sitzend drei bis vier junge Damen verächtlich vor sich stehen lassen, es kann von Tanzlust ergriffen plötzlich aufspringen, irgend eine Dame ergreifen und im Kreise umhertanzen, und kein Mensch kann es ihm verwehren. Da sind höher strebende Naturen, welche Gefühle haben oder Ehrgeiz oder Bosheit und Menschenhaß; allen bist du gefällig. Du giebst jedem Herrn das Recht, sich mehr als einmal eine Tänzerin nach seinem Herzel zu suchen, du erlaubst jeder Dame, in der allerzartesten Weise anzudeuten, welche zwei oder drei Herren ihre höchste Achtung genießen, du vertheilst an strebsame Cavaliere Schleifen und Orden, du heftest massenhafte Blumensträuße vor die Brust der gefeierten Dame. Du läßt aber auch verschmähte Herren zähneknirschend umherlaufen und sich irgend eine Surrogattänzerin suchen; du offenbarst die Lieblinge der Gesellschaft, aber du machst den Unbekannten und Unbeliebten noch einsamer und verlassener. Wenn du beginnst, werden die Blicke der Mutter besorgt, die Nasen vieler Tan-

ten ſpitz. Du kindiſcher, luſtiger, endloſer Tanz! wie viele Glückliche haſt du gemacht, wie viele ſtille Thränen haſt du verurſacht, wie manches Brautpaar haſt du zuſammengeführt, und welche Qualen der Eiferſucht haſt du erregt! Freilich haſt du auch endloſen Staub aufgerührt, zahlloſe Toiletten unſcheinbar gemacht, und manche grimmige Feindſchaft hervorgerufen. So biſt du in deiner Blüthenzeit geweſen, die Freude der Jugend, die große Angelegenheit der Mütter, die Furcht der ermüdeten Väter, ein Greuel nur für die Muſiker.

Als dieſer vielſeitige Tanz herankam, ſuchte Anton wieder in Lenorens Nähe zu kommen; er bat ſie um den Tanz.

„Ich wußte, daß Sie mit mir tanzen würden," ſagte ſie aufrichtig; er holte ihr einen Stuhl, ſchob ſich neben ſie und war ſelig. Und als er die Aufgabe hatte, in der Tour eine fremde Dame zu holen, dieſer etwas zu ſchenken, was in einem Körbchen mitten im Kreiſe aufgeſtellt war, und darauf mit ihr zu tanzen, da gab er der Welt die energiſche Erklärung ab, daß für keine andere Dame die Möglichkeit irgend einer Stellung in ſeinem Herzen vorhanden ſei; er holte ſein Geſchenk aus dem Korbe, wartete, bis ſeine Tänzerin auf ihren Platz zurückkam, und überreichte dann ihr die rothe Schleife. Das war für Beide der größte Augenblick in dem ganzen großen Abend.

Was darauf folgte, war nur undeutliches Traumgeſicht. Er ſah ſich mit Fink Arm in Arm durch den Saal ſchlendern, er hörte ſich mit ihm und andern Herren über Allerlei ſprechen und lachen, er bemerkte ſich vor der Dame vom

Hauſe einen Dank murmeln und eine Verbeugung machen; es kam ihm vor, als ob ihm ein Diener den Paletot überreichte, worauf er in die Taſche griff und ihm etwas in die Hand drückte. Schattenhaft und unklar waren alle dieſe Begebenheiten. Nur Eins ſah er noch deutlich, einen weißen Damenmantel mit einem ſeidenen Capuchon und einer Quaſte daran, o dieſe Quaſte, ſie war unſäglich entzückend! Noch einmal fiel ein Blick aus den großen Augen voll und glänzend auf ihn, und er hörte von ihren Lippen noch ein leiſes Flüſtern, wie „gute Nacht.“ Das Uebrige war wieder ein nichtsſagender Traum, daß er neben Fink die Treppe herunterſtieg und die ſpöttiſchen Reden des Freundes nur mit halbem Ohr hörte, daß er in ſeiner kleinen Stube ankam, die Lampe anzündete und ſich umſah, ob er auch wirklich hier wohne, und daß er ſich langſam entkleidete, ſich noch in ſeinem Bett wunderte, daß er all dieſe Herrlichkeit erlebt hatte, und endlich ermüdet einſchlief. Und ein Traum war's, daß ſein Hausgeiſt, die gelbe Katze, ſich auf ihrem Poſtament hoch aufrichtete und den Kopf ſchüttelte über den langen Zug fremdartiger Bilder und Gefühle, welche in der friedlichen Stube eingekehrt waren.

2.

Seit diesem großen Abend hatte die Tanzstunde regelmäßigen Verlauf. Als Anton das Fegefeuer der Einführung bestanden hatte, fühlte er sich unter den Florkleidern, den vornehmen Namen und den Sophakissen mit gestickten Wappen bald heimisch. Er selbst wurde ein nützliches Mitglied des Kränzchens, und zwar durch die bürgerlichsten aller Tugenden, durch Ordnung und Pflichttreue. Und das ging so zu. Das Kränzchen war keine gewöhnliche Tanzstunde, denn bei sämmtlichen Theilnehmern wurden die ersten Anfänge der Kunst vorausgesetzt; es hatte vielmehr den Zweck, einige neue Tänze einzuüben und nebenbei eine Vereinigung der befreundeten Familien in bequemer Façon hervorzubringen. Nun ergab sich bald, daß die bequeme Façon allerdings nach Finks Herzen war, das Einstudiren neuer Tänze aber von ihm und mehreren seiner Kameraden mit einer sträflichen Lauheit betrieben wurde. Er kam oft gegen Ende der Tanzstunde, er betrachtete den Salon nur als eine Gelegenheit, die jüngeren Damen zu necken und sich mit den reiferen Schönheiten eine Stunde zu unterhalten; er vertrat zum Entsetzen des Tanzmeisters den Grundsatz, wo man im Tanz nicht mit dem gewöhnlichen Schritt fortkomme, sei das einfache Pas des Galopps für alle Fälle gut genug, und das einzige Vergnügen bei unsern Tänzen sei, regelmäßig

aus dem Takt und wieder hineinzukommen. „Aber, Herr von Fink," klagte der Tanzmeiſter, „das heißt nicht mehr tanzen; dabei iſt keine Kunſt."

„Es ſoll auch keine dabei ſein," ſagte Fink, „was hat die Kunſt mit unſerm Tanzen zu thun? Was Sie die Jugend lehren, iſt weiter nichts als eine geſellſchaftliche Rotation um einen imaginairen Mittelpunkt. Mir iſt das langweilig, ich gehe deßhalb in Kometenbahn." Und er blieb dieſer Anſicht getreu, er zwang die unglücklichen Opfer, welche er zu engagiren ſich herabließ, ſich quer durch die Reihe der Tanzenden zu ſtürzen, aus einer Ecke des Saals in die andere, aus dem Takt, wieder in den Takt, wie es ſeiner Laune paſſend ſchien.

Gegenüber dieſer excentriſchen Auffaſſung, welche leider in dem Kränzchen zahlreiche Anhänger fand, zeigte Wohlfart die Regelmäßigkeit eines Mannes, der mit Entzücken ſeine Pflicht thut, er erſchien pünktlich, er machte jedes Pas, er tanzte jeden Tanz, er war immer in guter Laune und fand eine Freude darin, vernachläſſigte junge Damen zu engagiren. Da bei der Sorgloſigkeit Finks und ſeiner Genoſſen ſchnell Mangel an Tänzern eintrat, wurde Anton in Kurzem eine anſpruchsloſe Hauptſtütze des Salons, Liebling des Tanzmeiſters und ein Vertrauter der jungen Damen, durch welchen heimliche Wünſche von den hellen Rändern des Saals zu der dunklen Mitte getragen wurden. Er ſelbſt war in dieſen Stunden ein ſeliger Mann, und die freudige Verklärung, welche auf ihm lag, fiel jungen wie älteren Damen als etwas Ungewöhnliches auf. Die einen wurden in der Ueberzeugung beſtärkt, daß er ein guter Junge ſei, und die letztern in der

keineswegs entgegengesetzten Ueberzeugung, daß er ein unbekannter Prinz sei. Er selbst wußte am besten, warum er so glücklich war. Alle seine Gedanken und Bewegungen bezogen sich im Stillen auf sie, die unbestrittene Herrin seines Herzens. Alle andern Tänze und jede Unterhaltung mit einer Dritten betrachtete er nur als gesellschaftliche Schnörkel, die er mit der Feder seines Herzens um den einen Namen beschrieb. Und er diente nicht ohne Erhörung. Er wurde von ihr wie ein alter Freund unter Fremden behandelt. Sie bat ihn leise, einen oder den andern Tanz mit ihr zu tanzen, ja sie bat ihn sogar einmal, zu Gunsten eines neu angekommenen Vetters auf seine Rechte zu verzichten. Und sie freute sich, als Anton über dies Ereigniß grenzenlos betrübt war, keine andere Dame aufforderte, sondern still den Tanzenden zusah. Niemals entfernte er sich eher, bis sie den Saal verlassen hatte, dann stand er unweit der Thür, um noch die letzten Aufträge, einen Gruß, einen Blick ihres glänzenden Auges zu erhalten. Und auch ihr Auge flog, so oft sie in den Saal trat, suchend in den Kreis der schwarzröckigen Herren, bis sie Antons braunen Kopf erkannt hatte, dann erst fühlte sie sich heimisch in dem erleuchteten Raum.

Auch mit vielen der Herren kam Anton in ein freundliches Verhältniß. Fink beeilte sich, ihn bei Feroni einzuführen. Zwar gefiel ihm Manches an seinen neuen Bekannten nicht, ihre Urtheile waren zuweilen roher, als ihm behaglich war, und er hatte mehrere von ihnen bald in Verdacht, herzlich ungebildet zu sein. Aber ihre Art zu sprechen und sich zu geberden imponirte ihm doch, vor Allem eine gewisse ritterliche Atmosphäre, die sie umgab, etwas Salonduft, etwas

Stallluft und viel von dem Aroma der Weinſtube. Da Anton eine harmloſe Laune bewies, der nächſte Bekannte des mächtigen Fink war und zuweilen eigenen Willen zeigte, wenn er nach Mitternacht gegen eine vorgeſchlagene letzte Flaſche proteſtirte, oder die abweſenden Damen gegen eine übermüthige Kritik mit frommem Ernſt vertheidigte, ſo erhielt er unter den andern Herren der Tanzſtunde das Renommée eines guten Kerls.

Gleich in den erſten Wochen hatte Anton Gelegenheit, ſeine angebetete Tänzerin in einer Situation zu ſehen, welche die gewaltigſten menſchlichen Leidenſchaften aufregte. Die jüngeren Damen des Kränzchens waren natürlich unter einander alle ein Herz und eine Seele, jedoch verſtand ſich von ſelbſt, daß einige in der Stille andere nicht recht leiden konnten. So entſtanden Parteien. Bald bildeten ſich zwei große Bundesgenoſſenſchaften, zwiſchen denen Einzelne hin und her ſchwankten, die aber im Ganzen feſt zuſammenhielten und im Geheimen ſtarke Antipathien gegen die Gegenpartei nährten. Es kam ſo weit, daß an einem Abend ſämmtliche Damen der einen Partei eine weiße Camellie in der Mitte ihres Ballſtraußes trugen und ein ſehr auffallendes hellbraunes Band von dem Strauß herunterhängen ließen; dies hatte zur nothwendigen Folge, daß die Gegenpartei am nächſten Abend mit rothen Camellien im Strauß erſchien und ein grünes Band darum wand. An der Spitze der Braunen ſtand Lenore, das Haupt der Grünen war Eugenie, die Tochter des Hauſes. Im Vertrauen geſagt, die Grünen waren unerträglich. Sie machten Anſprüche ohne Berechtigung, ſie waren moquant, ſie gaben ſich das Air, älter zu

ſein, als die Braunen. Weil Hulda Werner und Mechthild Fiorelli den Winter zuvor in der Reſidenz geweſen waren und auf den Hofbällen getanzt hatten, und weil Fanny Mareſchalk bei einem lebenden Bild die Genoveva dargeſtellt hatte, mit ihrem kleinen Bruder und einem Rehkalb zur Seite, die durch Bänder an die hölzerne Raſenbank feſtgebunden waren, deßhalb erhoben ſie ſolche Anſprüche. Zu den Braunen gehörten Theone Lara und die reizende Hildegard Salt, zwei innige Freundinnen, die immer Arm in Arm gingen, gleiche Ballroben trugen, und im Anfange des Winters geſchworen hatten, einander nie zu verlaſſen, ein Schwur, gegen deſſen Erfüllung ſich die einzige Schwierigkeit erhob, daß ihre Eltern den Sommer über in den beiden entgegengeſetzten Ecken der Provinz wohnten. Beide waren ſchwärmeriſche Naturen, die alle Gefühle mit einander theilten, Beide ſangen, Beide ſpielten den Flügel, Beide liebten dieſelben Dichter, Beide hatten einen unüberwindlichen Abſcheu vor Herren mit Kinnbärten, Beide ſaßen wie zwei Sympathievögel zuſammen und fanden ihr höchſtes Glück darin, einander die Gefühle in's Ohr zu flüſtern, die ihnen das Benehmen eines Herrn erregte, oder das melancholiſche Vorſpiel eines Walzers. Dieſe Beiden ſchloſſen ſich bald innig an Lenore Rothſattel; ſie, Valeska Panin und Hortenſe Leloup bildeten den Mittelpunkt der braunen Partei; Lenorens ſtattliche Größe ragte aus dem Kreiſe dieſer Getreuen hervor, wie die Geſtalt eines Häuptlings unter ſeinen Kriegern. Wenn ein Tanz beendet war, machte ſich's von ſelbſt, daß die Braunen zuſammentraten; wenn ſie in der Quadrille gegen einander tanzten, ſo erhoben ſie unmerklich ihren Strauß und grüßten einander.

Natürlich war Anton braun, braun vom Kopf bis zum Fuß, und als er über ſeine Gemüthsſtimmung ein offenes Bekenntniß ablegte, indem er an einem Abend in braun und weißgeſtreifter Ballweſte erſchien, wurde er in der erſten Tour des Cotillons von allen Damen der Partei auf Verabredung geholt, ein Ereigniß, welches ſogar bei den Ehrendamen am Rande des Salons große Aufregung hervorbrachte. Es thut dem wahrhaftigen Geſchichtsſchreiber leid, zu melden, daß Fink unter die Grünen gerechnet wurde, nicht unbedingt, denn er behandelte, wie die Braunen behaupteten, ſeine grünen Tänzerinnen ſehr nachläſſig, aber da Eugenie Baldereck ſeine Dienſte vorzugsweiſe in Anſpruch nahm, ſo war es, wie Anton entſchuldigend ſagte, ſeinem Freunde nicht möglich, ſich dem Einfluß dieſer Farbe ganz zu entziehen. Nun begab ſich Folgendes:

Theone Lara hatte ein Tagebuch, in das ſie ihre Empfindungen mit einer ſchwarzen Krähenfeder durch winzig kleine Buchſtaben einzeichnete. Außer der bereits früher erwähnten Geſchichte von den zwei Molchen ſtand alles Andere darin, was ihr Herz jemals erregt hatte, ihre Anſichten über Natur, die Menſchen und das Kränzchen. Es war ihr höchſter Schatz. In einer himmliſchen Stunde hatte ſie Hildegard Salt in die Geheimniſſe dieſes Buches eingeweiht, Beide hatten einander geküßt und viel geweint und über dieſem Buche ewige Freundſchaft beſchworen. Von da ab führten Beide das Tagebuch gemeinſchaftlich. Ihre vertrauteſten Gefühle, die allergeheimſten Bemerkungen waren darin aufgezeichnet. Nach einem Kränzchenabend, wo Lenore ſehr nett gegen ſie geweſen war, ſchloſſen ſie ihr Herz auch gegen dieſe

auf und zeigten ihr wenigſtens einige Blätter des Buchs. Seit der Zeit hatte auch Lenore zuweilen den Vorzug gehabt, etwas hineinzuſchreiben. Da aber ihre Stärke nicht ſowohl war, Gefühle aufzuzeichnen, als vielmehr Geſichter und lächerliche Männchen zu malen, ſo hatte ſie einige Karrikaturen hineingeſetzt, und Hildegard, welche Gedichte machen konnte, hatte zu jedem Bilde einige Zeilen gedichtet. In dieſes theure Buch durfte kein fremdes Auge blicken, Niemand durfte das Heiligthum ſehen und berühren. Theone trennte ſich niemals davon. Am Tage und in der Nacht trug ſie es bei ſich. Bei Nacht lag es unter ihrem Kopfkiſſen, und während die Kammerjungfer ſie anzog, ſteckte ſie es heimlich oben in den Schnürleib hinein und trug es an ihrem warmen unſchuldigen Herzen. Es war ein ganz kleines dünnes Buch in carmoiſine Seide gebunden. Wenn Hildegard ſie zärtlich anſah, oder Lenore ſie mit dem Ballſtrauß auf den Arm ſchlug, ſo deutete ſie mit dem Finger heimlich auf ihre Bruſt. An dieſem Abend hatte ſie das Buch wieder an ſeine Stelle geſchoben, während der erſten Tänze hatte ſie es deutlich gefühlt. Nach einer Quadrille fühlte ſie danach, das Buch war verſchwunden.

Es war verſchwunden, es war nicht mehr an ihr, es mußte während des Tanzes hinausgeſprungen oder hinabgeglitten ſein bis auf den Fußboden. Wie ſo etwas möglich war, iſt ihr ſelbſt und allen Betheiligten ewig ein finſteres Räthſel geblieben. — Sie war einer Ohnmacht nahe; kaum vermochte ſie Hildegard bei Seite zu ziehen und ihr das Schreckliche zu klagen. Hildegard rief Lenoren, vernichtet ſtanden die Drei neben einander. Das Bundesheiligthum war verloren, es

war in fremde Hände gefallen, ja entsetzlich zu denken, vielleicht sogar in die Hände der Grünen. Auf jeder der letzten Seiten waren schelmische Bemerkungen, sämmtliche Herren waren darin aufgeführt, mit fremden Namen zwar, Fink hieß Zeisig, Tönnchen Nußknacker, aber wer konnte dafür stehen, daß sie nicht diese Chiffresprache herausbrachten? Und was mußte dann geschehen! Es war Untergang! Ruin der Tanzstunde, Familienzwist, Auflösung aller menschlichen Bande. Theone saß verstört, sie dachte einen Augenblick an Gift, dann wieder an Flucht, weit hinweg aus allen Ländern, in denen man tanzte. Lenore faßte sich zuerst. „Laß uns suchen," rief sie, Hildegard am Arme fassend, „vielleicht liegt's noch irgendwo im Saale. Ich sehe nach der Mitte, den Herren unter die Füße, du unter die Sitze der Damen."

So zogen sie mit einander durch den Saal, äußerlich lustwandelnd, in dem Herzen die Hölle, scheinbar mit einander plaudernd, innerlich weinend. Zuweilen redete ein langweiliger Herr sie an und zwang sie, still zu stehen und zu antworten, während die fliegende Angst in ihrem Haupte umherraste: „jetzt vielleicht findet's ein Anderer." Sie kamen durch die Gruppe der Grünen, wo sie nach allen Seiten anhalten mußten, um zu lächeln und Freundliches zu sagen, sie kamen zu Eugenie Baldereck, die sie frug, ob es nicht zweckmäßig sei, noch einen Tanz anzuhängen, während sie daran denken mußten, daß in dem Buch ein unverkennbares Portrait zu sehen war mit der Unterschrift: „Naseweis, gefühllos, keck ist E..... B.....;" sie kamen, wehe, wehe! sogar in Finks Nähe, von dem eine schreckliche Zeichnung war, wie er mit Herrn von Tönnchen in einem Rebenstock saß, mit der Unterschrift:

Ein Zeisig und Nußknacker tranken sich voll,
Der Zeisig sang: mein Schnabel ist spitz,
Grün sind meine Federn und grün mein Witz.
Der Nußknacker seufzte: ich bin so hohl,
Ich weiß nicht, was das bedeuten soll.

So zogen sie zwei Mal durch den Saal; ein drittes Mal wagten sie's nicht mehr, sie hatten nichts gefunden. Trostlos kamen sie zu Theone zurück.

„Es giebt nur ein Mittel" rief Lenore. „Wo ist Herr Wohlfart?"

Hildegard hielt sie zurück. „Du willst doch nicht einem Herrn —"

„Ich übernehme die Bürgschaft," sagte Lenore stolz; „er ist treu, wo steht er?"

„Dort spricht er mit Frau von Baldereck." Die beiden Suchenden gingen langsam an Anton vorüber, er drehte ihnen zwar den Rücken zu, aber als sie näher kamen, zog es ihn unwiderstehlich, nach der Musik zu sehen. Er wandte sich um, Lenore stand vor ihm, sie sah ihn bedeutsam an, er löste die Unterhaltung mit Frau von Baldereck, er sprach zu ihnen, sie hatten ihn. „Herr Wohlfart, ein kleines Buch in rother Seide, so groß, ist hier im Saale von Theone Lara verloren. Es ist uns unendlich viel daran gelegen, bitte, bitte, schaffen Sie es uns zurück."

„Ist es gedruckt?"

„Nein, geschrieben, auch Sie dürfen nicht hineinsehen, es sind unsere Geheimnisse darin. Schwören Sie mir, daß Sie mit keinem Auge hineinsehen, wenn Sie es finden."

„Ich schwöre es Ihnen zu," erwiederte Anton feierlich.

„Ich danke Ihnen, bitte, seien Sie vorsichtig.“

Anton eilte in das Gewühl und beschäftigte sich die nächste Viertelstunde mit Suchen. Nichts lag auf dem Boden, nichts auf den Plätzen, keiner von den Dienern hatte etwas gefunden, das Buch war verschwunden. In tiefstem Mitgefühl brachte er den Damen die traurige Nachricht. Der neue Tanz begann. Theone vermochte vor Kopfschmerz nicht sich zu erheben, der innerste Schrein ihres Herzens war geöffnet, sein Inhalt auf den Markt geworfen, alle ihre Gefühle lagen nackt vor Jedermanns Auge, alle ihre Geheimnisse wurden Gemeingut einer rohen Außenwelt. Lenore fühlte das Unglück mehr vom Parteistandpunkt. Die Braunen waren in Gefahr, eine Niederlage zu erleiden, von der sie sich niemals erholen konnten. Und jetzt tanzen! Es war ein Tanz, wie auf einem Vulkan, der Boden war glühende Lava, jeden Augenblick konnte die Explosion erfolgen. Je länger die Verbündeten über ihr Schicksal nachdachten, desto schrecklicher wurden die Aussichten; denn immer noch fielen ihnen neue Gräßlichkeiten ein, die in dem Buche standen.

Als der Tanz beendigt war, begab es sich, daß Fink im Vorbeigehen vor Hildegard mit dem Fuß auf den Boden wippte und zu ihr gewandt sagte: „Dieser Boden klingt so hohl, ich weiß nicht, was das bedeuten soll, vielleicht liegt ein verlorener Schatz unter den Füßen.“

Hildegard stürzte zu Lenore und dem kranken Sympathievogel und rief außer sich: „Herr von Fink weiß es.“ Die braunen Bänder flatterten in eine Ecke, die Mädchenköpfe fuhren zusammen und hielten Berathung. Endlich wurde

entschieden, daß diese Aeußerung sehr beunruhigend sei, aber keine Gewißheit des Unglücks gebe.

Doch auch diese letzte Unsicherheit sollte verschwinden, denn Finks Benehmen wurde auffallend. Er vernachlässigte heut seine Partei, er suchte alle Braunen auf, er setzte sich zu Theone, welche die Greuel von Juliens Sterbescene und den Untergang des Hauses Capulet bereits drei Mal durchgekostet hatte und ihre Thränen gar nicht mehr zurückhalten konnte; er fing ein Gespräch mit ihr an, er zwang sie zu antworten, er beklagte ihr bleiches Aussehen und schalt auf das heiße Zimmer. Er quälte sie bis zur Ohnmacht und schloß endlich seine teuflische Rache damit, daß er sie auf Hulda Werner aufmerksam machte und frug: „Wie gefällt Ihnen das grüne Kleid? Sieht sie nicht aus wie ein Zeisig?" — Sein nächstes Opfer war Lenore. Sie stand unter ihrer Schaar noch immer mit dem Stolz einer Fürstin, aber einer entthronten. Vor allen ihren Getreuen redete Fink sie an. Sie war artiger gegen ihn, als je in ihrem Leben, sie preßte ihr Taschentuch zusammen, daß die Spitze riß, um sein Lächeln ruhig auszuhalten. Alles ging gut, bis zu dem Augenblick, wo er dem vorübergehenden Herrn von Tönnchen mitten im Gespräch zurief: „Benno, knacken Sie gern Nüsse?"

Benno Tönnchen, der auch ein Grüner war, sagte verwundert: „Nein, wenn Fräulein Lenore uns eine aufgegeben hat, so fürchte ich, wird sie für mich zu hart sein."

Jetzt war es entschieden, kein Zweifel mehr möglich, Fink hatte das Buch. Die braunen Bänder rauschten auseinander, die Partei glich einem Schwarm entsetzter Küchlein, unter welche der Habicht stößt. Nur Lenore nahm sich zusammen

und trat entſchloſſen auf Fink zu. „Sie haben das Buch, Herr von Fink, eine meiner Freundinnen hat es verloren und iſt ſehr unglücklich darüber. Sein Inhalt iſt nicht für fremde Augen, er kann in dieſer Geſellſchaft großen Aerger verurſachen. Ich bitte, daß Sie mir das Buch zurückgeben.“

„Ein Buch?“ frug Fink neugierig, „was für ein Buch?“

„Verſtellen Sie ſich nicht,“ ſagte Lenore, „es iſt uns Allen deutlich, daß Sie es haben. Ich kann nicht glauben, daß Sie es nach dem, was ich Ihnen über die Folgen geſagt habe, noch einen Augenblick behalten können.“

„Ich könnte es behalten,“ nickte Fink. „Sie ſind zu gütig, wenn Sie mir ein ſolches Zartgefühl zutrauen.“

„Das wäre mehr als unartig,“ rief Lenore.

„Es würde mir das größte Vergnügen machen, mehr als unartig zu ſein, wenn ich das Buch hätte. Ein Buch, das Ihnen, oder einer Ihrer Freundinnen gehört, das möglicher Weiſe Ihre Handſchrift oder eine andere Erinnerung an Sie enthält, das werde ich Ihnen in keinem Fall zurückgeben, wenn ich es finde; und wenn ich erfahre, wo es liegt, werde ich es ſtehlen. Und wenn ich es habe, werde ich es Zeile für Zeile auswendig lernen. Ich werde Ihnen dadurch zu gefallen ſuchen, daß ich Ihnen einige Stellen daraus vortrage, ſo oft ich die Freude habe, Sie zu ſehen.“

Lenore trat ihm einen Schritt näher, und ihre Augen flammten. „Wenn Sie das thun, Herr von Fink,“ rief ſie, „ſo werden Sie als ein Unwürdiger handeln.“

Fink nickte ihr freundlich zu. „Der Eifer ſteht Ihnen allerliebſt, Fräulein; aber wie können Sie Würde von einem luſtigen Vogel verlangen, wie ich bin? Die Natur hat ihre

Gaben verschieden ausgetheilt, Manchem hat sie verliehen, Verse zu machen, Andere zeichnen kleine Bilder, ich habe von ihr einen spitzen Schnabel erhalten, den gebrauche ich. Haben Sie je einen würdigen Zeisig gesehen?" Er wandte sich lachend ab, faßte Benno Tönnchen beim Arm und ging mit ihm nach der Thür.

Lenore eilte zu Anton: „Herr von Fink hat das Buch, ich flehe Sie an, schaffen Sie es uns zurück, er hat sich geweigert. Er darf nicht weiter darin lesen, es wäre Theonens Tod."

Anton ergriff hastig seinen Paletot und sprang dem Freunde nach, der bereits auf der Straße war. „Zu Feroni, Anton!" rief ihm Fink am Arm des Benno Tönnchen zu.

„Ich muß etwas im Vertrauen mit dir sprechen," sagte Anton an seiner andern Seite.

„Jetzt nicht, du brauner Gesandter," rief Fink, „ich will nichts mit dir zu thun haben."

„Ich bitte dich, Fritz," bat Anton sich an ihn drückend, „gieb das Buch heraus, die Mädchen ängstigen sich bis zum Vergehen."

„Nur zu!" sagte Fink.

„Keine thut heute Nacht ein Auge zu," rief Anton.

„Um so besser, wir wollen's auch nicht thun. Sie können sämmtlich zu Feroni kommen, wenn's ihnen zu Haus zu bangsam wird. Wir bleiben bis zum Morgen zusammen. Und du, Anton, wirst dich heut Nacht nicht ohne mich nach Hause schleichen, sondern du wirst aushalten, und zwar in stiller Todesangst."

„Was ist das für eine Geschichte mit dem Buch?“ frug Tönnchen am andern Arme.

„Sage nichts,“ bat Anton leise.

„Eine tolle Confusion,“ erwiederte Fink, „Sie sollen Alles erfahren.“

„Um Gottes willen, schweig,“ bat Anton.

„Ich werde mich nach deinem Benehmen richten,“ sagte Fink; „läufst du weg, so lese ich den Andern das ganze Buch vor.“

So kamen sie bei Feroni an. Anton überlegte, ob er sich auf Fink werfen und diesem mit Gewalt das Buch entreißen sollte. Aber der Erfolg war unsicher. Mit Ernst und Bitten war heut vollends nichts auszurichten. Nur List konnte helfen. Während er darüber nachsann, lagerten sich die Herren in dem kleinen Hinterzimmer, ihrer gewöhnlichen Trinkstube. Es waren außer Anton und Fink noch Zernitz und Tönnchen, der kleine Lanzau, ein Werner, ein Cousin Baldereck, (dieser ein junger Herr mit hervorstehenden Augen, der in dem Buch unter dem Namen Laubfrosch angedeutet war) und zwei Tronka, nicht von den Tronka-Hams, sondern aus der andern Linie, in welcher das Majorat ist, Söhne des alten Majoratsherrn.

„Was trinken wir?“ frug Fink.

„Jeder seine Flasche,“ erwiederte Zernitz.

„Warum nicht gar!“ rief Fink.

„Nur nicht Ihren furchtbaren weißen Burgunder,“ rief Guido Tronka. „Von unserer letzten Sitzung sind mir noch heute die Adern geschwollen wie Stränge.“

„Dann also Sekt und Porter, ein ehrliches Halb und Halb,“ schlug Fink vor.

„Superbos!“ rief der kleine Lanzau.

„Das ist eben so ein Höllengetränk,“ klagte Zernitz.

„Küfer, Schenk, herbei!“ riefen die Herren und die Bestellung wurde gemacht.

Unterdeß verfiel Anton auf ein verzweifeltes Mittel. Er ging hinaus, gab dem Aufwärter einen Thaler und den Auftrag, den Ofen der kleinen Hinterstube zu überheizen und ohne Rücksicht auf die Klagen der Herren immerfort Kohlen nachzuwerfen. Er selbst setzte sich so weit vom Ofen, als irgend möglich war, und sah mit Freude, daß Fink sich dicht an den eisernen Cylinder gerückt hatte. Bald mußte ihm die Wärme unbequem werden, dann zog er seinen Rock aus, wie er stets in solchen Fällen that, dann war es möglich, das rothe Buch vor seinen Augen aus der Rocktasche zu ziehen.

„Ich nehme mir die Freiheit, Sie von einem großen Ereigniß in Kenntniß zu setzen,“ begann Tönnchen. „Haben Sie Tronka's Alice gesehen, Fink?“

„Nein,“ sagte Fink eingießend, „ist's ein Pferd oder ein Frauenzimmer?“

„Natürlich ein Pferd!“ rief Tönnchen.

„Bah, laßt heut die Stalljacke zu Haus,“ sagte Fink.

„Es ist aber verdammter Ernst!“ rief Tönnchen. „Guido hat zum Herrenreiten eingesetzt.“

„Zahlen Sie Reugeld,“ sprach Fink zu Guido Tronka, „und bleiben Sie zu Haus. Den Ajax schlägt kein Traber in diesem Erdenwinkel.“

„Sehen Sie sich morgen meine Alice an,“ bat Tronka wieder, „ich möchte Ihr Urtheil hören.“

„Haben Sie die neue Liebhaberin gesehen?“ sprach Zernitz zu Anton, „sie hat brillante Augen.“

„Sie trägt magnifique,“ rief der andere Tronka zu Fink herüber.

„Sie hat ja eine Hasenscharte,“ rief der Laubfrosch verächtlich dazwischen.

„Wer ist nun das wieder?“ frug Fink.

„Die Seppi, ein grünäugiges Scheusal,“ schrie wieder der Laubfrosch Baldereck. „Gehen Sie denn gar nicht mehr in's Theater?“

„Nein,“ versetzte Fink, „aber ich schicke meinen Reitknecht hinein. Wenn Sie Gefühle haben, bei denen er Sie unterstützen kann, so wenden Sie sich nur an ihn.“

Es wurde warm. Anton fühlte die Verpflichtung, die Herren zu beschäftigen. Er bat Herrn von Zernitz um eine komische Geschichte im Volksdialekt, die ihm der Lieutenant neulich anvertraut hatte, er stimmte laut in das Lachen des Laubfrosches ein, er verführte den ältesten Tronka, ein Abenteuer mitzutheilen, welches den Tod eines Hasen und einer Schnepfe verursacht hatte. Er griff nach der Kelle und goß die Gläser voll.

Es wurde wärmer. Die Herren rückten unzufrieden mit ihren Stühlen und riefen nach dem Aufwärter.

„Es verfliegt sogleich,“ tröstete dieser.

„Ich finde es gar nicht warm,“ sagte Fink ruhig, „im Gegentheil, Sie können noch einlegen.“

Aber die Hitze wurde unerträglich, die Herren geriethen in Zorn, Feroni selbst wurde gerufen. Anton protestirte gegen das Oeffnen des Fensters, weil man vom Tanze noch zu

warm sei, Fink erklärte die Temperatur für behaglich und behielt seinen Rock an.

Anton war in Verzweiflung. Endlich ergriff er das letzte Mittel, er zog seinen eigenen Rock aus, um den Freund zu gleichem Entschluß anzuregen. Sofort that Fink dasselbe, legte den Rock sorgfältig über seinem Stuhl zusammen und sah lächelnd auf Anton, der mit großer Aufmerksamkeit seine Bewegungen beobachtete.

„Das Buch steckt nicht im Rock," nickte Fink ihm zu, „die Mühe war umsonst, denke auf etwas Anderes."

Anton öffnete das Fenster. „Ich versuche nichts mehr," sagte er resignirt, „du bist mir zu schlau."

„Halt aus," sagte Fink. Zernitz machte niedliche Witze, Tönnchen erzählte lügenhafte Geschichten von Tänzerinnen, der kleine Lanzau betrank sich. Endlich pochte Fink auf den Tisch. „Jetzt merkt auf. Ich wollte es verbergen, aber es ist nicht möglich, es schreit zum Himmel."

Anton fuhr auf: „Ich bitte dich, Fritz."

„Ruhig, Ofenheizer!" rief Fink. „Hört, Ihr Herren, ich habe heut ein geheimes Tagebuch der Braunen gefunden und habe es durchgeblättert."

„Hurrah, heraus damit!" riefen sämmtliche Herren.

„Es sind gewiß Verse darin," rief Zernitz.

„Es mag ein schöner Unsinn darin stehen," rief Tönnchen, „Phantasie und Bosheit Unmündiger."

Anton war wüthend.

„Allerdings steht Unsinn darin und die Verse scheinen mir schlecht. Hören Sie, Zernitz, was haben Sie mit der kleinen Lara gehabt?

„Nichts," sagte der Lieutnant befremdet, „ich habe ein paar Mal mit ihr getanzt, das ist Alles."

„So muß es gekommen sein," fuhr Fink nachdenkend fort. „Die arme Theone! Ich habe ein Lied gelesen, das die Comteß auf Sie gemacht hat. Na, zuletzt sind Sie kein übler Bursch, aber ich hätte es niemals für möglich gehalten, daß man mit solcher Schwärmerei von einem Mann sprechen kann."

„Zeigen Sie her," bat Zernitz angelegentlich.

„Hier?" frug Fink vorwurfsvoll, „vor dieser wilden Bande? Wenn Sie auch die Lara, die mir heute in ihrer Angst allerliebst vorkam, nicht gerade begünstigen, so haben Sie doch gar keinen Grund, die reine Leidenschaft des armen Mädchens hier zu profaniren."

„Sie haben Recht," sagte Zernitz. „Aber unter vier Augen werden Sie mir's zeigen."

„Gewiß," versetzte Fink. „Ihr wißt, ich habe kein Gefühl für alle Creatur, welche ihren Rock länger trägt als bis zum Knie, und wenn es etwas auf der Welt giebt, was mich kalt läßt, so sind es Backfische in Butter und in Kleidern. Aber der Wahrheit soll ihr Recht werden, die Mädchen, welche das Tagebuch mit einander geführt haben, sind seelengute Dinger, es ist auch nicht eine unartige Bemerkung darin."

Er wandte sich zum Cousin Baldereck: „Von Ihrer Cousine ist auf jeder Seite mit einer Liebe und Herzlichkeit gesprochen, die eben so verdient als rührend genannt werden muß. — Das strengste Urtheil wird über mich gefällt, ich werde ein Zeisig genannt."

„Auf die Art iſt das Heft ziemlich langweilig," ſagte Benno Tönnchen.

„Ja," erwiederte Fink, „wenn Sie nicht intereſſirt, was Hildegard Salt über Sie hineingeſchrieben hat."

„Viel Gutes wird's nicht ſein," verſetzte Benno neugierig.

„Nein," ſagte Fink, „ſie ſpricht von Ihnen in einem Ton, der Ihren Bekannten wahrhaft betrübend vorkommen muß. Sie werden groß und ſtill genannt. Ihr Geſicht ein Muſter männlicher Kraft, die Dichterin findet Sie voll Kenntniſſe, voll Geiſt und voll Witz; ſie frägt, ob ein ſolcher Menſch nicht zu bedeutend ſei, um ſich zu einem weichen Mädchen hinabzuneigen. Nun frage ich Alle, wie kann ein geſcheidtes Kind, wie Hildegard Salt, ſich ſo weit verirren, Sie in der Stille anzubeten? Denn Sie ſind bei der letzten Flaſche ein ziemlich kurzweiliger Geſell, Benno, aber wenn ich ein Mädchen wär' und mir ein Ideal ausſuchte, ich würde lieber einen Nußknacker zu meinem Götzen machen, als Sie."

Tönnchen verzog den Mund.

„Iſt von uns auch etwas darin?" frug Herr von Werner, auch einer der Grünen, ein Bruder von vier ſchönen Schweſtern, Nachbar der Rothſattel, von jungem Adel, aber reich, in Familieneiferſucht aufgewachſen.

„Von Ihnen wenig," verſetzte Fink, „nur zwei Zeilen." Er nahm das Buch hervor und ſah hinein und ſuchte. — Anton ballte die Hände unter dem Tiſch. — „Schmerzliche Fügung des Himmels, Lenore liebt und ſucht vergebens ihr Herz zu verhüllen. Und der Geliebte gehört den Feinden an. O, Georg W. Jetzt kommen Punkte und drei Ausrufungs-

zeichen.“ Fink steckte das Buch wieder ein. Anton beruhigte sich, das konnte nicht in dem Buch stehen, auch sah er, daß die Nasenflügel Finks sich heftig bewegten, ein untrügliches Zeichen, daß er Schelmerei trieb.

Zernitz schob das Glas weg und rief: „Es ist indiscret, daß wir uns in diesem Raume über das unterhalten, was die Mädchen gefühlt haben.“

„Ich bin derselben Meinung,“ rief Benno Tönnchen eifrig.

„Ich auch,“ Georg Werner.

„Sie müssen das Buch versiegeln und zurückschicken,“ sprach der Frosch.

„O Ihr gemüthvollen Zettel,“ rief Fink in der glücklichsten Stimmung, „weil Eure haarigen Köpfe von feinen Händen gekraut werden, wird Euer Herz zartfühlend. Ich möchte Eure Gesichter sehen, wenn ich aus dem Buche das Gegentheil herausgelesen hätte. — Ei, ei! und Keiner kennt den Shakespeare!“

„Comteß Lara und Hildegard sind zu feinfühlend, um das hineinzusetzen, was Ihre Bosheit gern gesehen hätte,“ rief Zernitz.

„Die Rothsattel ist zwar stolz,“ rief Werner, „aber sie hat keinen Grund, von mir etwas Anderes zu sagen, als was wahr ist. Ich habe sie immer im Stillen für ein tüchtiges Mädchen gehalten, das wohl verdient, einmal die Frau eines ehrlichen Jungen zu werden.“

Fink nickte ihm billigend zu, dann erhob er das Buch und blickte hinauf an die Decke. „Warum werde ich nicht auf der Stelle von dieser sündigen Erde unter bessere Geschöpfe versetzt? Ich bin ein Seraph, und Niemand merkt

es, und Niemand wird es glauben, am wenigſten die Weiber. Hier, Anton, empfange das Buch! Nicht durch Ofenwärme, nicht durch Ueberredung oder Zwang iſt es erobert; durch freiwilligen Entſchluß der tanzenden Herren wird es ungeleſen zurückgeſchickt."

Anton ergriff das Buch, eilte in die Schreibſtube von Feroni, ſchrieb auf einen Zettel: „Fink hat einige Blätter geleſen, er wird ſchweigen, ſonſt Niemand eine Zeile," ſiegelte Zettel und Buch in ein Couvert und ſandte dies durch einen von Feroni's Leuten am ſpäten Abend nach dem Hauſe der Comteß Lara mit dem ausdrücklichen und durch eine Kette von Verſprechungen verſtärkten Befehl, der Bote müſſe unter allen Umſtänden durch Nachtwächter und Pförtner in das Haus und bis an die Grenzen des Schlafzimmers dringen, wo, wie er mit Grund annahm, Theone jetzt ihre ſchwarzen Locken durch Ströme von Thränen in träufelnden Bindfaden verwandelte.

Das Gelag nahm ſeinen Verlauf. Das heiße Zimmer, der ſtarke Trank und ein gewiſſes nachdenkliches Weſen der meiſten Herren machten der Sitzung früher ein Ende, als Finks Abſicht war. Endlich brach er auf, weckte den verſchlafenen Küfer und ſagte zu Anton: „Bezahle die Rechnung." Als Fink mit Anton nach Hauſe ging, begann er: „Sei ruhig, Tony, natürlich war Alles gelogen, was ich aus dem Buch erzählt habe. In Wahrheit war alle Bosheit darin aufgeſammelt, deren eine Geſellſchaft Turteltauben fähig iſt."

„Ich hab's gemerkt," ſagte Anton vergnügt, „in der nächſten Stunde werden deine Herren ſchön den Hof machen."

„Einer oder der Andere soll die Geliebte, die ich ihm heut zugetheilt habe, noch heirathen, ich will mich jetzt auf's Kuppeln legen."

Anton schwieg gekränkt. „Sei ruhig," fuhr Fink behaglich fort, „auch du sollst deine Einwilligung zu den Partien geben. Sprich, wie gefallen dir meine Herren?"

„Sieh," sagte Anton, „was sie sagen, erscheint mir oft gewöhnlich, aber sie haben Selbstvertrauen und eine sichere Haltung, die sie auch dann nicht verlieren, wenn sie sich gehen lassen."

„Na," sagte Fink, „es geht; sie sind in ihrer Clique, in dem müßigen Umherlaufen mit Coussinen und Sporen an den Beinen verkümmert, sie sollen im Ganzen genommen ein Beispiel sein, wie man nicht sein muß, wenn man amüsant sein will. Ihre Liederlichkeit ist nicht lustig und ihre Lustigkeit ist kläglich, in ein Paar Jahren sind sie schaal und ungenießbar, wie schlechter Most. Dieses Tönnchen wird schon säuerlich. Ich habe große Lust, sie dir nächstens betrunken zu zeigen."

„Sprich nicht so liederlich," bat Anton.

„Ach, du armer Junge," sagte Fink. „Schließ die Thür auf und gieb mir meine Geldbörse zurück."

„Du hast heut wieder eine große Rechnung bezahlt," sagte Anton. „Ich bitte dich, sei nicht so freigebig, du demüthigst ja die Andern."

„Sei ruhig, Anton," erwiederte Fink, „ich halte mich über sie auf, folglich ist auch billig, daß ich für sie bezahle."

„Ich hoffe, du wirst niemals für mich bezahlen," sagte Anton.

„Nein," entgegnete Fink, „du sollst das Privilegium haben, dein eigener Cassirer zu sein; ich bin zufrieden, daß du mir den Hausschlüssel trägst und bei mir noch deine Cigarre rauchst, während ich mich ausziehe. — Welche Stunde ist's!"

„Es ist gegen zwei Uhr," erwiederte Anton vorwurfsvoll.

„Dann sind wir sicher die Letzten. Da ich herkam, konnte das alte Haus solche Excesse nicht vertragen. Als ich das erste Mal beim Frühlicht diesen Riesenschlüssel in's Schloß steckte, fürchtete ich, die alten Mauern würden über mir zusammenbrechen. Jetzt sind sie daran gewöhnt, der Hund, die Hausknechte und der Prinzipal. Oft bleibe ich nur deßhalb länger aus, um diese schauderhafte philiströse Hausordnung umzudrehen."

Als Hildegard Salt nach einer feuchten Thränennacht gegen Morgen die ersten Anstalten zum Schlafen machte, wurde sie durch einen Brief von Theone Lara geweckt, in dessen vorderem Theile Theone mit schwarzer Krähenfeder die Ansicht aussprach, daß für sie auf dieser Welt kein Raum mehr sei, und in der zweiten Hälfte diese Ansicht dahin berichtigte, daß sie Hildegard und Lenore für nächsten Nachmittag zur Chocolade einlud, um wegen der glücklichen Rettung des Buches eine vertrauliche Festfeier zu begehen.

Auf dieser Conferenz der Braunen wurde die Entweihung des Buches durch Männeraugen lebhaft besprochen. Schrecklich war, daß Fink hineingesehen hatte. Aber auch Wohlfart hatte das Buch in Händen gehabt, und es war sehr zu fürchten, daß auch er es durchgelesen hatte. Lenore war

überzeugt, Wohlfart habe nicht darin geleſen. Hildegard dagegen behauptete, er ſei ein Mann, und kein Mann, auch der beſte nicht, ſei einer ſolchen Discretion fähig. Nach längerer Debatte wurde beſchloſſen, ihn auf eine Probe zu ſtellen. „Wenn er hineingeſehen hat," ſagte Lenore," „ſo hat er doch zuerſt das Titelblatt angeſehen."

„Das Titelblatt durfte er anſehen," warf ein brauner Vogel ein.

„Ich hatte ihm verboten, das Buch zu öffnen," ſprach Lenore, „und ich weiß, er hat keine Seite angeſehen. Ihr Alle ſollt zuhören, wie er meine Fragen beantwortet."

Als Anton in der nächſten Tanzſtunde erſchien, trat ihm Lenore an der Spitze der Partei entgegen, ihre Miene war bekümmert, und alle Braunen bemühten ſich, die Köpfe zu hängen und eben ſo traurig auszuſehen: „Ach Herr Wohlfart, was haben Sie gemacht! Das Buch, welches Sie an Theone geſchickt haben, war ja nicht ihr Tagebuch, es war das Notizbuch eines Herrn, aus einer fremden Brieftaſche."

„Wie iſt das möglich?" rief Anton beſtürzt.

„Gleich auf der erſten Seite war eine Rechnung vom 29ten über einen Frack, vom 30ten eine Flaſche Rothwein und zwei neue Sporen. Das Buch konnte uns nichts helfen." Alle Braunen ſchüttelten den Kopf und ſahen betrübt zur Erde.

Anton ſuchte ſich zu entſchuldigen. „Fink zog das rothe Buch aus der Weſtentaſche und gab es in meine Hand, ich ſandte es ſogleich verſiegelt ab."

„Dann muß Herr von Fink das Buch vertauſcht haben," fuhr Lenore fort. „Warum haben Sie denn nicht hineinge-

sehen?" frug sie vorwurfsvoll, „wenigstens auf das Titelblatt."

„Das durfte ich ja nicht," rief Anton, „ich hatte Ihnen ja versprochen, keinen Blick hineinzuwerfen. Ich rufe Fink."

„Halt," rief Lenore, „noch einen Augenblick! Hat er hineingesehen oder nicht?" frug sie siegreich zu ihrer Schaar gewandt.

Ein bewunderndes „Nein" kam von Aller Lippen. „Bleiben Sie, Herr Wohlfart, es ist das rechte Buch, das Sie zurückgesandt haben. Einige von uns bezweifelten, ob ein Mann, ob selbst Sie das Tagebuch ungelesen aus der Hand geben könnten, ich sagte, Sie wären das im Stande, und habe meinen Freundinnen das so eben bewiesen."

„Ich danke Ihnen für das gute Zutrauen," rief Anton erfreut.

„Alles traue ich Ihnen zu, was brav und ehrlich ist," sagte Lenore und blickte ihn mit herzlichem Vertrauen an.

Das war ein großer Abend im Kränzchen. Anton war bis zum Cotillon von einem Kreis junger Damen umgeben, welche ihn mit rührender Vertraulichkeit behandelten, und als der Augenblick kam, in welchem farbige Schleifen an die Herren ausgetheilt wurden, wurden die Klappen seines Fracks von oben bis unten besteckt, und er sah aus, wie der bunteste Hofmarschall des Continents.

Aber noch Größeres begab sich. Die Partei der Grünen drohte zu zerfallen. Zernitz, Georg Werner und der kleine Lanzau tanzten heut nur mit den Braunen. Hildegard Salt verlebte eine schreckliche halbe Stunde an der Seite des Nußknackers, welcher sie während eines Walzers mit

ritterlicher Artigkeit, ja man muß sagen, mit Gefühl behandelte und dadurch in die allergrößte Verlegenheit setzte; Lenore hatte gar von den ehrerbietigen Angriffen des Laubfrosches, des Georg Werner und des kleinen Lanzau zu leiden, welche sämmtlich auf einmal zu der Ueberzeugung gekommen waren, daß Lenore ihrer ernsthaften Huldigungen nicht unwürdig sei. Eugenie selbst war heut gegen die Braunen von aufrichtiger Herzlichkeit, sie hing sich an Lenorens Arm und küßte beim Abschied Theone im überströmenden Gefühl auf beide Wangen. Und Frau von Werner setzte sich neben die Baronin Rothsattel, kündigte für die nächsten Tage ihren und ihrer Töchter Besuch an, bat um die Erlaubniß, ihren Georg mitzubringen, und sprach unaufhörlich davon, wie glücklich ihre Kinder noch im nächsten Sommer darüber sein würden, daß die Tanzstunde sie in ein so intimes Verhältniß zu Lenore gebracht habe. Kurz, das ganze Aussehen der Tanzstunde war verändert. Mit Ausnahme der grünen Damen, welche über die Untreue ihrer Herren zürnten, war Alles in einer gemüthvollen, von Menschenliebe gleichsam überfließenden Stimmung, deren Gegenstand die Damen des braunen Bundes waren. Verlegen erkannten diese die Veränderung ihrer Stellung, die Herzlichkeit der Baldereck, die ernsthaften Huldigungen aller feindlichen Herren, ach, aber zu einem Genuß ihres Glückes konnten sie nicht kommen, in ihrer Brust fühlten sie die Nadelstiche des bösen Gewissens, und um sie herum bewegte sich in weitem Kreise die furchtbare Gestalt Finks, des Wissenden. Durch ein Wort konnte er den unbegreiflichen Zauber zerstören, der sie umgab. — Den ganzen Abend

hielt er ſich fern von allen Theilnehmern am Tagebuch, erſt am Ende der Stunde trat er zu Lenore: „Iſt Fräulein Eugenie heut nicht allerliebſt? Ich gebe Ihnen zu, daß ſie gefühllos iſt, aber dieſe kleine Unart wird ſich möglicher Weiſe im Laufe der Jahre in eine ganz entgegengeſetzte Eigenſchaft verwandeln.“

Lenore ſah ihn verlegen an. „Kommen Sie mit zu Theone Lara,“ ſagte ſie endlich. „Herr von Fink hat ein Recht auf unſern Dank,“ rief ſie dort, „wir Alle wollen ihn bitten, daß er über das Buch ſchweigt, wie er bis jetzt gethan.“

„Ich will mich dazu verpflichten,“ verſetzte Fink, „unter einer Bedingung. Ein Opfer muß ich haben. Ich muß die Dame erfahren, welche den Vers unter einen gewiſſen Weinſtock geſchrieben hat. Ich muß Jemand haben, den ich haſſen kann, von dem ich bei Gelegenheit alles Schlechte rede, Jemanden, der dafür bezahlt, daß Sie ſo leichtſinnig waren, die Documente Ihres ſcharfen Witzes in meine Hände fallen zu laſſen. Nennen Sie mir die Eine, und ich gebe Ihnen freiwillig das Verſprechen, daß ich gegen Fremde nie ein Wort aus dem Tagebuche citiren werde.“

In der Gruppe entſtand eine ängſtliche Bewegung, Jede fürchtete die Beute des rachſüchtigen Indianers zu werden. Lenore ſah auf Hildegard, welche vor Schrecken erblich, und ſagte eifrig: „Ich habe die Zeichnung gemacht und ich habe die Verſe darunter meiner Freundin dictirt; da Sie's geſehen haben, ſo bitte ich Sie um Verzeihung. Mehr kann ich nicht thun; und wenn Sie jetzt die Abſicht haben, ſich an mir zu rächen, ſo werde ich Ihren Haß zu ertragen ſuchen.“

„Schön," sagte Fink lächelnd, „ich werde mich rächen, ich werde Sie von heut ab haſſen. Uebrigens iſt mir angenehm zu erfahren, daß auch das vergänglichſte aller Gefühle, Mädchenfreundſchaft, die Unglücklichen, welche davon befallen werden, zu heldenmüthigen Opfern begeiſtern kann. — Ah, Fräulein Hildegard, finden Sie nicht, daß Benno Tönnchen ein herzensgutes Kind iſt? Auch ſeine Geſtalt iſt nicht ſchlecht. Etwas zu voll, werden Sie ſagen, aber gerade dies volle Weſen macht ihn und ſeine Familie ſo anſprechend."

Die letzte Folge dieſes glücklichen Abends war, daß auf einer neuen Conferenz der Braunen beſchloſſen wurde, den treuen Ritterdienſt Wohlfarts in außerordentlicher Weiſe zu belohnen. Nach längerer Ueberlegung wurde man einig, daß Theone gemeinſchaftlich mit ihren Freundinnen eine prachtvolle Börſe zu häkeln habe. Gleich am nächſten Morgen wurden Seide und Perlen gekauft. Lenore wollte, um ſich nicht auszuſchließen, die Kunſt zu häkeln eigens erlernen. Auch ſtrahlte bereits die erſte Kappe der Börſe in Braun und Gold, als Ereigniſſe eintraten, welche die Vollendung hinderten.

3.

Es ist eine traurige Erfahrung, daß die überirdischen Gewalten dem Menschenkind das Glück einer hochgespannten Empfindung nicht lange unverkümmert lassen. Sie haben die Sache so schlau eingerichtet, daß sich fast immer eine Saite unsers Innern abspannt, so oft sie den Wirbel einer andern zur Höhe herumdrehen. Natürlich entsteht daraus ein Mißklang. Diese schlechte Behandlung erfuhr auch Antons Seele.

Zunächst ereignete sich, daß das Comtoir fortfuhr, die Veränderung in Antons Leben mit kritischem Blick zu beobachten. Jede Art von Befremden herrschte in den verschiedenen Zimmern des Hinterhauses, in allen aber war man einig, daß sich Anton, seit er die Tanzstunde besuche, sehr auffällig und nicht zu seinem Vortheil verändere. In Wirklichkeit war diese Veränderung nicht groß. Es ist wahr, Anton war in den Freistunden weniger mit seinen Collegen zusammen, als sonst, er brachte viele Abende außer dem Hause zu, und wenn er einmal in Gesellschaft der Hausgenossen aushielt, so war er wohl zerstreuter, ja vielleicht übte er auch geringere Nachsicht gegen die ihm wohlbekannten kleinen Schwächen der anderen Herren. Sein Verstand bewahrte ihn davor, sich wegen der plötzlichen gesellschaftlichen Erfolge zu überheben und die Collegen durch Erzählung

seiner Abenteuer zu langweilen, aber er konnte sich doch nicht enthalten, zuweilen Vergleiche anzustellen zwischen dem Ton und Benehmen seiner Umgebung, die er übersah, weil er sie genau kannte, und dem Ton und Benehmen im Salon der gnädigen Frau, der ihm imponirte, weil er ihm neu war. Das Comtoir erklärte seine größere Schweigsamkeit für Stolz, seine häufige Abwesenheit für unziemlichen Leichtsinn, und er, der sonst ein Liebling des Hauses gewesen war, kam gerade deßhalb in die Lage, jetzt sehr streng beurtheilt zu werden. Er selbst empfand die kühlere Haltung der Gemäßigten, die auffallende Kälte der Entschiedenen als lieblose Behandlung. So kam es, daß er die Abende, an denen er keine Veranlassung hatte, auszugehen, fast nur mit Fink verlebte, und daß Beide zusammen nach wenig Wochen als aristokratische Coterie den andern Herren gegenüberstanden.

Anton wurde durch dies Verhältniß mehr gedrückt, als er sich selbst gestehen wollte; er fühlte es an seinem Arbeitspult, auf seinem Zimmer, sogar beim Mittagessen im Vorderhause. Seltener redete ihn einer seiner Collegen an; wenn Jordan eine Auskunft forderte, wandte er sich nicht mehr an ihn, sondern an Baumann; wenn der Cassirer zur Frühstücksstunde in das vordere Comtoir kam, so trat er nicht mehr an Antons Sitz; und wenn Specht sich von seinem Platz umwandte und mitten in den kaufmännischen Correspondenzen eine auffallende Frage an die Umsitzenden that, so wandte er sich zwar öfter als sonst an Anton, aber es erschien diesem als keine Verbesserung seiner Situation, wenn Specht ihm flüsternd in's Ohr schrie: „Ist es wahr, daß Herr von Berg Apfelschimmel hat?“ oder: „Muß man

bei Frau von Baldereck lackirte Stiefeln oder Schuhe tragen?" Am gewaltthätigsten wurde Anton von seinem alten Gönner Pix behandelt. Uebergroße Toleranz hatte niemals die Energie dieses Herrn geschwächt, und aus einem nicht recht verständlichen Grunde sah er in dem gegenwärtigen Anton eine Art Verräther am Comtoir, an der großen Waage und am Solo. Es war seine Gewohnheit, den eigenen Geburtstag so feierlich als möglich zu begehen. Er lud dann seine Vertrauten, in deren erster Reihe Anton stand, zum Abend auf sein Zimmer und setzte ihnen an diesem Tage ausnahmsweise Wein auf den Tisch und einen Napfkuchen, den er eigens beim Bäcker bestellte und den er in immer größeren Verhältnissen zu liefern bemüht war. In diesen Wochen kam wieder sein Geburtstag heran, und Anton war, obgleich Herr Pix sich in der letzten Zeit sehr schweigsam gegen ihn verhalten hatte, doch vorbereitet, den Abend bei ihm zuzubringen, er hatte deßhalb eine Einladung des Herrn von Zernitz bereits abgelehnt. Früh vor der Comtoirstunde ging er auf das Zimmer von Herrn Pix und gratulirte diesem. Herr Pix nahm den Glückwunsch sehr kühl auf und gönnte ihm keine Einladung für den Abend. Nach Tische begegnete Anton dem kolossalen Napfkuchen, welcher mit Hülfe eines Bäckerlehrlings mühsam die Treppen des Hinterhauses hinaufstieg, im Comtoir merkte er aus einer Aeußerung des Herrn Specht, daß diesmal sämmtliche Collegen aufgefordert waren, den Tag festlich zu begehen, an welchem Herr Pix durch sein Erscheinen eine Lücke der Schöpfung ausgefüllt hatte. Alle waren geladen, nur Anton und Fink nicht.

Mit Recht empfand Anton dieſe Zurückſetzung als eine Unart. Er empfand ſie aber tiefer, als wohl nöthig geweſen wäre. Und zum Ueberfluß theilte ihm Specht im Vertrauen mit, daß Pix die Erklärung abgegeben habe, ein junger Herr, der mit Lieutnants umgehe und bei Feroni am liederlichen Tiſche ſitze, ſei kein paſſender Geſellſchafter für einen ſoliden Kaufmann. Als er an dieſem Abend einſam auf ſeiner Stube ſaß und unter ſich die luſtige Unterhaltung der Collegen hörte, da überkam ihn eine bange und gedrückte Stimmung, und keins von den glänzenden Bildern, welche in der letzten Zeit ſeine Mußeſtunden ausgefüllt hatten, auch das holdeſte nicht, war mächtig genug, durch die dichte Wolke des Mißmuths durchzudringen, welche ihn umhüllte.

Er ſelbſt war nicht zufrieden mit ſich und ſuchte ſelbſtquäleriſche Anklagen gegen ſich zuſammen. Er war ein Anderer geworden. Er war nicht gerade nachläſſig in den Arbeitsſtunden, aber ſeine Thätigkeit machte ihm wenig Freude, ſie war ihm oft eine Laſt. Es war ihm begegnet, daß er in ſeinen Briefen Wichtiges vergeſſen hatte, ja er hatte ſich ein paar Mal ſogar in den Preiſen verſchrieben, und Jordan hatte ihm mit einer kurzen Bemerkung die Briefe zurückgegeben. Es fiel ihm ein, daß der Prinzipal ſich in der letzten Zeit gar nicht um ihn gekümmert, und daß Sabine ihn vor einigen Tagen auf der Treppe kälter gegrüßt hatte, als gewöhnlich. Und neulich, als die Tante über Störung ihrer Nachtruhe klagte, weil Jemand ſo ſpät und geräuſchvoll die Hausthür geöffnet, da hatten alle Collegen vorwurfsvoll auf ihn geſehen. Sogar der treue Karl hatte ihn vor der letzten Tanzſtunde, wie Anton jetzt meinte, ironiſch gefragt, ob er

auch seinen Hausschlüssel bei sich habe. In solcher Stimmung ging Anton an seinen Schreibtisch und fing an, sein kleines Cassenbuch durchzusehen. Er hatte in den letzten Wochen keine Ausgaben eingeschrieben, ängstlich faßte er die Feder und suchte Rechnungen und Erinnerungen zusammen, um das Versäumte nachzuholen. Mit Schrecken entdeckte er, daß seine Schulden zusammen eine Summe ausmachten, welche er nicht tilgen konnte, ohne die kleine Hinterlassenschaft seiner Eltern anzugreifen. Er fühlte sich sehr unglücklich. Hohe Töne hatten lange Zeit in ihm geklungen. Das Schicksal hatte auf einer Saite die feinste Melodie gespielt, jetzt schnurrte die andere. Der Mißton sollte noch größer werden.

An demselben Abend kam der Kaufmann verstimmt aus der Ressource nach Hause, er beantwortete kurz Sabinens Gruß und ging mit starken Schritten im Zimmer auf und ab.

„Was hast du, Traugott?“ frug die Schwester.

Der Bruder trat an ihren Stuhl. „Willst du wissen, wie Fink seinen Schützling bei Frau von Baldereck eingeführt hat? Du warst so bereit, dich über seine Freundschaft zu freuen. Er hat ein System von Lügen gesponnen und hat den unerfahrenen Wohlfart zu einem ruchlosen Abenteurer gemacht.“ Er erzählte darauf, daß ihn ein älterer Offizier nach den Verhältnissen Antons gefragt hatte, und was dabei zu Tage gekommen war.

„Ist denn auch gewiß, daß Fink diese abgeschmackten Mährchen erfunden, und daß Wohlfart darum gewußt hat?“ frug Sabine schüchtern.

„An Finks Betheiligung ist kein Zweifel. Der Streich sieht ihm zu ähnlich. Das ist der leichtsinnige frevelhafte Sinn, der nichts achtet, nicht einmal den Ruf des Freundes.“

Sabine lehnte sich an den Stuhl und nickte mechanisch mit dem Haupt. Ja, so war er. Wieder einmal empörte sich ihr Herz gegen ihn. „O wie traurig!“ sagte sie vor sich hin. „Aber Wohlfart ist unschuldig, Traugott, das weiß ich bestimmt. Eine solche Lüge ist nicht in seinem Wesen.“

„Ich werde es morgen erfahren,“ sagte der Kaufmann. „Um seinetwillen wünsche ich, daß du Recht hast.“

Am folgenden Morgen ging der Prinzipal durch das vordere Comtoir und rief Anton zu sich in die kleine Hinterstube. Da dies selten geschah, so folgte Anton mit der Ahnung, daß irgend etwas Unheimliches heranziehe. Der Prinzipal schloß hinter ihm die Thür, setzte sich recht ernsthaft vor ihm auf den Lederstuhl und begann mit strenger Miene: „Lieber Wohlfart, ich halte es für meine Pflicht, mit Ihnen über einige Gerüchte zu sprechen, die sich in der Stadt verbreitet haben. Man hält Sie für einen reichen jungen Mann von geheimnißvoller Herkunft, erzählt sich, daß Sie große Besitzungen in Amerika haben und daß vornehme Personen sich im Stillen lebhaft für Sie interessiren. Ich setze voraus, daß auch Ihnen diese Gerüchte zu Ohren gekommen sind, und wünsche zu wissen, was Sie gethan haben, dieselben zu widerlegen.“

Anton erwiederte erstaunt, aber mit Entschlossenheit: „Ich weiß nichts von einem solchen Gerücht, ich habe einige Male von Fremden sonderbare Anspielungen auf mein Vermögen gehört, ich habe stets widersprochen.“

„Haben Sie mit der nöthigen Entschiedenheit widersprochen?“ frug der Kaufmann streng.

„Ich glaube, ja,“ antwortete Anton ehrlich.

„Es wäre an dem müßigen Geschwätz wenig gelegen,“ fuhr der Prinzipal fort, „wenn nicht Ihr eigener Charakter dadurch verdächtigt würde. Denn die Welt wird geneigt sein, anzunehmen, daß Sie selbst aus irgend einem Grunde bei der Verbreitung dieses Gerüchts thätig gewesen sind; für das Renommée eines Kaufmanns aber giebt es keinen schlimmeren Argwohn, als den, daß er durch niedrige Mittel sich einen Credit geben will, den zu beanspruchen er kein Recht hat.“

Anton stand starr.

Der Kaufmann fuhr fort: „Außerdem wird durch dieses Geschwätz auch der gute Ruf Ihrer Eltern angegriffen, denn man will wissen, daß Sie der heimliche Sohn eines sehr vornehmen Mannes sind.“

„O meine Mutter!“ rief Anton, rang die Hände und die Thränen rollten aus seinen Augen. Er war so ergriffen, daß ihm der Prinzipal Zeit lassen mußte, sich zu beruhigen, und endlich begütigend sagte: „Fassen Sie sich, lieber Wohlfart, Sie haben jetzt die Aufgabe, die Unwahrheit dieser Erzählungen nachzuweisen. Sie werden Ruhe und männliche Haltung dazu brauchen.“

„Am schrecklichsten ist für mich der Gedanke,“ rief Anton noch immer außer sich, „daß Sie selbst vielleicht glauben, ich hätte diese Unwahrheiten hervorgerufen, oder ich hätte sie mir gefallen lassen, um mich wichtig zu machen. Ich bitte Sie, mir zu glauben, ich habe bis zu dieser Stunde nichts davon gewußt.“

„Ich glaube Ihnen gern," sagte der Kaufmann freundlicher, „aber Sie haben doch Manches gethan, um solchen Erzählungen Raum zu geben. Sie sind fortwährend in einem Kreise gesehen worden, welcher sich sonst gegen junge Männer in Ihrer Stellung sehr spröde verhält. Sie haben hier und da Ausgaben gemacht, welche Ihre Mittel offenbar übersteigen und jedenfalls unpassend für Sie waren."

Anton hatte die dunkle Empfindung, daß er sich im Mittelpunkt der Erde viel behaglicher befinden würde, als auf der Oberfläche. „Ja," sagte er endlich verzweifelnd, „Sie haben Recht, ich habe sehr Unrecht gethan, über meine Verhältnisse hinauszugehen, ich habe das während der ganzen Zeit empfunden; seit einigen Tagen, wo ich Casse gemacht habe und gesehen, daß ich in Schulden gekommen bin" — hier lächelte der Kaufmann fast unmerklich — „ist's mir klar geworden, daß ich auf unrechtem Wege bin, ich habe nur nicht gewußt, wie ich zurück soll. Jetzt werde ich nicht mehr zaudern," fuhr er sehr traurig fort, „und Sie mögen die Güte haben, zu entscheiden, ob ich mich jetzt verständig benehme."

„Nicht wahr, Fink hat Sie in die Gesellschaft der Frau von Baldereck eingeführt? Ich dachte es," sagte der Prinzipal lächelnd, „vielleicht weiß er auch mehr von den Gerüchten, welche Sie gegenwärtig so beunruhigen."

„Erlauben Sie, daß ich in Ihrer Gegenwart sein Zeugniß fordere, daß ich nichts von allen diesen Nachreden gewußt habe, und daß ich selbst wohl leichtsinnig gewesen bin, aber nicht niedrig. Fink ist mein Freund und kennt mein ganzes Verhalten."

„Wenn es Sie beruhigt," ſagte der Prinzipal und ließ Herrn von Fink rufen.

Fink ſah im Eintreten verwundert auf den aufgeregten Anton und frug, ohne die Gegenwart des Prinzipals ſonderlich zu beachten: „Was Teufel, du haſt geweint?"

„Ueber Verleumdungen," ſprach der Kaufmann ernſt, „welche ſeine Solidität als Geſchäftsmann und die Reſpectabilität ſeiner Familie angegriffen haben." Darauf ſagte er kurz, worum es ſich handle.

Fink lachte und rief: „Er iſt ein Kind; wozu ſich um das müßige Geſchwätz der Leute kümmern?"

„Er hat kein Recht, dies Geſchwätz zu verachten, denn er hat es durch ſeinen Verkehr in den Kreiſen, in die Sie ihn einführten, genährt."

„Vor Allem bitte ich dich, mir hier vor Herrn Schröter zu bezeugen, daß ich keine Ahnung von alledem gehabt habe; du kennſt mich genug, um zu wiſſen, daß ich keinen Fuß in die Geſellſchaft der Frau von Baldereck geſetzt hätte, wenn ich für möglich gehalten, daß ſo etwas von mir geſagt werden kann."

„Er iſt ganz unſchuldig," ſagte Fink mit überzeugender Gutmüthigkeit zum Prinzipal. „Unſchuldig und harmlos wie das Veilchen, das ſtill im Verborgenen blüht; wenn irgend Jemand Schuld hat bei dieſer lächerlichen Geſchichte, ſo bin ich es und außerdem die thörichten Menſchen, welche ſo etwas verbreitet haben. Gieb dich zufrieden, Anton, wenn dir die Sache leid iſt, ſo wollen wir ſie bald wieder in Ordnung bringen."

„Ich werde noch einmal zu Frau von Baldereck gehen und ihr mittheilen, daß ich die Tanzstunden nicht mehr besuchen kann.“

„Auch ich halte das für das beste Mittel,“ sagte der Kaufmann.

„Ich fürchte, es wird nicht viel helfen,“ bemerkte Fink weise.

„Dann habe ich wenigstens das Meinige gethan,“ rief Anton.

„Wie du willst,“ sagte Fink. „Tanzen hast du doch gelernt und deinen Hut verstehst du auch mit Anstand zu bewegen.“

Gegen Mittag sagte der Kaufmann zu seiner Schwester: „Du hast Recht gehabt, Wohlfart war in der Hauptsache unschuldig, Fink hat in seinem Uebermuth die ganze Intrigue angezettelt.“

„Ich wußte es,“ rief Sabine und fuhr heftig mit der Nadel in ihre Stickerei. — „Wenn es möglich ist, Traugott, so verhüte jetzt eine neue Unbesonnenheit.“

„Sie müssen die Geschichte selbst abmachen,“ antwortete der Kaufmann, „ich bin neugierig, wie sie das zu Stande bringen werden.“

Anton arbeitete den Tag über wie Einer, der sich betäuben will, sprach nur das Nöthige und ging am Abend trotzig die drei Treppen hinauf, sich anzukleiden, als ein Mann, der seinen Entschluß gefaßt hat.

Fink sah ihn den Tag über mißtrauisch an und frug sich

Ihnen und der Dame vom Hause wegen meines Weggehens zu entschuldigen."

„Aber Herr Wohlfart," rief Lenore die Hände zusammenschlagend.

„Viel mehr als an der Meinung der Uebrigen liegt mir an Ihrer guten Meinung," sagte Anton erröthend, „und vor Ihnen will ich mich zuerst rechtfertigen."

„Sie sollen sich aber nicht rechtfertigen, ich verstehe Sie nicht," rief die junge Dame.

Anton aber erzählte ihr mit fliegenden Worten, was er heute von seinem Prinzipal gehört, und versicherte sie eifrig, daß er von dem Gerücht nichts gewußt habe. „Das glaube ich Ihnen gern," sagte Lenore vertrauensvoll, „Papa hat auch gesagt, daß es wahrscheinlich ein müßiges Geschwätz sei." — Sie hielt inne, denn sie dachte in dem Augenblick daran, daß ihr Vater zugesetzt hatte, dieser Herr Wohlfart möge ein recht guter Mann sein, aber er passe doch nicht in die Gesellschaft. „Und weil Sie erfahren haben, was man sich über Sie erzählt, wollen Sie ganz aus der Tanzstunde ausscheiden?"

„Ja, ich will," sagte Anton, „denn wenn ich hier bliebe, würde ich mich der Gefahr aussetzen, für einen Eindringling oder gar für einen Betrüger gehalten zu werden."

Lenore warf das Köpfchen zurück und sagte gekränkt und heftig: „So gehen Sie, mein Herr!"

Dies war das beste Mittel, das Gehen unsers Anton zu verhindern, er blieb stehen und sah seine Tänzerin flehend an.

„Warum gehen Sie nicht?" frug das Fräulein noch heftiger.

Anton wurde sehr bleich; er sah mit tiefem Schmerz in das Gesicht seiner zornigen Dame und sagte mit zitternder Stimme: „Sagen Sie mir wenigstens, daß Sie nicht schlecht von mir denken wollen."

„Ich werde gar nicht an Sie denken," rief Lenore mit schneidender Kälte und wandte sich ab.

Der arme Anton stand einen Augenblick wie vernichtet, es war ein bitterer Schmerz, der seine unerfahrene Seele durchbebte. Wäre er zehn Jahre älter gewesen, so hätte er sich diesen heftigen Zorn vielleicht günstiger ausgelegt. Der Gedanke, daß er noch nicht fertig war, gab ihm seine Kraft wieder, er ging aufgerichtet, ja mit stolzem Schritt zu dem Kreise, in welchem Frau von Baldereck die Honneurs machte. Da waren alle die auserwähltesten Damen der Gesellschaft; die lange hagere Gräfin eine Tasse Thee trinkend, Eugeniens Mutter und neben ihr eine große Männergestalt; Anton wußte, ohne daß es ihm Jemand gesagt hatte, daß der stattliche Herr Lenorens Vater sein müsse. In dem Augenblick, wo er vor die Frau vom Hause trat, seine Verbeugung zu machen, flog sein Blick über die ganze Gesellschaft. Noch viele Jahre nachher lebte der Augenblick in seinem Gedächtniß, noch viele Jahre nachher wußte er die Farbe von jedem Kleide, er konnte noch die Blumen aufzählen, welche in dem Strauß der Baronin Rothsattel waren, ja, er erinnerte sich noch an das Bild der gemalten Tasse, aus welcher die Gräfin trank. Die Hausfrau empfing die Verbeugung unsers Helden mit herablassendem Lächeln und war im Begriff, ihm etwas Freundliches zu sagen, als Anton sie unterbrach und mit einer Stimme, die vor Bewegung zitterte,

aber laut durch den ganzen Saal tönte, seine Rede begann, so daß nach den ersten Worten eine allgemeine Stille entstand: „Gnädige Frau, ich habe heut erfahren, daß in der Stadt erzählt wird, ich sei reich, ich besitze Güter in Amerika, und vornehme Herrschaften nehmen im Geheimen ein Interesse an mir. Ich erkläre dies Alles für Unwahrheit, ich bin der Sohn des verstorbenen Calculator Wohlfart aus Ostrau; ich habe von meinen Eltern fast nichts geerbt, als einen ehrlichen, unbescholtenen Namen. Ich bin dem Andenken an meine guten Eltern und mir selbst schuldig, das hier öffentlich zu erklären. Sie, gnädige Frau, haben die hohe Güte gehabt, einen fremden und unbedeutenden Menschen so freundlich in Ihrem Hause aufzunehmen und mich zur Theilnahme an den Tanzstunden dieses Winters aufzufordern. Ich darf nach dem, was ich heut gehört habe, nicht mehr daran Theil nehmen, weil mein fernerer Besuch der Tanzstunde den Unwahrheiten, welche man über mich verbreitet hat, Nahrung geben würde, und weil ich gar in den Verdacht kommen könnte, ein Betrüger zu sein, welcher die Gastfreundschaft Ihres Hauses mißbraucht. Deßhalb sage ich Ihnen meinen innigen Dank für Ihre Güte und bitte Sie, mir ein freundliches Gedächtniß zu bewahren."

Die Rede war etwas zu pathetisch für den Kreis, in welchem sie wirken sollte, aber sie wirkte doch. Es entstand für einige Augenblicke tiefes Stillschweigen; die Gräfin hielt wie erstarrt ihre Tasse in der Luft zwischen Schooß und Mund, und die Frau vom Hause sah verlegen vor sich nieder.

Anton machte eine tiefe Verbeugung und ging zur Thür.

Da eilte aus der starren Gruppe mit beflügeltem Schritte

eine helle Gestalt dem Scheidenden nach, faßte mit ihren Händen seine beiden Hände; Anton sah in Lenorens weinende Augen und hörte noch, wie sie mit weicher Stimme unter Thränen zu ihm sagte: „Leben Sie wohl!“ Dann schloß sich die Thür hinter ihm, und Alles war vorbei.

Anton ging langsam nach Hause. Es war so ruhig und still in seiner Seele, als wäre er nie in dem Hause hinter ihm gewesen, er sah auf die großen Schneeflocken, welche vor ihm herunterfielen, und freute sich über die Spur, welche die Fußgänger in den weichen Schnee gedrückt hatten. Wenn er Schmerzen fühlte, so waren sie doch ohne Bitterkeit. Er trug sein Haupt stolz und dachte an alles Mögliche, woran ein unbefangener Spaziergänger denkt, an seine Eltern, an die Briefe, die er im Geschäft geschrieben hatte, an seinen Prinzipal und auch an den närrischen Tinkeles, den Fink heut wieder zum Comtoir hinausgewiesen. Aber in seinem Ohr klang fortwährend eine Melodie, die neben allen Gedanken forttönte, es waren die Worte Lenorens: „Leben Sie wohl!“

In dem Salon der gnädigen Frau kehrte das Leben zurück, als er das Zimmer verlassen hatte. Das erste Wort, welches gehört wurde, war der strafende Ruf der Mutter, die ihre Tochter zu sich forderte, welche in der vergangenen Scene eine so auffallende Rolle improvisirt hatte. „Lenore, du hast dich vergessen!“ sagte die Mutter leise und bekümmert.

„Laß sie,“ sagte der Freiherr mit Geistesgegenwart laut, „die Tochter hat gethan, was der Vater hätte thun sollen,

der junge Mann hat sich brav gehalten, und wir werden ihm unsere Achtung nicht versagen."

Unter den übrigen Gruppen aber erhob sich ein Gemurmel, die Einleitung zu lebhafter Unterhaltung. „Das war ja eine wahre Theaterscene," sagte die Dame vom Hause mit nicht ganz natürlichem Lächeln; — „aber, wer hat uns denn gesagt —"

„Ja, wer hat denn gesagt? —" fiel Herr von Tönnchen ein.

Aller Augen richteten sich auf Fink.

„Sie sagten ja doch, Herr von Fink," — fing Frau von Baldereck wieder an, sich majestätisch erhebend.

„Ja wohl," fiel Herr von Zernitz ein, „und es ist doch etwas an dem Gerücht, mein Wort darauf! Ich selbst habe bei einem notariellen Act als Zeuge gedient," fuhr er unvorsichtig heraus. „Erklären Sie doch, Fink."

„Auch ich muß um Erklärung bitten, Herr von Fink," fuhr die Hausfrau gereizt fort.

„Mich? gnädige Frau," sagte Fink mit der Ruhe eines Gerechten, dem ein Unrecht geschieht. „Was soll ich von diesem Gerücht wissen? Ich selbst habe ihm widersprochen, so viel ich nur konnte."

„Ja, das haben Sie," ließen einzelne Stimmen sich hören, „aber Sie ließen merken —"

„Sie sagten doch —" fiel Frau von Baldereck ein.

„Was? gnädige Frau," frug kalt der unerschütterliche Fink.

— „daß dieser Herr Wohlfart auf geheimnißvolle Weise mit dem — dem Kaiser — in Verbindung stehe."

„Das ist unmöglich," antwortete Fink mit größtem Ernst. „Das ist ein arges Mißverständniß! Ich habe Ihnen die Person des Herrn beschrieben, der Ihnen damals noch unbekannt war; es ist möglich, daß ich dabei eine zufällige Aehnlichkeit erwähnt habe."

„Aber was ist das mit den Gütern?" fiel Herr von Tönnchen ein, „Sie selbst haben ja die Herrschaft an ihn cedirt, und dieser Verkauf war von auffallenden Umständen begleitet. Sie forderten von uns, die Sache als tiefes Geheimniß zu bewahren."

„Da Sie mein Geheimniß so gut bewahrt haben, daß Sie es überall und jetzt hier vor der ganzen Gesellschaft erzählen," entgegnete Fink lachend, „so tragen Sie und Zernitz offenbar die Schuld, wenn sich dies thörichte Gerücht verbreitet hat. Merken Sie auf, meine theuren Herren. Mein Freund Wohlfart hatte einmal in fröhlicher Stimmung geäußert, er wünsche wohl, Grundbesitz in Amerika zu haben. Ich machte mir einen Scherz und schenkte ihm zu Weihnachten eine Besitzung, die ich auf Long-Island bei Newyork hatte. Diese Besitzung, meine Herren, besteht in einer Sandgrube, welche mit Gesträuch bewachsen ist und in welcher eine breterne Vogelhütte zum Schießen von Strandvögeln steht. Wenn ich Sie gebeten habe, nicht davon zu sprechen, so war das ganz in Ordnung; daß Sie aber aus dieser Kleinigkeit ein Tau gesponnen haben, welches einen liebenswürdigen Mann von unserer Gesellschaft scheiden soll, thut mir sehr leid." Ein kalter Hohn legte sich auf sein Gesicht, als er fortfuhr: „Mit Freuden sehe ich, wie sehr Sie alle dies Bedauern theilen, und wie stark Sie den gemeinen Bedien-

tenſinn verachten, welcher einen Mann deßwegen für ſalonfähig hält, weil irgend ein fremder Potentat ſich um ihn gekümmert haben ſoll. Da wir aber den heutigen Ball mit Erklärungen angefangen haben, ſo will auch ich die Erklärung abgeben, daß Herr Anton Wohlfart legitimer Sohn des verſtorbenen Herrn Calculator Wohlfart in Oſtrau iſt, und daß ich jede fernere Erwähnung dieſer Mißverſtändniſſe für eine Beleidigung meines nächſten Freundes halten werde. — Und jetzt, gnädige Frau, ſchenken Sie mir auf's Neue Ihre Huld, ich bin mit Fräulein Eugenie zur erſten Quadrille engagirt und fühle mich außer Stande, länger zu warten."

In Frau von Baldereck kämpfte eine Weile verletztes Selbſtgefühl und mütterliche Sorgfalt, endlich ſiegte, wie bei einer guten Natur zu erwarten war, die letztere; ſie ſagte, Fink vorwurfsvoll anblickend, leiſe: „Ich fürchte, Sie haben Ihr Spiel mit uns getrieben!" — Fink aber ſchüttelte den Kopf und erwiederte mit großer Aufrichtigkeit: „Man ſpielt nicht, wo man fühlt." Darauf führte er Fräulein Eugenie zum Tanze.

Beim Antreten ſagte ihm Lieutnant von Zernitz: „Sie haben Ihr Spiel mit uns getrieben, Fink, ich bedaure, darüber noch eine Erklärung von Ihnen fordern zu müſſen."

„Seien Sie verſtändig und fordern Sie nichts," entgegnete Fink, „wir haben ſo oft mit einander um die Wette geſchoſſen, daß es ſehr thöricht wäre, wenn wir einer auf den andern zielen wollten."

Da Fink bei weitem der beſte Schütz in der Geſellſchaft war, ſo ſah Herr von Zernitz doch zuletzt ein, daß Fink Recht hatte. Und eine kleine Spannung von einigen Wochen abge-

rechnet, welche an einem ſtillen Abend bei der zweiten Flaſche Burgunder durch Händeſchütteln ausgeglichen wurde, hatte die Sache keine weitern Folgen. — Doch erkaltete ſeit dem Abgange Antons das Intereſſe, welches Fink an der Tanzſtunde genommen, und weder Theone Lara noch Lenore hatten Urſache, ſeine Anſpielungen zu fürchten, denn wenn er im Salon erſchien, ſo begnügte er ſich, der Tochter vom Hauſe und einigen erfahrenen Frauen ſeine Huldigung darzubringen, um die aufſtrebende Jugend kümmerte er ſich nicht mehr.

Anton aber war wie ein erlöſchender Stern aus der Geſellſchaft geſchieden. Er wurde nicht wieder darin geſehen. Frau von Baldereck erkannte etwas ſpät, daß es paſſend ſei, den jungen Mann, der doch einmal in ihrem Hauſe aufgenommen war, gelegentlich wieder einzuladen, um ihm und Andern zu zeigen, daß man ſeine Gegenwart nicht blos deßhalb für anſtändig halte, weil er — ſondern auch um ſeiner ſelbſt willen. — Und einige andere Familien des Landadels dachten ebenſo; da aber, wie bemerkt, alle dieſe Einladungen etwas ſpät kamen, und Anton ſein Nichterſcheinen entſchuldigte, ſo geſchah ihm in Kurzem, was viel bedeutenderen Größen der Geſellſchaft zu begegnen pflegt, er wurde vergeſſen. Die früheren Eideshelfer bei der großen Urkunde, Herr von Zernitz und Herr von Tönnchen, redeten ihn noch eine Weile auf der Straße an, wenn er ihnen begegnete, dann grüßten ſie ihn noch ein Jahr, und endlich kannten auch ſie ihn nicht mehr.

Unſerm Anton kam wenig darauf an. Er ſtürzte ſich jetzt mit Leidenſchaft in die Arbeiten des Geſchäfts. Gleich am andern Morgen klopfte er an die Thür des kleinen Com-

toirs und trat in das Allerheiligste des Prinzipals ein. Er erzählte ihm, was er gestern zu Frau von Baldereck gesagt habe, und fügte hinzu: „Ich werde nicht mehr in die Gesellschaft gehen und ich bitte Sie, mir zu verzeihen, wenn ich in der letzten Zeit meine Pflicht nicht vollständig gethan habe, ich werde von heut an sorgfältiger sein."

„Ich habe keinen Grund, über Sie zu klagen," erwiederte der Kaufmann freundlich; „geben Sie mir die Summe an, welche Sie bedürfen, um Ihre Verhältnisse in Ordnung zu bringen." Anton zog einen Zettel aus der Tasche, auf dem er gewissenhaft sein Debet aufgezeichnet hatte, Herr Schröter rief den Cassirer, ließ die Summe an Anton zahlen und diesem zur Last schreiben, und auch das war abgemacht.

Fink sagte am nächsten Tage zu Anton: „Du bist mit einem Knalleffect ausgetreten und hast von den ältern Herren der Gesellschaft das Zeugniß bekommen, daß du dich angemessen benommen hast."

„Wer hat das gesagt?" Fink erzählte ihm die Aeußerungen des Freiherrn von Rothsattel und that, als bemerkte er nicht, daß Antons Gesicht eine tiefe Röthe überflog. „Indeß wäre doch klüger gewesen," fuhr Fink fort, „wenn du die Angelegenheit nicht so auf die Spitze getrieben hättest. Wozu die ganze Gesellschaft meiden, in der doch Einige sind, die dich persönlich lieb gewonnen haben?"

„Ich habe gehandelt," sprach Anton, „wie mir mein Gefühl eingab, ein Anderer, der älter ist und mehr Welt hat, wird es vielleicht geschickter anfangen. Du kannst mir nicht zürnen, daß ich in dieser Sache nicht deinem Rath gefolgt bin."

„Es ist merkwürdig," dachte Fink, die Treppe hinunter-

steigend, „bei welchen Gelegenheiten die verschiedenen Menschen lernen, den eigenen Willen zu gebrauchen. Dieser Knabe ist über Nacht selbstständig geworden, und was ihm das Schicksal jetzt von größeren Dingen bringt, er wird sicher Alles anständig durchmachen."

Für Anton sowohl, als seinen Freund, war ein gutes Zeichen, daß ihr Verhältniß durch diese Scene nicht gestört wurde. Ja, es gewann an innerem Werth. Fink behandelte seinen jüngern Freund mit größerer Achtung, und Anton bewegte sich mit mehr Freiheit und gewöhnte sich, auch Fink gegenüber einen eigenen Willen zu haben. Und das richtige Urtheil des Jüngern trug allmälig dazu bei, den Aelteren von manchem losen Streich abzuhalten und seinen Uebermuth zu bändigen. Anton erfüllte seine Pflichten im Comtoir mit der größten Pünktlichkeit, sein Diensteifer war unendlich, und seine Zuvorkommenheit gegen die Collegen größer als jemals. Fink gewöhnte sich dadurch, ohne daß er es selbst merkte, auch seinerseits regelmäßiger im Geschäft zu erscheinen und die Arbeitsstunden besser auszuhalten. Nur einen Gegenstand gab es, über den er mit seinem Freunde nie sprach, obgleich er wußte, daß Anton immer an ihn dachte, das war die junge Dame der Tanzstunde, welche so viel Herz und Muth gezeigt hatte.

4.

Nie hatten die Blumen so reichlich geblüht und nie die Vögel so lustig gesungen, als in diesem Sommer auf dem Gut des Freiherrn. Die Wintersaison hatte die Familie mit einem großen Theil des Landadels verbunden, und die Bekanntschaften des Theetisches und Ballsaales spannen sich jetzt unter dem blauen Himmel weiter. Fast immer war Besuch auf dem Schloß. Aus der Stadt kam Frau von Baldereck mit Eugenie, zuweilen auch der Laubfrosch, Zernitz und Benno Tönnchen, von ihrem Gut Frau von Werner mit einem Sohn und vier Töchtern. Theone und Hildegard waren wochenlang die Gäste Lenorens, sie hatten kein Mittel gefunden, ihren Schwur zu halten, und trafen jetzt wenigstens auf befreundetem Gebiet wieder zusammen. Das Haus schien manchmal zu klein, die Gäste zu fassen. In allen Zimmern des Schlosses und auf dem runden Rasenplatz tummelten sich die zierlichen Gestalten der Mädchen. Sie lasen Theaterstücke mit vertheilten Rollen, sie fühlten mit einander die zartesten und höchsten Gefühle durch, sie tanzten, sie schlugen den Dritten ab, oder ließen sich vom wilden Mann jagen. Und wenn die jungen Herren ja einmal langweilig wurden und die Stimmung der Mädchen nicht verstanden, so bestiegen diese den Kahn, ergriffen die Streichruder und zogen sich vom Festlande zurück in eine unan-

greifbare Stellung mitten auf dem Waſſer. Wie ſüß wurde dort geſchwärmt, wenn das Ruder leiſe in der Fluth plätſcherte und der Mond über den Bäumen des Parks heraufzog. Um den Kahn hoben die Seeroſen ihr weißes Haupt aus dem Waſſer, erfreut, daß ihre Feinde, die Schwäne, zur Ruhe gegangen waren, das Bild des Mondes zitterte auf dem Kamm kleiner Kreiswellen, die Nachtigall ſchmetterte im Buſch, und ein warmer Windeshauch trieb den Duft blühender Sträucher über den See. Dann ſangen Theone und Hildegard zweiſtimmige Lieder, oder Hulda Werner geſtand eine holde Erinnerung aus der Reſidenz, oder Eugenie machte ſpöttiſche Bemerkungen über die unglücklichen Herren, welche am Uferrand auf- und abliefen und vergeblich durch Liſt und Gewalt in den Beſitz des Kahnes zu kommen ſuchten.

Aber die prächtigſten Stunden waren am Sonntag Abend; dann wurde das Winterkränzchen fortgeſetzt, der Reihe nach im Schloß der Rothſattel, bei Werners, bei Balderecks. Wenn man nicht tanzte, trieb man ſchelmiſche Poſſen. Man verkleidete ſich. Mit Mänteln, Shawls und Tüchern drapirte ſich die junge Geſellſchaft in der lächerlichſten Weiſe, dann ſtellte Zernitz, der in ſolchen Dingen ein Meiſter war, ſchnell ein Tableau, und die Väter und Mütter mußten als Publikum zuſehen. Oder man führte Charaden in dramatiſchen Scenen auf, entweder aus dem Stegreif oder ſo, daß die Rollen der Einzelnen auf kleine Zettel geſchrieben wurden, die man während der Aufführung in der Hand hielt. Die ganze Woche hindurch dachten die Mädchen auf hübſche Wörter, und wie man ſie darſtellen

könnte. Classische Wörter wurden dort aufgeführt, zum Beispiel: „Referendarius," als Reh, als Fee, als Wettrennen und als König Darius, wo Benno Tönnchen als todter Darius auf dem Boden lag, und die schöne Hulda Werner als Alexander der Große mit gerungenen Händen hinter ihm stand, worauf Lenore als Ganzes mit einer Brille auf der Nase und Acten unter dem Arm erschien und über den Laubfrosch, welcher ein Verbrechen begangen hatte, ihr Protokoll aufnahm. —

Und erst als das treffliche Wort Parthenia dargestellt wurde. Zuerst ein feierliches Ehepaar aus der alten Zeit; dann ein langweiliger Thee, dann ein schüchterner Liebhaber, welcher täglich seiner Dame einen Liebesantrag machen will und niemals damit zu Stande kommt, sondern immer sitzen bleibt, so daß die Dame zuletzt mit einem Seufzer die Erklärung ausrufen kann, „nie, nie!" und dann eine andere Brautwerbung, bei der ein verschämtes Bauermädchen ihrem Liebhaber, dem Otto Tronka, zuletzt ein leises Ja zuflüstern muß. — Theone Lara war als Bauermädchen bezaubernd, nur das Ja sprach sie nicht aus, sie schämte sich. — Und am Schluß erschien Lenore wieder als Ganzes, als eine griechische Jungfrau, und der Laubfrosch, der Nußknacker und der kleine Lanzau saßen als Wilde in schwarzhaarigen Schlittendecken um sie herum, und wurden von ihr ach! so schlecht behandelt.

Wie glücklich war Lenore in dieser Zeit! Zwar ein wenig Original war sie geblieben, und die Mutter schüttelte zuweilen den Kopf über einen kecken Einfall oder einen kräftigen Ausruf, der den Lippen des schönen Mädchens

entschlüpfte. Natürlich tanzte Lenore immer als Herr, so oft es an Herren fehlte; sie war die Anführerin bei einigen entschlossenen Thaten, welche die Mädchen verübten, sie trieb ihre ganze Gesellschaft einmal wohl eine Meile weit auf einen Punkt, wo eine gute Aussicht sein sollte, sie zwang sie dann, in die Schenke des nächsten Dorfes einzukehren und Milch und Schwarzbrod als Abendkost zu genießen, und brachte die Todtmüden am späten Abend auf einem Leiterwagen zurück, den sie gemiethet hatte und auf dem sie stand und selbst kutschirte. Sie behandelte die jüngeren Herren fortwährend gönnerhaft, wie kleine Jungen, die ein Butterbrod in der Hand halten, sie ließ sich von ihnen Pferdegeschichten erzählen, und trat bei einer dramatischen Scene zum Schrecken der Mutter sogar selbst als Herr auf, mit einer Reitpeitsche und einem kleinen Bart von Wolle, den sie allerliebst zu drehen wußte. Dabei sah sie aber so wunderhübsch aus, daß die Baronin nicht im Ernst zürnen konnte.

Wenn Jemand auf dem Gut mit dem neuen Leben der Familie nicht ganz zufrieden war, so war's die Baronin. Ueber ihren Gemahl war Zerstreuung und Geschäftigkeit gekommen, die wolkenlose ruhige Heiterkeit früherer Jahre schien aus seiner Seele verschwunden. Auch jetzt im Sommer fuhr er oft nach der Stadt, manchen Abend brachte er in der Ressource zu, und lustige Regimentskameraden, welche eine Frau zu nehmen vermieden hatten, zogen ihn häufig aus den Zimmern der Hausfrau in ihre Rauchstuben. Er verhandelte mit Ehrenthal und gefiel sich in lauter Gesellschaft, von der er sonst wenig gehalten hatte. Es war eine sehr geringe Veränderung des Freiherrn, nur für das Auge der

Gattin erkennbar. Und auch die Baronin sah ein, daß sie Unrecht thue, über diese Veränderung zu trauern.

Aber auch ihr wurde in dieser Zeit große Freude. Eugen bestand sein Offiziereramen und kündigte seinen Besuch an, um die Schnüre auf seinen Achseln zu zeigen. Die Mutter ließ ihm sein Zimmer neu einrichten, und der Vater stellte einen Gewehrschrank und eine neue Jagdausrüstung hinein, die er ihm zum Geschenk bestimmte. Als die Stunde kam, wo Eugen eintreffen sollte, konnte der Freiherr die Ankunft gar nicht erwarten, er ließ satteln und ritt dem Sohn bis zum nächsten Dorf entgegen. Und als eine kleine Staubwolke auf der Landstraße das Nahen des Reiters verkündete, und der Vater die schlanke Gestalt des Husarenlieutnants vor sich erblickte, das Gesicht, welches der geliebten Frau so ähnlich sah, da sprang er wie ein Jüngling vom Pferde, der Sohn that im Nu dasselbe, und es war ein guter Anblick, als die beiden ritterlichen Gestalten einander auf der Heerstraße umarmten. Und stattlich anzusehen war's, als sie neben einander dem Schlosse zutrabten.

„Ich bringe dir auch gute Nachricht vom Regiment," begann Eugen nach dem ersten Austausch freudiger Fragen und Antworten. „Zuerst läßt dich der Oberst grüßen."

„Er war seiner Zeit ein toller Junge," sagte der Vater.

„Jetzt ist er ein Brummbär," sagte der Sohn. — „Unser Avancement wird magnifique. Waldorf wird ausscheiden müssen, weil seine Brust immer schlechter wird; Balduin Tronka will sich versetzen lassen, er hat mit dem Rittmeister einen famosen Streit gehabt, die Geschichte muß ich dir noch erzählen, und Stallinger bekommt das Majorat seines Onkels,

der auf dem Tode liegt. Er wird ein fanatiſch reicher Kerl. Man ſagt, Zwanzigtauſend Revenüen.“

„Das iſt ſehr übertrieben,“ ſagte der Vater, „das Majorat iſt wenig größer, als unſer Gut.“

„Jedenfalls wird er ſeinen Walach dem Wachtmeiſter ſchenken,“ ſagte der Sohn. „Er hat dem Tiſch einen ſüperben Satz verſprochen. Wie gefällt dir mein Brauner, Vater?“ Sie hielten vor dem Hofe an, der Lieutnant ritt das Pferd vor. Der Freiherr unterſuchte als Kenner und ſprach im Allgemeinen ſeine Billigung aus. Vor dem Pferdeſtall hielten ſie noch einmal an. „Wir wollen die Frauen überraſchen,“ ſagte der Freiherr. Als der Reitknecht die Pferde abnahm, konnten Vater und Sohn ſich nicht enthalten, auf einen Augenblick in den Stall zu treten. Zuerſt prüften ſie die Reitpferde des Freiherrn, dann gingen ſie die Reihe der Ackergäule durch. Mit Gönnermiene ſchlug der Lieutnant das eine oder andere, einen perſönlichen Bekannten an den Hals und ſprach zur Freude des Vaters mit militäriſcher Kürze entſchiedene Urtheile über die Tüchtigkeit aus. Die Knechte ſtanden ehrerbietig herum, Vater und Sohn geriethen in Eifer und theilten einander nicht aufzuſchiebende Sportanekdoten mit, der Freiherr mit der Ruhe eines alten Roßbändigers, der Lieutnant mit jugendlichem Feuer, ſeelenvergnügt, vor der erprobten Weisheit des Vaters auch ſeine luſtig grünende Wiſſenſchaft zu zeigen. Bei Lenorens Pony erinnerte ſich Vater und Sohn zu gleicher Zeit an die Frauen des Hauſes und eilten ſchnell aus dem Stall nach dem Schloſſe.

In der Roſenlaube hielt die Baronin ihren Sohn um-

schlungen, während Lenore ihm liebkosend auf die Schultern klopfte. — Jetzt erst begann die rechte Freude auf dem Schloß. — Die Augen der Eltern glänzten, so oft sie auf die hohe Gestalt des Reiters sahen. Wenn einzelne seiner Ausdrücke und Geberden noch an die Reitbahn erinnerten, so ertrug auch die Baronin das mit freundlichem Lächeln. Denn seit alter Zeit ist der Stall die Vorhalle, durch welche der Cavalier zu den gefälligen Formen des Salons hinaufsteigt. Im Kreise der Mädchen eroberte sich Eugen sofort die Herrschaft, wenigstens in allen lustigen Stunden wurde er ihr bevorzugter Gefährte. Er machte seine Besuche in der Umgegend, man lud ein und wurde geladen, ein fröhliches Fest folgte dem andern.

Das Behagen an diesem bunten Treiben wurde dem Freiherrn nur durch einen Umstand beeinträchtigt: er konnte durchaus nicht mehr mit seinem Gelde auskommen. Was zwanzig Jahre hindurch möglich gewesen war, erwies sich jetzt als völlig unmöglich. Das Winterquartier in der Stadt, die größere Ausdehnung seiner gesellschaftlichen Verbindungen, die Epauletten seines Sohnes, die Florkleider und Spitzen Lenorens, sogar die Zuschüsse, welche er zu den jährlichen Zinsen seiner Pfandbriefe machen mußte, um die Interessen an die Landschaft zu zahlen, das Alles zusammen wurde ihm unbequem. Die Erträge des Gutes wurden zuweilen ungeduldig erwartet und schnell in Anspruch genommen, sie wurden dadurch nicht größer und nicht sicherer; und mancher verständige Vorsatz früherer Zeiten blieb unausge-

führt. Der Freiherr hatte den Plan gefaßt, eine sterile Sandfläche an der Grenze seines Gutes mit Kiefern zu besäen, sogar die unbedeutenden Kosten dieser Verbesserung wurden ihm lästig, und der gelbe Sand glänzte ungefurcht das ganze Jahr in der Sonne. Wieder war er mehr als ein Mal in die Lage gekommen, die zierliche Cassette, welche seine geliebten Pfandbriefe beherbergte, zu öffnen und einzelne Nummern des schönen Pergaments herauszunehmen; wieder umwölkte sich seine Stirn, und wieder durchfuhr eine fliegende Unruhe sein in der Regel so würdig gehaltenes Wesen. Aber es war nicht mehr die quälende Angst einer früheren Zeit, er hatte bereits eine kleine Praxis in Geschäften erworben und sah die Sache ein wenig kaltblütiger an. Es mußte einen Weg geben, aus diesen Verlegenheiten herauszukommen, im schlimmsten Falle lebte er noch einen, höchstens zwei Winter in der Stadt, bis Lenorens Erziehung vollendet war, und zog sich dann mit Energie in seine Landwirthschaft zurück. Er fühlte, daß ihn das kein großes Opfer kosten würde. Und dann führte er seine industriellen Projecte aus, als guter Wirth nur auf die Zukunft der Kinder bedacht. Unterdeß beschloß er, sich gelegentlich bei Ehrenthal Rath zu holen. Der Mann war im Ganzen doch wohl ein ehrlicher Mann, soweit ein Negociant einem Edelmann gegenüber so'etwas sein kann; und was die Hauptsache war, er kannte die Verhältnisse des Freiherrn ziemlich genau, und der Herr fühlte ihm gegenüber nicht die Scheu, welche ihn abhalten mußte, einem Fremden Bekenntnisse zu machen.

Wie immer, erschien auch diesmal der Händler zu rechter Zeit. Seine diamantene Busennadel blitzte, seine un-

terwürfigen Complimente gegen die Baronin waren lächerlicher als je, und seine Bewunderung des Gutes zeigte sich wahrhaft grenzenlos. Der Freiherr führte ihn in guter Laune durch die Wirthschaft und sagte endlich: „Sie sollen mir einen guten Rath geben, Ehrenthal."

Ehrenthal zuckte mit den Augen und sah den Freiherrn schlau an.

Es waren nur wenige Jahre vergangen, seit sie einen ähnlichen Gang durch die Gebäude des Hofes gemacht hatten, und sehr hatten sich die Zeiten geändert! Damals mußte der Händler seinen guten Rath dem stolzen Baron so vorsichtig und in Süßigkeiten eingehüllt anbieten, wie man dem unartigen Kinde eine Arznei einflößt, und jetzt kam derselbe Herr bereits Hülfe suchend zu ihm.

Der Freiherr fuhr mit möglichst leichtem Tone fort: „Ich habe in diesem Jahr größere Ausgaben gehabt, als früher, selbst die Pfandbriefe verlangen Zuschüsse, ich muß darauf denken, meine Einnahmen zu vermehren. Was ist nach Ihrer Meinung für diesen Zweck am besten zu thun?"

Die Augen des Händlers glänzten, aber er erwiederte mit gebührender Demuth: „Was zu thun ist, werden der Herr Baron besser wissen, als ich."

„Nur keins von Ihren Geschäften, Ehrenthal," warf der Freiherr vorsichtig ein. „Ich werde mit Ihnen nicht wieder in Compagnie treten."

Kopfschüttelnd antwortete Ehrenthal: „Es ist auch nicht immer zu machen ein solches Geschäft, welches ich mit gutem Gewissen dem Herrn Baron empfehlen kann. Der gnädige Herr hat fünfundvierzigtausend Thaler liegen in Pfandbriefen.

Wozu ſich halten die Pfandbriefe, welche ſo wenig Zinſen geben? Wenn Sie dafür kaufen eine ſichere Hypothek zu fünf Procent, ſo werden Sie davon zahlen vier Procent an die Landſchaft und ein Thaler vom Hundert bleibt Ihnen als Vortheil, ein jährlicher Vortheil von vierhundertfünfzig Thalern für Ihre Caſſe. Und Sie können dabei haben noch einen größeren Vortheil. Manche ſichere Hypothek zu fünf Procent wird angeboten zum Kauf mit großem Profit für den Käufer, welcher baar Geld bezahlen kann. Sie werden vielleicht vierzigtauſend Thaler zahlen, vielleicht noch weniger, und eine gute Hypothek erhalten, welche Ihnen bringt fünf Procent Zinſen von fünfundvierzigtauſend Thalern."

Der Freiherr antwortete: „So war auch mein Gedanke, aber mit der Sicherheit ſolcher Hypotheken, welche auf dem Markt in den Händen von Euch Händlern ſind, ſieht es ſchlecht aus, und ich kann mich darauf nicht einlaſſen."

Ehrenthal wälzte durch eine Handbewegung jeden Bruchtheil dieſes Vorwurfs, welcher ihn perſönlich hätte treffen können, von ſich ab und ſagte ärgerlich über den unſoliden Schacher mit ſolchen Inſtrumenten: „Ich mache nicht gern Geſchäfte mit Hypotheken; was ſo iſt auf dem Markt in den Händen der Händler, das iſt nichts für den Herrn Baron; Sie müſſen ſich wenden an einen zuverläſſigen Mann. Sie haben einen Rechtsanwalt, welcher gute Geſchäftskenntniß hat, vielleicht kann der Ihnen ſchaffen eine ſichere Hypothek."

„Sie wiſſen alſo keine?" frug der Freiherr prüfend und doch mit dem ſtillen Wunſche, daß Ehrenthal ihm die Mühe erleichtern möchte.

„Ich weiß keine," ſagte der Händler mit größter Ent-

ſchiedenheit. „Aber wenn Sie wünſchen, will ich mich erkundigen unter der Hand; es ſind immer welche zu haben. Auch Ihr Rechtsanwalt wird Ihnen ſagen, was er für ſicher hält. Solche Herren geben ſich nur keine Mühe bei den Verhandlungen vor dem Kauf, und Sie werden beim Rechtsanwalt voll einzahlen müſſen die ganze Summe für dieſelbe Hypothek, welche Sie durch einen Geſchäftsmann können erhalten mit einem Vortheil von einigen Tauſend.“

Da in der Seele des Freiherrn dieſer Vortheil bereits die größte Wichtigkeit erlangt hatte, ſo faßte er in der Stille ſeinen Entſchluß. Er wollte ſehr vorſichtig ſein, aber wo möglich lieber eine bereits vorhandene Hypothek kaufen, als durch ſeinen Rechtsfreund das Geld anlegen laſſen. Und dem Händler ſagte er. „Es eilt nicht; falls Sie etwas Paſſendes finden, benachrichtigen Sie mich.“

„Ich will mir Mühe geben,“ ſprach der Händler mit Zurückhaltung, „aber es wird am beſten ſein, wenn auch der Herr Baron bei dieſem Geſchäft Erkundigungen einziehen, denn ich mache ſonſt keine Geſchäfte mit Hypotheken.“

Wenn dieſe Aeußerung auch nicht wahrhaftig war, ſo erfüllte ſie doch ihren Zweck, denn die kühle Unſchuld des Händlers ſteigerte das Zutrauen des Freiherrn zu ihm um ein Bedeutendes. Ehrenthal aber ſuchte eilig von dem Gute wegzukommen; er vernachläſſigte diesmal die feinwolligen Sprungböcke, überſah das runde Ausſehen der Sperlinge auf dem Dache und grollte ſeinem Kutſcher, weil dieſer zu langſam fuhr. „Wenn ich einer Schnecke binde die Zügel an ihre Hörner, ſo wird ſie mich ſchneller fahren als Ihr,“ zankte er ärgerlich und rückte auf ſeinem Sitze hin und her.

Der Kutſcher peitſchte verdrießlich die Pferde und warf grob über die Schultern zurück: „Wenn Sie Ihren Pferden mehr Hafer geben, werden ſie mehr ſein wie die Schnecken. Zwei Metzen Hafer, und er verlangt Galopp auf ſteinigem Wege!“

Der Freiherr fuhr am nächſten Tage nach der Stadt und erſuchte ſeinen Rechtsfreund, die nöthigen Anſtalten zur Erwerbung einer Hypothek zu machen. Er verbarg ihm nicht, daß er dieſelbe gern mit einigem Vortheil erhalten würde.

Der verſtändige Juriſt rieth ihm dringend, auf ſolchen Vortheil zu verzichten, weil keine Ausſicht ſei, daß er eine ſichere Anlage um weniger als den Nennwerth bewirken werde. Grade dieſer Rath machte den Freiherrn nur noch mehr geneigt, ſich beim Erwerb der Hypothek ſeinem eigenen Urtheil zu überlaſſen.

Einige Tage darauf meldete ſich beim Baron ein ſtarker großer Mann mit röthlichem, glänzendem Geſicht, ein Herr Pinkus aus der Hauptſtadt. Der würdige Herbergsvater wurde in das Arbeitszimmer des Barons geführt und beeilte ſich, ſein Erſcheinen zu entſchuldigen. Er hatte gehört, daß der gnädige Herr Geld anzulegen wünſchte, und wußte eine ausgezeichnet ſichere, höchſt empfehlenswerthe Hypothek von vierzigtauſend Thalern auf eine große Herrſchaft in der benachbarten Provinz, Eigenthum des reichen Grafen Zaminsky, der im Auslande lebte. Die Güter, auf welchen die Hypothek haftete, hatten alle möglichen Vortheile; es waren drei, vier Güter, es war eine Waldfläche dabei von mehr als zweitauſend Morgen, und reiner Urwald war

das nach den Schwüren des Berichterstatters. Vier Dörfer waren zu Spann- und Handarbeit verpflichtet, hundert Stellen in vier Dörfern hatten baares Geld an die Herrschaft zu zahlen, kurz es war eine Besitzung, welche dem größten Fürsten keine Schande gemacht hätte. Und diese Hypothek von vierzigtausend Thalern stand mit ihrem Pfandrecht gleich hinter den ersten hunderttausend Thalern. Hinter ihr waren noch fünf oder sechs kleinere, aber immerhin ansehnliche Capitalien eingetragen. Die Hypothek war gegenwärtig im Besitz des Grafen Zaminsky selbst. Es hatte dieselbe seinem Geschäftsträger zum Verkaufe cedirt. Und dieses vortreffliche Instrument war, wie Pinkus geheimnißvoll andeutete, möglicherweise für neunzig Procent, also für sechsunddreißig tausend Thaler zu haben. Es war unbequem, daß die Herrschaft in einer benachbarten Provinz lag, in welcher die Landwirthschaft noch viele alterthümliche Eigenheiten hatte. Aber die Grenze war höchstens zwei Meilen entfernt, die nächste Kreisstadt war durch die Chaussee mit der Welt verbunden, kurz es gab nichts, was nicht bei unbefangener Betrachtung an der Hypothek einnehmend erschienen wäre, und Pinkus würde sich nie entschlossen haben, einen solchen Schatz irgend einem fremden Käufer zu gönnen, wenn dieser nicht in so ausgezeichneter Weise alle Tugenden in seiner Person vereinigte, wie der Freiherr.

Der Gutsherr verhielt sich gegenüber diesen Anpreisungen würdig, wie einem Mann von Erfahrung geziemte. Vor seinem Abgange zog Pinkus ein dickes Actenbündel, welches das Document selbst vorstellte, aus einer Ledertasche hervor und legte dasselbe vertrauensvoll vor dem Freiherrn auf den

Tisch, damit dieser mit Muße die Richtigkeit aller Angaben prüfen könne.

Am andern Morgen fuhr der Freiherr mit dem Document zu seinem Rechtsfreund, ersuchte ihn, dasselbe durchzusehen und die nöthigen Ermittelungen anzustellen. Er selbst stieg die schwarze Treppe zur weißlackirten Pforte des Herrn Ehrenthal hinauf.

Ehrenthal war entzückt über das Glück, welches ihm widerfuhr, er warf seinen Schlafrock mit Blitzeseile ab und bestand darauf, der Herr Baron möge ihm die unendliche Ehre erweisen, bei ihm zu frühstücken. Der Freiherr war human genug, das nicht ganz auszuschlagen; er wurde in das distinguirte Putzzimmer des Hauses geführt und sah mit innerer Heiterkeit über die auffallenden Farben der bunten Vorhänge, den rothen Plüsch des Sophas, den unsaubern Fußboden und die zahlreichen schlechten Oelbilder an den Wänden, dicke Farbenmassen, welche wahrscheinlich auf dem Trödel gekauft waren und schwärzlichen Baumschlag aus irgend einem unreinlichen Welttheil darstellten. Die schöne Rosalie trat nach einer Weile selbst herein mit rabenschwarzen Hängelocken, in rauschendem Seidenkleid, machte eine tiefe Verbeugung und besetzte den Frühstückstisch. Es war dem Freiherrn eine stille Unterhaltung, zu beobachten, wie die gezierte Haltung der Tochter mit dem kriechenden Wesen des Vaters contrastirte, und der gute Herr freute sich schon darauf, wie er auf den Abend beim Theetisch der Baronin und seiner Lenore dies wunderliche Gemisch von Luxus und Unbehülflichkeit schildern würde. So saß er auf dem Sopha und sah mit freundlichem Lächeln auf

den Händler. Herr Ehrenthal saß ihm gegenüber und freute sich auch und auch sein Mund lächelte verbindlich. Endlich sagte der Freiherr, nachdem er der schönen Tochter des Hauses einige artige Worte gegönnt hatte: „Kennen Sie einen Herrn Pinkus, lieber Ehrenthal?"

Die Tochter verschwand bei diesen geschäftlichen Andeutungen, der Vater rückte sich auf seinem Stuhle zurecht. „Ja, ich kenne ihn," sagte er kühl, „er ist ein kleiner Geschäftsmann; ich glaube auch, daß er ist ein ehrlicher Mann. Er ist nicht von Bedeutung, er macht seine Geschäfte nach Polen zu."

„Haben Sie diesem Herrn etwas von meinem Wunsche gesagt, eine Hypothek zu kaufen?" frug der Freiherr weiter.

„Was sollte ich es ihm sagen?" antwortete Ehrenthal; „ist er gewesen bei Ihnen wegen einer Hypothek," fuhr er kopfschüttelnd fort, „so hat er es erfahren von einem andern Geschäftsmann, mit dem ich darüber gesprochen. Der Pinkus ist ein kleiner Mann, was kann er bringen eine Hypothek für Sie?" Hier deutete Herr Ehrenthal durch eine Handbewegung an, wie klein Pinkus sei, und hob die Augen in die Höhe, gleichsam um die unermeßliche Höhe des Barons anzudeuten.

Der Baron erzählte ihm darauf, welche Hypothek der Unterhändler ihm angeboten habe, und frug nach den Gütern und Verhältnissen des Grafen.

Herr Ehrenthal wußte nichts Näheres, besann sich aber, daß ein respectabler Geschäftsmann aus jener Gegend in der Stadt sei, und erbot sich, diesen Mann aufsuchen zu lassen und in die Wohnung des Freiherrn zu senden.

Das nahm der Freiherr an und erhob sich. Ehren-

thal begleitete ihn die Treppe hinunter bis in den Hausflur und sagte beim Abschiede: „Seien Sie vorsichtig mit der Hypothek, Herr Baron, es ist schönes Geld, und es giebt viele schlechte Hypotheken, aber es giebt auch gute Hypotheken, und es wird viel geschwatzt von manchen Geschäftsleuten zur Empfehlung ihrer Sachen. Und was den Löbel Pinkus betrifft, so ist er nur ein kleiner Mann, er wird nicht viel haben vom Geschäft, aber er ist, so weit ich ihn kenne, ein ehrlicher Mann. Was Sie mir von der Hypothek sagen, scheint gut, aber doch bitte ich unterthänig, Herr Baron, seien Sie vorsichtig."

Da der Freiherr durch diese wortreiche Rede um nichts kläger geworden war, so ging er in seine Wohnung und erwartete mit Ungeduld die Ankunft des fremden Geschäftsmanns. Dieser ließ nicht lange auf sich warten. Diesmal war es ein Herr Löwenberg, in seiner Erscheinung ein Seitenstück zu Ehrenthal und Pinkus. Nur war er etwas hagerer und trug als Mann aus der Provinz ein schweres spanisches Rohr und in der Hand eine Mütze. Er gab sich als Weinkaufmann zu erkennen und zeigte sich über die betreffenden Güter und die Verhältnisse des Grafen sehr gut unterrichtet. Er erzählte, daß der gegenwärtige Besitzer noch jung sei und im Auslande lebe, daß der verstorbene Vater desselben etwas bunt gewirthschaftet habe, dagegen sei jetzt bessere Ordnung eingeführt, man erzähle Gutes von dem Erben, und wenn auch Capitalien auf den Gütern ständen, so habe die Familie doch so viele Mittel, daß an eine Gefährdung ihres Besitzes gar nicht zu denken sei. Die Güter seien noch nicht auf hoher Culturstufe, jeden-

falls sei aber viel daraus zu machen, und er hoffe, der junge Graf werde der Mann dazu sein. Alles, was er sagte, war nicht übertrieben, es klang recht nüchtern und verständig. Das Ganze war entschieden günstig, und als der Fremde den Baron verließ, war dieser fast entschlossen, das Geschäft zu machen. Um nichts zu versäumen, ging er noch zu einem seiner Bekannten und zog Erkundigungen ein. Was er erfuhr, war nicht viel, aber auch nicht ungünstig. Die Hauptsache war, daß die Familie eine sehr alte und in ihrer Provinz angesehene Familie war, und daß der verstorbene Graf Zaminsky wild gewirthschaftet hatte. Bevor er nach Hause fuhr, erhielt er einen Gegenbesuch des Herrn Ehrenthal, welcher ihn benachrichtigte, daß die Wolle der Schafe auf diesen Gütern allerdings nicht fein sei, und dagegen vom Freiherrn erfuhr, daß er vor Allem noch das Gutachten seines Rechtsfreundes abwarten wolle, bevor er sich entschließe.

Das kleine Comtoir Ehrenthals lag im Wohnhaus zu ebener Erde und hatte seinen einzigen Eingang von dem Hausflur. Es war gegen Abend, als Herr Ehrenthal in das Comtoir trat, wo Itzig gelangweilt vor einem Buch weißen Briefpapiers saß und die Ankunft seines Meisters erwartete. Ehrenthal war in großer Aufregung, er legte seinen Stock auf den Tisch, vergaß aber seinen Hut abzunehmen und schritt unruhig in dem Raume auf und ab.

Itzig dachte: „Was thut der Mann? Was hat er, daß er so in Sorgen ist?" Da trat Ehrenthal vor Itzig und sagte mit Eifer: „Itzig, heut werden Sie zeigen, ob Sie

verdienen, daß Sie Brod bei mir haben und den Mittagstisch, den ich Ihnen gebe wegen Ihrer Bildung."

„Was soll ich thun?" sprach Veitel und erhob sich von seinem Sitz.

„Erst werden Sie mir rufen den Löbel Pinkus, dann werden Sie mir bestellen eine Flasche Wein und zwei Gläser, und dann gehen Sie fort, ich brauche Sie heut nicht mehr. Sie sollen mir aber gehen und herausbringen, an wen der Justizrath Horn, welcher wohnt am Markte, heut geschrieben hat nach Rosmin, außerhalb der Provinz, und wenn er heut nicht geschrieben hat, an wen er morgen schreibt. Ich werde Ihnen geben fünf Thalerstücke, damit Sie das können erfahren. Wenn Sie mir heut Abend noch Antwort bringen, so sollen Sie außerdem haben einen Ducaten."

Veitel erglühte innerlich, entgegnete aber mit dem Schein von Kälte: „Ich kenne keinen von den Schreibern des Justizraths und brauche Zeit, bis ich machen kann ihre Bekanntschaft. Morgen Abend sollen Sie Antwort haben, Sie können mir aufheben den Ducaten auf morgen."

„Wenn Sie Bescheid bringen, kommen Sie zu jeder Zeit, und wenn es wäre nach Mitternacht," rief ihm Ehrenthal nach.

Itzig sprang die Treppe hinauf, bestellte in der Küche eine Flasche Wein und lief dann als Spürhund auf die Straßen.

Unterdeß schritt Herr Ehrenthal, den Hut auf dem Kopfe, die Hände auf dem Rücken, immer noch in dem Comtoir auf und ab, und nickte dabei mit dem Haupt wie eine Pagode. So sah er in dem Halbdunkel des Zimmers aus wie ein

dickes ſchwarzes Geſpenſt, das ſeinen abgeſchlagenen Kopf nicht feſt auf den Schultern halten kann.

Veitel führte auf ſeinem Gange lebhafte Unterhaltung mit ſich ſelbſt. „Was iſt los?“ frug er, „es muß ein großes Geſchäft ſein und ſoll mir bleiben ein Geheimniß. Ich ſoll den Pinkus holen. Der Pinkus iſt geweſen vor einigen Tagen beim Ehrenthal, und den Tag darauf iſt er gefahren auf's Land zum Baron Rothſattel. Das Geſchäft iſt alſo über den Baron. Und der Ehrenthal will Einem vorſetzen ein Glas Wein, der Pinkus bekommt keinen Wein, es muß ſein ein Anderer, es wird nicht ſein der Baron ſelbſt, denn den Edelmann führt er nicht auf's Comtoir, der muß oben hinauf zum rothen Plüſch. — Wenn der Pinkus zu thun hat bei dem Geſchäft mit dem Baron, ſo kann er nur haben geſtellt das Sprenkel für den Rothſchwanz, und der jetzt Abends kommt, den ich nicht ſehen ſoll, der muß ſein der Treiber, — und der Ehrenthal ſelber? Als er heut herunter ging mit dem Baron, habe ich gehört, wie er ſagte: „Seien Sie vorſichtig!“ Folglich iſt der Alte der Scheucher. Wenn der Ehrenthal ſcheucht, ſo muß es ſein ein großes und ein delicates Geſchäft.“ Bei dieſem Punkte ſeines Monologs war Veitel vor der Herberge angekommen, er beſtellte ſeinen Wirth, der eilig aus dem Laden in ſeine Stube lief, ſich einen beſſeren Rock anzuziehen, und ging dann im Selbſtgeſpräch weiter. „Wenn der Schreiber, der die Briefe aus dem Geſchäft des Juſtizraths trägt, um ſieben Uhr zur Poſt geht, und ich die Adreſſe von den Briefen leſen könnte, ſo würde ich mir erſparen die fünf Thaler,“ überlegte er weiter. „Es geht nicht,“ ſetzte er bekümmert hinzu, „er giebt die Briefe

in einem Haufen in das Postloch hinein, der Postmann ist zu schnell, ich werde nicht lesen können die verkehrten Adressen. — Vielleicht kann ich's doch möglich machen; der die Briefe auf die Post trägt, ist gewöhnlich ein junger Mensch; vielleicht kann ich über ihn kommen. Und geht's nicht so, so geht's anders, ich kenne einen Schreiber von einem Justizmann, welcher schon manchen Groschen von mir verdient hat. Die Schreiber kennen einander alle. Wenn ich ihm zwei Thaler gebe, besorgt er mir das Verzeichniß der Briefe von seinem Collegen, drei Thaler will ich sparen."

Nachdem Veitel diesen Entschluß gefaßt hatte, ging er in das Haus des Rechtsanwalts und stellte sich, wie Jemand erwartend, so auf, daß er das Amtslocal im Auge hatte; es war kurz vor dem Schluß der Sprechstunde; mehrere Menschen, welche den vielbesuchten Notar consultirt hatten, kamen die Treppe herab. Endlich polterte ein eiliger Schritt, ein junger Mann stürzte mit einem Packet Briefe zum Hause hinaus. Veitel setzte ihm in langen Schritten nach; machte an der nächsten Ecke eine Schwenkung und stand vor dem Schreiber. Er berührte seinen Hut: „Sie sind aus dem Geschäft des Justizrath Horn?" — „Ja," sagte der Schreiber eilig und wollte weiter gehen.

„Ich bin aus der Provinz und warte seit drei Tagen auf einen dringenden Brief vom Herrn Justizrath, ich bin heut gekommen, um ihn zu sprechen, vielleicht haben Sie selbst einen Brief an mich aufzugeben auf der Post."

Mißtrauisch sah der Schreiber ihn an und frug: „Wie heißen Sie?" Veitel griff in die Tasche, holte schnell ein Achtgroschenstück hervor und sagte: „Ich will nichts Unrech-

tes von Ihnen, junger Mann, ich will nur, daß Sie die Gefälligkeit haben und mich lassen nachsehen, ob ein Brief für mich da ist."

„Ich kann Ihr Geld nicht nehmen," erwiederte der Schreiber kurz, im Begriff weiter zu gehen. „Wie heißen Sie denn?"

„Bernhard Magdeburg aus Ostrau," sagte Veitel schnell, „es kann aber der Brief auch sein an meinen Onkel."

„Es ist kein Brief für Sie darunter," antwortete der Schreiber, flüchtig die Adressen auseinanderhaltend.

Veitels Augen starrten auf die Briefe, als wollten sie das Papier durchbrennen, es war ihm aber nicht möglich, mit den Augen der Handbewegung des Schreibers zu folgen. Er faßte daher mit schnellem Griff das Bündel Briefe, und während der erzürnte Schreiber ihn von der andern Seite packte und rief: „Was fällt Ihnen ein, Herr, wie können Sie sich unterstehen!" las er mit fliegender Eile die Aufschriften, gab die Briefe in einer verzweifelten Ruhe zurück und sagte, an den Hut greifend: „Ich danke Ihnen, es ist nichts für mich darunter." Der empörte Schreiber wollte ihn halten: „Herr, wie können Sie diese Unverschämtheit haben! —

„Versäumen Sie nicht die Post," sagte Veitel gutmüthig, „ich gehe jetzt selbst zum Herrn Justizrath." Damit drehte er sich schnell auf das Haus zu und entkam dem Schreiber, welcher einen Augenblick ganz erstarrt über die Frechheit dastand und endlich nach der Post stürzte, die versäumte Zeit nachzuholen.

Veitel hatte nur wenig Adressen in seinem Gedächtniß behalten trotz seiner schnellen Beobachtungsgabe. „Vielleicht

ist damit der Ducaten verdient," sagte er; „wo nicht, so schadet's auch nichts." Er schlich langsam auf Umwegen nach seinem Comtoir zurück, stellte sich an die Thür und horchte. Der würdige Pinkus sprach, aber es wurde leise geredet, und Veitel konnte nur wenig verstehen. Endlich wurden die Stimmen lauter und es klang wie Zank zwischen den beiden Herren.

„Wie können Sie fordern eine so große Summe für den einen Weg?" rief Ehrenthal zornig; „ich habe mich in Ihnen getäuscht, wenn ich Sie habe gehalten für einen zuverlässigen Mann."

„Ich will zuverlässig sein," klang die Stimme des Pinkus dazwischen, „aber ich muß vierhundert Thaler haben, oder es wird nichts aus dem Geschäft."

„Wie können Sie sagen, daß nichts aus dem Geschäft wird? Was wissen Sie von dem ganzen Geschäft? Wer sind Sie, daß Sie etwas davon wissen können?"

„Ich weiß so viel, daß ich mir kann die vierhundert Thaler geben lassen von dem Baron, wenn ich zu ihm gehe und ihm sage, was ich weiß," schrie Pinkus mit lauter Stimme.

„Sie sind ein schlechter Mensch," rief Ehrenthal im Zorn. „Sie sind ein Spion! Sie sind mir verächtlich wie eine Maus, welche piept in ihrem Loch. Wissen Sie, wen Sie so behandeln? Mich behandeln Sie so," fuhr er immer zorniger fort. „Ich kann Ihnen nehmen Ihren Credit und werde Sie bekannt machen als ein schlechtes Subject bei allen Geschäftsleuten."

„Und ich will Sie bekannt machen dem Baron, was Sie sind für ein schlechter Mann," rief seinerseits Pinkus erzürnt.

Bei dieſen Worten öffnete ſich die Thür, Veitel tauchte mit einem Sprung in den Schatten der Treppe.

„Ich will Ihnen Zeit laſſen zur Ueberlegung bis morgen früh,“ ſchrie der abgehende Pinkus in's Comtoir zurück und rannte hinaus.

Veitel trat mit der größten Unbefangenheit in das Comtoir und wurde von ſeinem Patron, der in dem kleinen Raume auf und ab ſtürmte, wie ein wildes Thier im Käfig, gar nicht geſehen. „Gerechter Gott, daß dieſer Löbel ſein kann ein ſolcher Verräther! Er wird Alles ausſchwatzen auf dem Markte, er wird mich ruiniren,“ jammerte Herr Ehrenthal und ſchlug die Hände zuſammen.

„Wozu ſoll er Sie ruiniren?“ frug Veitel und warf ſeinen Hut auf das Pult.

„Was wollen Sie hier? Was haben Sie gehört?“ ſchrie ihn Ehrenthal zornig an.

„Alles habe ich gehört,“ ſagte Veitel kaltblütig, „Sie haben ja Beide geſchrieen, daß man es hören mußte in dem Hausflur. Warum haben Sie mir ein Geheimniß gemacht aus dem Geſchäft? Wenn Sie mir geſagt hätten, was Sie vorhaben, ich hätte Ihnen den Löbel billiger verſchafft.“

Herr Ehrenthal ſah ſtarr auf den kecken Burſchen und konnte nichts hervorbringen, als die Worte: „Was iſt das?“

„Ich kenne den Pinkus,“ fuhr Veitel fort, entſchloſſen, ſich zum Mitſpieler in dem Stück zu machen, welches jetzt aufgeführt wurde. „Wenn Sie ihm geben hundert Thaler, ſo wird er Ihnen als treuer Mann verkaufen eine gute Hypothek an den Baron.“

„Was wissen Sie von der Hypothek?“ fuhr Herr Ehrenthal bestürzt heraus.

„Ich weiß genug, um Ihnen dabei zu helfen, wenn ich helfen will,“ antwortete Veitel. „Und ich will Ihnen helfen, wenn Sie haben Vertrauen zu mir.“

Herr Ehrenthal starrte immer noch verwundert in das Gesicht seines Buchhalters, es dämmerte ihm die Ansicht, daß sein Gehülfe mehr kaltes Blut und Entschlossenheit haben könnte, als er selbst. Endlich rief er zwischen Freude und Sorge: „Sie sind ein braver Mensch, Veitel, schaffen Sie mir den Pinkus zurück, er soll haben die hundert Thaler.“

„Ich habe auch gelesen die Aufschrift von den Briefen, welche der Justizrath zur Post gegeben hat. Es ist ein Brief darunter an den Justizcommissarius Walther.“

„Ich hab's gedacht,“ rief Herr Ehrenthal erfreut; „es ist gut, Itzig, schaffen Sie mir den Löbel!“

„Dem Schreiber des Justizraths habe ich zu zahlen fünf Thaler und ich soll bekommen einen Ducaten, macht acht Thaler 5½,“ fuhr Veitel fort, ohne sich von der Stelle zu rühren.

„Es ist schon gut,“ beschied ihn Ehrenthal durch eine nachlässige Handbewegung; „Sie sollen haben das Geld, aber vor Allem muß ich haben den Pinkus.“

Veitel eilte hinüber in die Herberge und suchte nach dem entflohenen Geschäftsmann. Dieser hatte sich in seine Stube zurückgezogen, in welcher auch er aufgeregt auf und ab lief und alle Anzüglichkeiten, die ihm Ehrenthal vorgeworfen hatte, mit Ingrimm verarbeitete.

Veitel öffnete die Thür und sagte mit Energie: „Pinkus, ich komme vom Ehrenthal, ich will, daß Sie nehmen hundert

Thaler und helfen meinem Rebb; ich will, daß Sie nicht als schlechter Mensch an ihm handeln. Wenn Sie etwas von ihm wissen, was ihm schaden kann bei dem Baron, so weiß ich etwas von Ihnen, was Ihnen schaden wird bei der Polizei."

Der Pinkus stand still und unterdrückte einen Fluch, den er gegen Veitel auf seinen Lippen hatte. „Ich bin ein ehrlicher Mann," rief er trotzig, „und brauche mich vor der Polizei nicht zu fürchten."

„Sie wird fragen, was Sie für ein Waarenlager halten in dem Hause daneben, und von welchen Leuten Sie gekauft haben Ihre Waaren. Ich will Sie aber nicht zu Schaden bringen; Ehrenthal soll Ihnen geben hundert Thaler, und Sie werden mir geben von jetzt ab in Ihrem Hause eine Stube und ein Bett gegen billige Miethe, und werden mich nicht mehr behandeln als Bocher, sondern als Geschäftsmann, welcher so gut ist wie Sie."

Pinkus war überrascht, besiegt, gefangen; er sprudelte noch eine Weile auf, focht mit Händen und Füßen gegen eine feindliche Luft, welche ihm keinen Widerstand leistete; er beschwor häufig seine Ehrlichkeit und mischte starke Klagen gegen Ehrenthal hinein, bis die Wellen seiner sittlichen Entrüstung allmälig kleiner und kürzer wurden, und zuletzt in seiner Seele ein anmuthiges Wellengekräusel entstand, als Zeichen, daß sie brauchbar geworden für alle guten Werke des Friedens.

Veitel hatte, an den Ofen gelehnt, diese Umwandlung ruhig abgewartet und führte jetzt den Versöhnten im Triumph zu Ehrenthal zurück. Hier maßen die beiden würdigen Männer einander zuerst mit feindseligen Blicken, dann schüttelten

ſie einander die Hände und verſicherten ſich gegenſeitig ihrer Hochachtung, während Veitel wieder als Genius des Friedens daneben ſtand und Beide mit einem Gefühl betrachtete, welches der entſchiedenſte Gegenſatz von Hochachtung war. Pinkus ſteckte ein Caſſenbillet von hundert Thalern ein und empfahl ſich, da ſeine Hülfe bei der großen Operation nicht mehr nöthig ſchien, und Veitel öffnete kurz darauf die Thür für Herrn Löwenberg, den Geſchäftsmann aus der Provinz, und lächelte innerlich, als Ehrenthal faſt bittend ſagte: „Lieber Itzig, Sie können jetzt gehen.“ Er ging diesmal, ohne am Schlüſſelloch zu horchen, zufrieden nach Hauſe und bezog noch denſelben Abend ein kleines Zimmer im erſten Stock des Pinkus, trank das Glas Liqueur und aß das Bratenſtück, welches Frau Pinkus ihm vorſetzte.

Unterdeß ſagte Herr Ehrenthal zu Löwenberg, als Beide bei einem Glas Wein gemüthlich einander gegenüber ſaßen: „Ich habe erfahren, daß der Juſtizrath Horn ſich Auskunft holt über die Hypothek bei dem Juſtizcommiſſarius Walther in Ihrem Orte. Iſt etwas zu machen mit dieſem Mann?“

„Es iſt nichts zu machen mit Geld,“ erwiederte der Mann aus der Provinz nachdenklich, „aber es wird etwas zu machen ſein auf andere Weiſe. Er weiß nicht, daß ich ſelbſt von dem Bevollmächtigten des Grafen den Auftrag habe, zu verkaufen dieſe Hypothek. Ich werde hingehen zu ihm in meinen Geſchäften und werde mir einen Vorwand nehmen, ihm zu loben das Gut und die Verhältniſſe des Grafen; vielleicht ſage ich ihm ſogar, daß ich Luſt habe zu kaufen dieſe Hypothek.“

Kopfſchüttelnd ſagte Ehrenthal: „Wenn er kennt den

Grafen und sein Gut, so wird Ihr Lob noch nicht helfen, daß er einen günstigen Brief hierher schreibt."

„Es hilft doch, diese Justizcommissarien müssen bei uns Erkundigungen einziehen über die Verhältnisse: sie können selbst nicht so gut wissen wie wir, wie es steht mit dem Kauf und Verkauf der Wolle und des Getreides. Wir müssen thun, was wir können, und ich glaube, es wird helfen für das Geschäft."

Ehrenthal stützte schwermüthig den Kopf auf die Hand und sagte mit einem Seufzer: „Sie können glauben, Löwenberg, es macht mir schwere Sorge."

„Es wird auch sein ein schöner Vortheil," tröstete der Andere. „Neunzig Procent zahlt der Käufer, den Sie haben, und dem Grafen werden geschickt nach Paris siebenzig Procent: von den zwanzig Procent Differenz zahlen Sie fünf an den Bevollmächtigten des Grafen, und fünf an mich für meine Bemühung, und zehn Procent bleiben Ihnen. Viertausend Thaler sind ein schöner Gewinn bei einem Geschäft, zu dem man braucht kein Capital."

„Aber es macht Sorge," sprach Herr Ehrenthal gebeugt; „glauben Sie mir, Löwenberg, ich bin so aufgeregt von dem Nachdenken, ich habe keine Nacht, wo ich schlafen kann, wenn ich liege in meinem Bett. Und wenn meine Frau mich frägt: Schläfst du, Ehrenthal? so muß ich ihr immer sagen: Ich kann nicht schlafen, Sidonie, ich muß denken an die Geschäfte."

Eine halbe Stunde darauf fuhr eine Extrapost zum Thore hinaus. Am nächsten Morgen erhielt der Justizcommissarius Walther einen Geschäftsbesuch des Herrn Löwenberg und wurde durch die kühle und überzeugende Weise

dieſes Herrn allerdings zu der Anſicht gebracht, daß die Verhältniſſe des Grafen Zaminsky doch nicht ſo zerrüttet waren, als man in der Umgegend erzählte.

Acht Tage darauf empfing der Freiherr von Rothſattel einen Brief ſeines Rechtsfreundes und darin die Copie eines Schreibens vom Juſtizcommiſſarius Walther. Das Gutachten beider Rechtsverſtändigen ſtellte den Kauf der Hypothek als ein Geſchäft dar, von dem wenigſtens nicht unbedingt abzurathen war. Und als den Tag darauf Ehrenthal auf dem Gut ſeinen Beſuch machte, hatte der Freiherr ſeinen Entſchluß gefaßt, die Hypothek zu nehmen. Was ihn lockte, fortwährend, unwiderſtehlich, das war der ſchnelle Gewinn von einigen tauſend Thalern. Es war ein Segen der Praxis, die er in dem früheren Geſchäft mit Ehrenthal erworben hatte. Er wollte die Hypothek gut finden, und hätte ſie vielleicht genommen, auch wenn ſein Rechtsfreund ihm entſchieden abgerathen hätte.

Ehrenthal erbot ſich mit großer Uneigennützigkeit, da er doch eine Geſchäftsreiſe in jene Gegend vorhabe, Vollmacht von dem Freiherrn anzunehmen und für ihn den Kauf mit dem Bevollmächtigten abzuſchließen. Der Freiherr war gern damit zufrieden, denn ſein Zartgefühl ſträubte ſich dagegen, daß er in eigener Perſon eine Zahlung machen ſollte, deren Betrag geringer war, als die Summe, welche er durch das Hypothekeninſtrument dafür kaufte.

Acht Tage ſpäter war er im Beſitz einer Hypothek von vierzigtauſend Thalern, für welche er nur ſechsunddreißigtauſend Thaler gezahlt hatte, und Ehrenthal und ſeine Freunde hatten obendrein ein ſchönes Geſchäft gemacht, das beſte von

Allen Itzig, denn er hatte ein Uebergewicht über seinen Meister erhalten und war Rathgeber und Vertrauter geworden bei den geheimnißvollsten Unternehmungen. Alle Parteien waren zufrieden. Der Freiherr holte seine reich ausgelegte Cassette hervor und legte an die Stelle der schönen weißen Pergamente das dicke, gelbliche, durch viele Hände abgegriffene Actenbündel, welches von jetzt ab sein Vermögen vorstellte. Er sah nicht mehr mit der frohen Aufmerksamkeit hinein, welche er früher den Pfandbriefen gegönnt hatte, er warf den Deckel des Kästchens schnell zu und schob es in den Secretair, ganz wie ein alter ermüdeter Geschäftsmann, wie Einer, der froh ist, eine Arbeit hinter sich zu haben. Er eilte in die Zimmer der Damen und beschrieb dort mit Laune die Glückwünsche und Bücklinge Ehrenthals.

„Ich mag ihn nicht leiden," sagte Lenore, „er sieht aus wie ein kleiner fauchender Hamster."

„Diesmal wenigstens hat er sich in seiner Weise uneigennützig gezeigt," antwortete der Vater. „Es ist wahr, alle diese Geschäftsleute haben etwas Karrikirtes, und es ist bei aller Gutmüthigkeit für unser Einen nicht immer möglich, bei ihren Bücklingen das Lachen zu unterdrücken."

An demselben Abende ging Herr Ehrenthal bei seiner Frau Sidonie im langen Schlafrocke vergnügt auf und ab, er versuchte ein kleines Lied zu singen, klopfte seine Tochter Rosalie auf den weißen Nacken und warf seiner Frau von Zeit zu Zeit einen schlauen und zärtlichen Blick zu, so daß ihn Madame Ehrenthal endlich frug: „Du hast abgemacht dein Geschäft mit dem Baron?"

„Ja," rief Ehrenthal lustig.

„Er ist ein schöner Mann, der Baron," bemerkte die Tochter.

„Er ist ein guter Mann," sagte Ehrenthal, „aber er hat seine Schwächen. Er ist einer von den Menschen, welche verlangen tiefe Bücklinge und unterthänige Reden und welche Geld bezahlen, damit Andere für sie denken. Er würde lieber verlieren Eins vom Hundert, wenn man nur zu ihm spricht mit gebogenem Rücken, den Hut in der Hand. Es sind auch solche Leute nöthig in der Welt, was sollte sonst werden aus unserm Geschäft? —"

Und an demselben Abend saß auch Veitel in seiner Stube, und der Advocat neben ihm, und Veitel berichtete in der Kunstsprache über das abgeschlossene Geschäft und sagte: „So ist der Rothschwanz gefangen in dem Sprenkel, und der Ehrenthal hat dabei gewonnen viertausend Thaler."

Hippus hatte seine Brille abgenommen und sah in dem viereckigen Holzkasten, welchen Frau Pinkus ein Sopha nannte, gerade aus wie ein weiser ältlicher Affe, der den Weltlauf verachtet und seinen Wärter in die Beine beißt. Er hörte mit kritischem Ernst auf den Bericht seines Schülers, schüttelte hin und wieder den Kopf, oder lächelte, wenn etwas nach seinem Geschmack war.

Als Veitel seinen Bericht mit den Worten schloß: „Der Ehrenthal hat keine Courage, er verliert den Kopf bei großen Geschäften," da rief Herr Hippus verächtlich. „Der Ehrenthal ist ein Gimpel. Er setzt nichts Großes durch, er ist ein kleinlicher Mann. Es ist ihm immer so gegangen; wo es darauf ankam, hat er gezaudert und ist stecken geblieben. Wenn er den Edelmann durch Trinkgelder kirren will,

die er ihm zukommen läßt, so wird ihn der Freiherr zuletzt die Treppe hinunter werfen."

„Was soll er aber mit ihm thun?" frug Veitel.

„Sorgen muß er ihm machen," sprach Hippus im Eifer aufstehend, „Sorgen durch Arbeit. Große Arbeit, immerwährende Unruhe, tägliche Sorgen, die nicht aufhören, das ist das Einzige, was der Freiherr nicht aushalten kann. Diese Leute sind gewöhnt, wenig Arbeit zu haben und viel Vergnügen, Alles wird ihnen zu leicht gemacht im Leben von Klein auf. Es giebt Wenige, die den Kopf nicht verlieren, wenn eine große Sorge das ganze Jahr in ihrem Schädel herum bohrt. Das ruinirt sie. Ist so Einer höchstens zwei Mal im Tage durch seine Wirthschaft gelaufen, so denkt er, er hat gearbeitet, während der Amtmann das Beste thut und manchmal noch die Dummheiten des Herrn ausbessern muß. — Will der Ehrenthal den Baron unter sich bringen, so muß er ihn in große Geschäfte verwickeln, er muß selbst etwas wagen, und dazu hat er keine Entschlossenheit und keinen Verstand, er ist nur ein Gimpel, der sein gelerntes Stückchen pfeift und hinterher mit dickem Kopfe dasitzt."

So lehrte der Advocat, und Veitel verstand die klugen Worte und sah mit einer Mischung von Achtung und Scheu auf den kleinen häßlichen Teufel, welcher heftig vor ihm gesticulirte. Endlich ergriff Herr Hippus die Branntweinflasche, stampfte sie auf den Tisch und rief: „Heut noch eine Füllung extra! Was ich dir jetzt gesagt habe, du junger Galgenvogel, ist mehr als eine Flasche Doppelten werth."

5.

„Ich bin heut achtzehn Jahr," ſagte Karl zu ſeinem Vater, der an einem Sonntag zufrieden in ſeiner Stube ſaß und nicht müde wurde, den ſtattlichen Jüngling anzuſehen.

„Das iſt richtig," erwiederte der Vater, „achtzehn Lichter ſtehen auf dem Kuchen."

„Alſo, Vater," fuhr Karl fort, „es iſt Zeit, daß ich etwas werde."

„Du?" frug der Vater verwundert, „was willſt du denn noch anders werden, als du biſt? Ein Knirps biſt du und wirſt in deinem Leben nichts Anderes."

„Sei jetzt einmal ſtill mit deinem ewigen Knirps," entgegnete Karl. „Ich will Auflader werden."

„Ei ſo hört doch," rief der Alte, „alſo Auflader! warum nicht lieber gar Bürgermeiſter, oder König oder ſo etwas?"

„Ich habe Kräfte genug," fuhr Karl entſchloſſen fort. „Ich will mir etwas verdienen. Ich will ein ordentlicher Mann werden. Herr Wohlfart iſt jetzt ſchon ſeit einem Jahre frei geworden und ich bin noch immer ein Junge."

„Du willſt etwas verdienen?" wiederholte der Alte und ſah mit immer größerem Erſtaunen auf ſeinen Sohn: „Verdiene ich nicht genug und mehr, als wir brauchen? Wozu willſt du als Geizhals an uns handeln?"

„Ich kann doch nicht immer an deiner Lederſchürze

hängen," sagte Karl, „und wenn du tausend Thaler verdientest, würde ich dadurch ein ordentlicher Mensch? und wenn ich dich einmal verlieren sollte, was soll dann aus mir werden?".

„Du wirst mich verlieren, Junge," sagte der Riese mit dem Kopf nickend, „das versteht sich, in einigen Jahren," setzte er hinzu, „nachher kannst du werden, was du willst, nur nicht Auflader."

„Aber warum soll ich nicht werden, was du bist? Sei doch nicht so hartnäckig."

„Das verstehst du nicht. Komm mir nicht mit deinem Ehrgeiz, ehrgeizige Leute kann ich nicht vertragen."

„Und wenn ich nicht Auflader werden soll," rief Karl wieder, „so muß ich etwas Anderes lernen, sieh das doch ein, Vater."

„Du willst nichts gelernt haben?" rief der Alte bekümmert. „Ach, du armes Kind, was haben sie dir nicht Alles in deinen kleinen Kopf hineingetrieben! Da war die Klippschule, zwei Klassen, und die Stadtschule, vier Klassen, und die Gewerbeschule, zwei Klassen, acht Klassen hast du gelernt und kennst alle Waaren so gut wie ein Commis, ist das nichts? Du bist ein nimmersatter Junge!"

„Ja, ich muß doch aber etwas Bestimmtes wissen für einen Beruf," versetzte Karl, „Schuster, Schneider, Kaufmann oder Mechanikus."

„Darum mache dir keine Sorge," sagte der Vater mit Ueberlegenheit, „dafür habe ich bei deiner Erziehung gesorgt, du bist praktisch — und ehrlich," fügte er hinzu.

„Das denke ich," sagte Karl, „aber kann ich ein

Paar Stiefeln machen? kann ich einen Rock zuſchneiden?"

„Du kannſt's," erwiederte der Alte ruhig, „verſuch's und du wirſt's können."

„Na, warte, du Brummbär, morgen kaufe ich Leder und nähe dir ein Paar Stiefeln, du ſollſt fühlen, wie ſie drücken."

„Weißt du was," entgegnete der Vater, „ich werde dieſe Stiefeln nicht anziehen, ich werde vielleicht auch die zweiten nicht anziehen, ich werde warten, bis du das dritte Paar gemacht haſt, die werden nicht drücken."

„Mit dir wird man nicht fertig," ſagte Karl ärgerlich, „ich weiß ſchon, wo ich mir Rath erhole. So kann's mit mir nicht bleiben; ich werde dir Jemand auf den Hals ſchicken, der dir daſſelbe ſagen ſoll."

„Sei nur nicht ehrgeizig, Karl," ſagte der Alte kopfſchüttelnd, „und verdirb mir den heutigen Tag nicht. Jetzt gieb mir die Bierkanne her und ſei ein guter Junge."

Karl ſetzte die große Kanne vor den Vater, nahm bald darauf ſeine Mütze und verließ das Zimmer. Der Vater blieb bei ſeinem Bier ſitzen, aber ſein Behagen war geſtört, er ſah immer wieder nach der Thür, zu welcher Karl hinausgegangen war, er ſah ſich in der Stube um, die ohne das fröhliche Geſicht ſeines Sohnes ſo einſam war. Endlich ging er in die Kammer nebenan, ſetzte ſich dröhnend auf dem Bette nieder und zog unter der Bettſtelle einen ſchweren eiſernen Kaſten hervor. Er öffnete ihn mit einem Schlüſſel, den er aus der Weſtentaſche zog, nahm einen Beutel Geld nach dem andern heraus und ſtellte eine Kopfrechnung an,

dann schob er den Kasten wieder unter das Bett und setzte sich beruhigt zu dem Haustrunk.

Unterdeß ging Karl in seinem Sonntagsstaat mit eiligen Schritten in die Stadt und trat in Antons Zimmer. „Guten Morgen, Karl," rief ihm Anton entgegen, „was bringst du?"

Karl begann feierlich: „Ich komme, Sie um Rath zu fragen, was aus mir werden soll. Mit meinem Vater ist darüber nicht zu reden. Ich will Auflader werden, und der Alte will's nicht leiden; ich will etwas Anderes werden, und er vertröstet mich auf die Zeit, wo er nicht mehr leben wird. Ein schöner Trost! Es ist gerade wieder ein rechter Goliath. Ich bin heut achtzehn Jahr, und das Ding muß mit mir anders werden, ich greife hier im Hause überall mit an, aber das ist nirgends etwas Ordentliches."

„Du hast Recht," sagte Anton verständig. „Vor Allem aber gratulire ich dir zu deinem Geburtstage, und warte, hier ist ein Buch für dich, das nimm zum Angebinde, ich werde dir meinen Namen hineinschreiben."

„Seinem getreuen Karl, Anton Wohlfart," las der erfreute Karl. „Ich danke Ihnen, Herr Wohlfart, ich habe schon fünfundsechzig Bücher. Jetzt wird die zweite Reihe voll."

„Und so setze dich her zu mir und laß uns Rath halten. Vor Allem sage, was kann ich dir helfen? Ist's nicht besser, wenn du mit Herrn Schröter selbst sprichst? Er ist ja dein Pathe."

„Das wird mir zu groß," entgegnete Karl ernsthaft, „der Vater könnte denken, ich wollte ihn verklagen. Bei Ihnen ist das freundschaftlicher."

„Gut," ſtimmte Anton bei.

„Und ſo wollte ich Sie bitten, daß Sie gelegentlich mit meinem Vater über mich ſprechen. Er hat zu Ihnen ein großes Zutrauen und er weiß, daß Sie's mit mir gut meinen."

„Das will ich gern," ſagte Anton, „aber was gedenkſt du zu werden?"

„Das iſt mir gleich," erwiederte Karl, „nur etwas Ordentliches."

Am nächſten Sonntage ging Anton nach dem Hauſe des Vaters Sturm.

Die Wohnung des oberſten Aufladers war ein kleines Haus am Fluſſe, unweit des Packhofes; es war ſein Eigenthum und zeichnete ſich durch die Roſafarbe ſeines Anſtrichs vor den Nachbarhäuſern ſchon von Weitem aus. Anton öffnete die niedrige Thür und wunderte ſich, wie dem Rieſen überhaupt möglich ſei, ſich in einen ſo kleinen Bau einzupacken. Und als der alte Sturm aufſtand, ihn zu begrüßen, da wurde ihm klar, daß eine unaufhörliche Geduld des mächtigen Mannes nöthig war, um dieſe Wohnung zu ertragen. Denn wenn er ſich mit aller Kraft ausſtreckte, ſo mußte er unfehlbar Decke und Wände zerreißen und mit Kopf und beiden Fäuſten in die freie Luft hineinragen. Der rieſige Mann ſtand vergnügt über den Beſuch ohne Rock und Weſte vor ihm und hielt ihm grüßend ſeine Hand entgegen, welche wohl im Stande war, einen Kürbis von mäßiger Größe zu umſpannen.

„Ich freue mich ſehr, Sie in meinem Hauſe zu ſehen,

Herr Wohlfart," ſagte Sturm und faßte ſo zierlich, als es ihm möglich war, Antons Hand.

„Es iſt etwas klein für Sie, Herr Sturm," antwortete Anton lachend, „Sie ſind mir noch nie ſo groß vorgekommen, als in dieſem Zimmer."

„Mein Vater war noch größer," antwortete Sturm wohlgefällig und richtete ſich hoch auf, ſo daß ſein Kinn auf dem obern Rande des Ofens ruhte, „ſo groß war mein Vater," ſagte er und wies auf den bunten Farbenſaum längs der Decke, an welchem mehrere Marken mit Bleiſtift gezeichnet waren. „So groß war er und noch breiter. Er war Aelteſter der Auflader und der ſtärkſte Mann am Orte, und doch hat ihn ein Faß, nicht halb ſo hoch als Sie, zu Tode gebracht. Hier nehmen Sie Platz, Herr Wohlfart." Er rückte ihm einen Stuhl von Eichenholz hin, der ſo ſchwer war, daß Anton Mühe hatte, ihn von der Stelle zu heben, und ſetzte ſich mit Geräuſch auf eine Bank. „Mein Karl hat mir geſagt, daß er Sie beſucht hat, und daß Sie ſehr freundlich gegen ihn waren. Er iſt ein guter Junge und ich habe meine Freude an ihm, aber er iſt doch aus der Art geſchlagen. Seine Mutter war eine kleine Frau," ſetzte Herr Sturm traurig hinzu und griff nach einem Glaſe Bier, welches mehr als ein Quart faßte, ſetzte das Glas an und nicht eher wieder auf den Tiſch, bis der letzte Tropfen daraus verſchwunden war.

„Es iſt Faßbier," ſagte er entſchuldigend, „darf ich Ihnen ein Glas anbieten? Es iſt Herkommen bei unſerm Geſchäft, kein anderes zu trinken; dies freilich trinkt man den ganzen Tag, denn unſere Arbeit macht warm."

„Ihr Sohn hat, wie ich höre, Luſt, in Ihre Corporation zu treten," lenkte Anton ein.

„Unter die Auflader?" frug der Rieſe. „Nein, dies wird er nicht, niemals." Er legte ſeine Hand vertraulich auf Antons Knie. „Er wird es nicht, meine Selige hat mich auf dem Todtenbette darum gebeten. Warum? Darum! Unſere Arbeit iſt reſpectabel, Sie wiſſen das ſelbſt am beſten, Herr Wohlfart. Wir ſind Männer, welche ein Vertrauen haben, wie wenig andere. Es iſt eine Ehre, Auflader der Kaufmannſchaft zu werden, um die ſich Hunderte bei mir bewerben, und nicht Einen laſſen wir zu. Es giebt Wenige, welche die Kraft haben, und noch Wenigere, welche etwas Anderes haben."

„Die Ehrlichkeit," ſagte Anton.

„Ganz recht," nickte Sturm, „daran fehlt's auch den Starken. Alle Tage jede Art Waare in Tonnen und Kiſten in größter Quantität vor ſich zu haben und darum zu hantieren, wie um eigenthümliche Sachen, und niemals die Hand hineinzuſtecken, das iſt leider nicht Jedermanns Gewohnheit. Alſo Sie wiſſen, wir halten auf uns. Und die Einnahmen ſind nicht ſchlecht, ja, ſie ſind gut. Meine Selige hielt noch auf Sparbüchſen und Strümpfe und ſolches Zeug. Als ſie ſtarb, fand ich den ganzen Grund ihres Kaſtens mit zugebundenen Strümpfen zugeſtopft, die neben einander ſtanden, wie die fetten Lerchenſteiße in der Schachtel. Alles für unſern Karl, und es war nicht nur Silber, es war auch Gold dabei. Sie war eine ſparſame Frau und hob Alles auf. Das iſt nun meine Art nicht. Denn warum? — Wer praktiſch iſt, braucht um das Geld

nicht zu sorgen, und der Karl wird ein praktischer Mensch. Aber nicht als Auflader," fügte er kopfschüttelnd hinzu, „meine Selige wollte das nicht haben, und sie hat Recht."

„Ihre Arbeit ist sehr anstrengend," stimmte Anton bei.

„Anstrengend?" lachte Sturm, „sie mag wohl anstrengend sein für Einen, der nicht die Kraft hat, so anstrengend, daß ihm der Rücken darüber zerbrechen kann; aber es ist nicht die Anstrengung, es ist noch etwas Anderes. Dies ist es!" bei diesen Worten holte er einen großen Krug aus der Ecke und goß sein Glas voll. „Das Faßbier ist es."

Anton lächelte. „Ich weiß, Sie und Ihre Collegen trinken viel von dem dünnen Getränk."

„Viel" sagte Sturm mit Selbstgefühl, „es ist bei uns Geschäftsbrauch, es ist Herkommen, es ist von je bei den Aufladern so gehalten worden; sie müssen Kräfte haben, sie müssen treue Männer sein und sie müssen Faßbier trinken. Es ist Bedürfniß bei unserer Arbeit, wer's nicht thut, hält's nicht aus; Wasser trinken macht uns schwach, und Wein und Branntwein gleichfalls, nur Faßbier thut's, dies und Provenceröl. Sehen Sie, Herr Anton, so: —" Der Riese streckte den Arm aus und holte ein kleines Glas von dem Gestell, füllte es zur Hälfte mit feinem Baumöl, zur andern Hälfte mit Bier, that eine Menge Zucker in die Mischung und trank zu Antons Schrecken die widerwärtige Flüssigkeit aus. „Das macht stark," sagte er, „es ist ein Geheimniß unserer Zunft, es erhält die Kraft und macht solche Arme," er legte stolz seinen Arm auf den Tisch und versuchte ihn mit seiner Hand vergebens zu umspannen. „Aber

es ist ein Haken dabei," fügte er leiser hinzu. „Es wird Keiner von uns über funfzig Jahre alt. Haben Sie schon einen alten Auflader gesehen? Sie haben keinen gesehen, denn es giebt keinen. Funfzig Jahre ist das Höchste, was einer erreicht, länger duldet's der Biergeist nicht. Mein Vater war funfzig, als er starb; der, den wir neulich begraben haben, — Herr Schröter war mit beim Begräbniß, — der war neunundvierzig. Ich habe noch ein paar Jahre bis dahin," setzte er wie zur Beruhigung hinzu.

Anton blickte besorgt in das ehrliche Gesicht des Aufladers. „Aber Sturm, wenn Sie das wissen, warum sind Sie nicht mäßiger?"

„Mäßig?" frug Sturm verwundert, „was ist mäßig? Es steigt Keinem von uns in den Kopf. Vierzig Halbe in einem Tag ist nicht viel, wenn man's nicht merkt."

Anton sah den Auflader ungläubig an.

„So viel trinke ich," sagte Sturm. „Der, den wir neulich begraben haben, konnte noch mehr vertragen; er hatte aber auch Wochen, wo er noch stärker war, als ich. Sehen Sie, Herr Wohlfart, deßhalb aber soll mein Karl nach dem Willen der Seligen lieber etwas Anderes werden. Es ist, unter uns Männern gesagt, mit dem ganzen Alter nur dummes Zeug. Auch von den Menschen, welche keine Auflader sind, werden die wenigsten älter als funfzig. Sie sterben an allen möglichen Krankheiten von den Windeln an fortwährend dahin, und an lauter Krankheiten, die wir Auflader nicht kennen. Aber meine Selige hat's einmal so gewollt, und so mag's drum sein."

„Und haben Sie an etwas Anderes gedacht?" frug

Anton weiter. „Karl ist zwar im Geschäft sehr nützlich und wir Alle werden ihn vermissen, wenn er im Hause fehlen sollte."

„Das gerade ist es," unterbrach ihn der Auflader, „das war das Richtige, was Sie gesagt haben. Sie werden ihn vermissen, ich auch. Ich bin allein im Hause, seit meine Selige todt ist; wenn ich die rothen Backen meines Kleinen in diesen Wänden sehe, so bin ich zufrieden: wenn ich in Ihrem Hause seinen kleinen Hammer höre, so fühle ich die Lustigkeit in meinem Herzen. Wenn er weggeht von mir, und ich einsam in dieser Stube sitze, ich weiß nicht, wie ich's ertragen soll."

Die Züge des Mannes zuckten vor innerer Bewegung. „Aber muß er sich denn ganz von Ihnen trennen?" frug Anton endlich, „vielleicht kann er noch Jahre lang hier wohnen."

Sturm schüttelte bedeutungsvoll den Kopf. „Ich kenne ihn, er kann's nicht; wenn er erst einmal etwas anfängt, so ist er hinterher, wie ein Teufel, dann denkt er an nichts, als an das eine Ding. Aber ich habe mir's überlegt in den letzten Tagen. Ich will Ihnen sagen," fuhr er vertraulich fort, „ich habe Unrecht, wenn ich an mich denke. Der Junge hat nicht für mich seinen Kopf in die Welt gesteckt, sondern für sich selber. Er soll etwas werden. Und nun frage ich, was meine Selige sich für den Jungen wünschen würde, wenn sie noch lebte. Diese Frau hatte einen Bruder, welcher mein Schwager ist, und dieser Schwager ist auf dem Lande. Ein Freigut, dort oben, wo das hohe Wasser herkommt; ein gesetzter Mann, er tauscht nicht mit manchem

Rittergut. Der besucht mich alle Jahre, wenn sie ihre Wolle geschoren haben. Der kennt mich und kennt den Karl, dem möchte ich meinen Kleinen übergeben, wenn ich ihn nicht behalten soll. Er ist weit von hier," schloß er traurig, „aber es ist Verwandtschaft."

„Das ist ein guter Gedanke, Herr Sturm," sagte Anton, erfreut, auf so wenig Hindernisse zu stoßen, „aber ich habe immer gehört, daß der Landwirth auf eine selbstständige Thätigkeit in der Regel nur dann hoffen kann, wenn er nicht ganz ohne Vermögen ist."

„Das paßt," sagte der Riese seinen Finger erhebend geheimnißvoll, „er ist nicht ganz ohne Vermögen. Von seiner Mutter her, und auch etwas von seinem Vater. Er weiß aber von gar nichts, denn ich wollte, er sollte praktisch werden. Und sagen Sie ihm auch nichts."

„Da Sie so väterlich für Ihren Sohn sorgen," rief Anton, „so lassen Sie ihn nicht länger in Unsicherheit; es ist brav von ihm, daß er das Ungenügende seiner jetzigen Arbeit empfindet."

„Er kann es sogleich hören," sagte der Alte aufstehend, „er steckt im Garten. Sie sollen dabei sein." Sturm trat in das Haus und rief mit seiner mächtigen Stimme in den Garten. Karl eilte herbei, begrüßte Anton und sah erwartungsvoll bald auf diesen, bald auf den Vater. Der Alte hatte sich wieder ruhig hingesetzt und frug in seinem gewöhnlichen Ton: „Kleiner Knirps, willst du ein Oekonom werden?"

„Landwirth?" rief Karl, „daran habe ich noch gar nicht gedacht. Dann müßte ich ja fort von dir, Vater."

„Er denkt auch daran," ſagte der Alte, Anton zunickend.

„Iſt denn dein Wille, daß ich von dir ſoll?" frug Karl erſchrocken.

„Allerdings, mein Kleiner," ſagte der Vater ernſthaft, „dieſes muß mein Wille ſein, weil es nothwendig iſt, wegen deiner ſeligen Mutter."

„Ich ſoll zum Onkel!" rief der Sohn.

„Nur zu dieſem," ſagte der Vater. „Widerrede nutzt nichts, die Sache iſt abgemacht, natürlich vorausgeſetzt, daß dich der Onkel haben will. Du ſollſt Oekonom werden, du ſollſt etwas Ordentliches lernen, du ſollſt deinen Vater verlaſſen."

„Vater," ſagte Karl niedergeſchlagen, „wenn ich von dir weg gehen ſoll, ſo iſt mir's nicht recht."

„Es ſoll dir aber recht ſein, du ehrgeiziger Knirps," rief der Alte.

„Dann komm mit auf's Land," ſagte der Sohn.

„Ich ſoll auf's Land kommen? ho ho!" Sturm lachte, daß die Stubenthür zitterte. „Mein Knirps will mich in die Taſche ſtecken und mit ſich auf dem Lande herumtragen." Er lachte ſo lange, bis er mit der Hand über die Augen fuhr. „Komm her, mein Karl," ſagte er endlich, zog den Sohn an ſich und hielt den Kopf deſſelben lange zwiſchen ſeinen großen Händen. „Du biſt mein guter Junge, und Trennung muß ſein auf Erden, wenn nicht jetzt, dann in ein paar Jahren."

So ſchied Karl aus der Handlung. Vergeblich verſuchte er in den letzten Tagen ſeine Bewegung hinter leiſem Pfeifen zu verſtecken. Er ſtreichelte zärtlich Freund Pluto und die

Katze, welche er in das Haus gebracht hatte, er verrichtete seine kleinen Arbeiten mit maßlosem Eifer und hielt sich dabei so viel wie möglich in der Nähe seines Vaters; auch dieser sah den Tag hindurch immer wieder auf seinen Sohn und verließ manchmal seine Tonnen, um langsam auf ihn zuzugehen und ihm die Hand schweigend auf den Kopf zu legen.

„Es ist nicht schwer bei der Landwirthschaft?" sagte Vater Sturm vor der großen Waage zu Anton und blickte ihm fragend in's Gesicht.

„Leicht ist es nicht," erwiederte Anton, „es ist vielleicht noch mehr dabei zu lernen, als bei unserm Geschäft."

„Lernen!" rief der Alte, „je mehr er lernen muß, desto lieber ist es ihm, das thut nichts; nur ob es sehr schwer ist?"

„Nein," sagte Herr Pix, der die Sprache des Riesen besser verstand. „Schwer ist dort nichts: das Schwerste ist der Sack Weizen, hundertundachtzig Pfund, und Bohnen, zweihundert Pfund. Und das braucht er nicht zu heben, das thun die Knechte."

„Wenn das bei der Landwirthschaft so ist," rief Sturm verächtlich und richtete sich hoch auf, „so ist mir ganz egal, ob er das hebt. Zweihundert Pfund trägt auch mein Zwerg."

6.

Anton war jetzt der pflichtgetreueste Correspondent seines Comtoirs. Gegen die ritterlichen Künste seines Freundes verhielt er sich kühl. Nur selten vermochte ihn Fink, des Sonntags sein Begleiter zu Pferde oder am Pistolenstand zu werden. Dagegen benutzte Anton Finks Bücherschrank mehr als dieser selbst. Es war ihm nach langem Bemühen gelungen, in die Mysterien der englischen Aussprache einzudringen, und eifrig suchte er die Gelegenheit, sein Sprechtalent an Fink zu üben. Da aber dieser den Uebelstand hatte, ein sehr unregelmäßiger und gewissenloser Lehrer zu sein, gab Anton seine Zunge in die Zucht eines gebildeten Engländers.

Einst sah er von seinem Platze im Comtoir auf, als sich die Thür öffnete, und erkannte mit der größten Verwunderung in dem Eintretenden Veitel Itzig, den Genossen aus der Bürgerschule von Ostrau. Er war bisher nur selten mit ihm zusammengetroffen. Das freche Wesen des Burschen und die Furcht vor dem vertraulichen Du, mit dem dieser ihn leicht anreden mochte, hatten sein Auge auf allerlei andere Gegenstände gelenkt, so oft er Veitels Nasenspitze im Gedränge der Straße erkannte. Noch mehr erstaunte er, als Veitel auf die Frage des Herrn Specht: „Was steht zu Ihren Diensten?" artig erwiederte, er wünsche Herrn Wohlfart zu sprechen.

Anton ſtieg von ſeinem Sitze in den freien Raum des Comtoirs, und Veitel redete ihn an: „Sie werden mich doch noch kennen, obgleich Sie oft an mir vorbeigegangen ſind, ohne mich zu grüßen.“

„Wie geht es Ihnen, Itzig?“ frug Anton mit Kälte.

„Schlecht,“ antwortete Itzig, die Achſel zuckend; „es iſt kein Verdienſt im Geſchäft. — Ich ſoll Ihnen dieſen Brief vom Sohn des Ehrenthal übergeben und Sie fragen, zu welcher Zeit Ihnen der Bernhard ſeinen Beſuch machen kann.“

„Mir?“ frug Anton und nahm eine Karte und einen Brief aus Veitels Händen. Der Brief war von Antons Sprachlehrer, er enthielt die Anfrage, ob Anton an einer Lehrſtunde Theil nehmen wolle, in welcher Herr Ehrenthal ältere engliſche Schriftſteller in einer literar-hiſtoriſchen Reihenfolge durchzunehmen beabſichtige.

„Wo wohnt Herr Bernhard Ehrenthal?“ frug Anton.

„Im Hauſe bei ſeinem Vater,“ erwiederte Veitel und verzog das Geſicht. „Er ſitzt den ganzen Tag auf ſeiner Stube.“

„Ich werde den Herrn ſelbſt aufſuchen,“ ſagte Anton. — „Guten Morgen, Herr Anton!“ — „Guten Morgen, Itzig.“

Anton empfand keine große Neigung, auf den Antrag des Lehrers einzugehen. Der Name Ehrenthal hatte in ſeinem Comtoir keinen guten Klang, und das Erſcheinen Itzigs trug nicht dazu bei, ihm das Anerbieten annehmlicher zu machen. Doch die ironiſche Art, in welcher Itzig vom Sohne ſeines Brodherrn ſprach, und Einzelnes, was er auf ſeine Erkundigungen von Bernhard hörte, bewog ihn, die Sache

wenigstens in Erwägung zu ziehen. So suchte er einige Tage darauf nach dem Schluß des Comtoirs das Haus Ehrenthals auf, entschlossen, sich durch den Eindruck, den der Sohn auf ihn mache, bestimmen zu lassen.

Er trat an die weißlackirte Thüre, zog den dicken Porcellangriff und wurde durch eine struppige Köchin ohne weitläufige Anmeldung in die Stube des jungen Ehrenthal geführt. Es war ein langes schmales Zimmer mit alten Möbeln und schmucklosen Büchergerüsten, auf welchen eine Menge großer und kleiner Bücher unordentlich durcheinander lag. Bernhard saß tief über seine Arbeit gebeugt am Schreibtisch und sah erst auf, als Anton bereits im Zimmer stand. Eilig knöpfte er den Hausrock über seinem Hemd zusammen und trat dem Fremden mit der Unsicherheit entgegen, welche Herren mit kurzem Gesicht bei der Begrüßung Eintretender eigen ist. Neugierig sah Anton auf den Sohn des Händlers. Es waren feine Züge und ein zarter Körper, kastanienbraunes krauses Haar, und zwei graue Augen von freundlichem Ausdruck. Bernhard nöthigte seinen Gast auf ein kleines Sopha. Anton erwähnte den Zweck seines Besuches, und Bernhard antwortete schüchtern, daß er sich in Allem nach den Wünschen seines Besuches richten wolle. Und als Anton nach dem Preise der Stunden frug, erstaunte er, daß der Sohn Ehrenthals mit einiger Verlegenheit sagte: „Ich weiß es wirklich in diesem Augenblick nicht, wenn Sie aber darauf bestehen, auch den Lehrer zu bezahlen, so will ich mich sogleich darnach erkundigen.“ Darauf konnte sich Anton nicht enthalten zu fragen: „Sind Sie nicht im Geschäft Ihres Herrn Vaters?“

„Ach nein," erwiederte Bernhard, dieſen Uebelſtand entſchuldigend, „ich habe ſtudirt, und da einem jungen Mann von meiner Confeſſion die Anſtellung im Staate nicht leicht wird, und ich in meiner Familie leben kann, ſo beſchäftige ich mich mit dieſen Büchern." Dabei warf er einen Blick voll Liebe auf ſein Büchergerüſt, ſtand auf und trat in ihre Nähe, als wollte er ſie ſeinem Gaſt vorſtellen. Anton las einige goldene Titel und ſagte mit einer Verbeugung: „Das iſt für mich zu gelehrt." Es waren Ausgaben orientaliſcher Werke.

Bernhard lächelte: „Durch das Hebräiſche bin ich zu den andern aſiatiſchen Sprachen gekommen. Es iſt viel fremdartige Schönheit in dem Leben dieſer Sprachen und in den Gedichten der alten Zeit. Ich habe auch Handſchriften, wenn es Sie intereſſirt, dieſe zu ſehen."

Er ſchloß einen Schub auf und holte ein Bündel ſeltſam ausſehender Manuſcripte heraus. Mit glänzenden Augen öffnete er das oberſte, im Einband von grünem Seidenſtoff, der mit Goldfaden fremdartig durchwirkt war; er ließ Anton die Schrift betrachten und war vergnügt, als dieſer erklärte, er könne nicht einmal angeben, welcher Sprache die Schriftzüge angehörten.

„Es iſt arabiſch, aber freilich iſt gerade dieſe Handſchrift ſehr ſchwer zu leſen. — Und hier iſt mein Lieblingsdichter, der Perſer Firduſi, ich habe aber nur ein kleines Bruchſtück ſeines Gedichtes in der Handſchrift."

Anton ſagte ihm: „Es muß viel Gelehrſamkeit dazu gehören, das Alles zu verſtehen."

„Nur etwas Geduld," antwortete Bernhard beſcheiden,

„wer ein Herz hat für das Schöne, der findet es bald überall heraus, auch unter dem fremdartigen Kleide, welches die Sänger aus dem Morgenlande tragen. Ich arbeite an einer Ueberſetzung perſiſcher Gedichte; wenn Sie ſpäter einmal Muße haben, und Sie ſo etwas nicht langweilt, möchte ich Sie um Erlaubniß bitten, Ihnen eine kurze Probe vorzuleſen."

Anton hatte die Höflichkeit, ſogleich darum zu bitten, der junge Ehrenthal griff nach einem Papier auf ſeinem Schreibtiſch und las ſchnell und etwas ungelenk ein kleines Liebesgedicht vor. Es war eins von den zahlloſen Gedichten, in denen ein weiſer Trinker ſeine Geliebte mit allerlei hübſchen Dingen vergleicht, mit Thieren, Pflanzen, der Sonne und andern Weltkörpern, und daneben einem zelotiſchen Pfaffen Naſenſtüber giebt. Dem ehrlichen Anton imponirte die verſchlungene Form und der zugeſpitzte Ausdruck ſehr, aber es war ihm doch komiſch, als der Vorleſer ausrief: „Nicht wahr, das iſt ſchön? Der Gedanke, meine ich; denn die Schönheit der Sprache im Deutſchen wiederzugeben, bin ich zu ſchwach." Bei dieſen Worten ſah er begeiſtert vor ſich, wie ein Mann, der alle Tage fünf bis ſechs Flaſchen Schiraswein trinkt und alle Abend ſeine Suleika küßt.

„Muß man denn aber trinken, um recht lieben zu können?" ſprach Anton, „das iſt bei uns doch auch ohne Wein möglich."

„Bei uns," erwiederte Bernhard, „iſt das Leben ſehr nüchtern," dabei legte er das Blatt ernſthaft auf den Tiſch.

„Ich denke, es iſt nicht ſo," erwiederte Anton eifrig; „ich kenne noch wenig vom Leben, aber ich ſehe doch, auch wir haben Sonnenſchein und Roſen, die Freude am Daſein,

große Leidenschaften und merkwürdige Schicksale, welche von den Dichtern besungen werden."

„Unsere Gegenwart," erwiederte Bernhard weise, „ist zu kalt und einförmig."

„Ich habe das schon einige Male in Büchern gelesen, aber ich kann nicht verstehen, warum, und ich glaube es auch gar nicht. Ich meine, wer mit unserm Leben unzufrieden ist, der wird es mit dem Leben in Teheran oder in Calcutta noch mehr sein, wenn er längere Zeit dort lebt. Es muß dort viel einförmiger und langweiliger sein, als bei uns. Ich lese das auch aus Reisebeschreibungen heraus. Was den Reisenden reizt, ist das Neue; wenn das Fremde alltäglich geworden ist, sieht es gewiß ganz anders aus."

„Wie arm an großen Eindrücken unser civilisirtes Treiben ist," entgegnete Bernhard, „das müssen Sie selbst in Ihrem Geschäft manchmal empfinden, es ist so prosaisch, was Sie thun müssen."

„Da widerspreche ich," erwiederte Anton eifrig, „ich weiß mir gar nichts, was so interessant ist, als das Geschäft. Wir leben mitten unter einem bunten Gewebe von zahllosen Fäden, die sich von einem Menschen zu dem andern, über Land und Meer aus einem Welttheil in den andern spinnen. Sie hängen sich an jeden Einzelnen und verbinden ihn mit der ganzen Welt. Alles, was wir am Leibe tragen, und Alles, was uns umgiebt, führt uns die merkwürdigsten Begebenheiten aller fremden Länder und jede menschliche Thätigkeit vor die Augen; dadurch wird Alles anziehend. Und da ich das Gefühl habe, daß auch ich mithelfe, und so wenig ich auch vermag, doch dazu beitrage, daß jeder Mensch mit

jedem andern Menschen in fortwährender Verbindung erhalten wird, so kann ich wohl vergnügt über meine Thätigkeit sein. Wenn ich einen Sack mit Kaffe auf die Waage setze, so knüpfe ich einen unsichtbaren Faden zwischen der Colonistentochter in Brasilien, welche die Bohnen abgepflückt hat, und dem jungen Bauerburschen, der sie zum Frühstück trinkt, und wenn ich einen Zimmtstengel in die Hand nehme, so sehe ich auf der einen Seite den Malayen kauern, der ihn zubereitet und einpackt, und auf der andern Seite ein altes Mütterchen aus unserer Vorstadt, das ihn über den Reisbrei reibt."

„Sie haben eine lebhafte Einbildungskraft und sind glücklich, weil Sie Ihre Arbeit als nützlich empfinden. Aber was der höchste Stoff für die Poesie ist, ein Leben reich an mächtigen Gefühlen und Thaten, das ist bei uns doch sehr selten zu finden. Da muß man wie der englische Dichter aus den civilisirten Ländern hinaus unter Seeräuber gehen."

„Nein," versetzte Anton hartnäckig, „der Kaufmann bei uns erlebt ebenso viel Großes, Empfindungen und Thaten, als irgend ein Reiter unter Arabern oder Indern. — Je ausgebreiteter sein Geschäft ist, desto mehr Menschen hat er, deren Glück oder Unglück er mit fühlen muß, und desto öfter ist er selbst in der Lage, sich zu freuen oder Schmerzen zu empfinden. — Neulich hat hier ein großes Haus Bankerott gemacht."

„Ich weiß es," sagte Bernhard, „es war ein trauriger Fall."

„Wenn Sie die Gewitterschwüle empfunden hätten, welche auf dem Geschäft lag, bevor es fiel, die furchtbare Verzweiflung

des Mannes, den Schmerz der Familie, die Hochherzigkeit seiner Frau, welche ihr eigenes Vermögen bis zum letzten Thaler in die Masse warf, um die Ehre ihres Mannes zu retten, Sie würden nicht sagen, daß unser Geschäft arm an Leidenschaften und großen Gefühlen ist."

„Sie sind mit ganzer Seele Kaufmann," sagte Bernhard freundlich, „ich möchte Sie beneiden um die reine Freude, die Sie über Ihre Arbeit haben."

„Ja," entgegnete Anton. „Auch der Kaufmann hat trübe Erfahrungen in Menge zu machen. Der kleine Aerger fehlt ihm nicht, und vieles Schlechte muß er erleben, aber der ganze Handel ist doch so sehr auf die Redlichkeit Anderer und auf die Güte der menschlichen Natur berechnet, daß ich bei meinem Eintritt in diese Thätigkeit erstaunt war. Wer ein ehrliches Geschäft hat, kann von unserm Leben nicht schlecht denken, er wird immer Gelegenheit haben, Schönes und Großartiges darin zu finden."

Bernhard hatte mit gesenkten Augen zugehört, jetzt blickte er schweigend zum Fenster hinaus; und Anton bemerkte, daß er verlegen und bekümmert aussah. Endlich wandte sich Bernhard um und sagte, das Gespräch abbrechend, mit bittender Stimme: „Wenn es Ihnen recht ist, Herr Wohlfart, so möchte ich mit Ihnen sogleich zum Sprachlehrer gehen. Es ist ein weiter Weg, wir sprechen im Freien mehr mit einander."

Wie alte Bekannte traten die beiden Jünglinge aus dem finstern Haus in die warme Abendluft. Und als sie nach einer Stunde von einander schieden, sagte Bernhard angelegentlich: „Ist Ihnen der Verkehr mit mir nicht zu uninteressant, Herr Wohlfart, so besuchen Sie mich doch

manchmal in Ihren Freiſtunden.“ Anton verſprach das. Beide hatten Behagen an einander gefunden. Anton wunderte ſich noch immer, daß ein Sohn Ehrenthals ſo wenig Geſchäftsmann ſein konnte, und Bernhard war glücklich, einen Menſchen zu treffen, mit dem er über Vieles reden konnte, was er ſonſt ſchweigend mit ſich herumtrug.

Bernhard trat am Abend vergnügt in die Familienſtube und ſtellte ſich hinter den Rücken der Schweſter, welche auf einem koſtbaren Flügel ein neues Modeſtück einübte und dabei eine große Fingerfertigkeit entwickelte. Der Bruder küßte ſie leiſe an das Ohr, ſie drehte ſich ſchnell um und rief: „Laß mich in Ruh, Bernhard, ich muß das Stück einüben, denn auf den Sonntag iſt große Soirée, und ſie werden mich auffordern, zu ſpielen.“

„Ich weiß, daß ſie dich auffordern werden,“ ſagte die Mutter, als Bernhard ſich ſchweigend auf das Sopha niederſetzte und ein aufgeſchlagenes Buch in die Hand nahm. „Es iſt keine Geſellſchaft, wo man nicht das Verlangen hat, die Roſalie zu hören. Wenn du nur einmal dich entſchließen könnteſt, mitzukommen, Bernhard, du biſt ein Mann von ſo viel Geiſt, du biſt gelehrter als Alle aus der ganzen Bekanntſchaft. Neulich hat der Profeſſor Starke von der Univerſität mit großer Hochachtung über dich geſprochen und hat geſagt, du würdeſt ein Stolz werden für die Wiſſenſchaft. Es iſt erfreulich für eine Mutter, wenn ſie ſtolz ſein kann auf ihre Kinder. Warum kommſt du nicht in die Geſellſchaft, ſie wird ſo auserleſen ſein, wie ſie in unſerer Stadt nur ſein kann.“

„Du weißt, Mutter, ich gehe nicht gern zu fremden Leuten," ſagte der Sohn.

„Und ich will, daß mein Sohn Bernhard hat ſeinen eigenen Willen," rief der Vater aus einer Nebenſtube, wo er die letzten Worte Bernhards gehört hatte, da in dieſem Augenblicke Roſalie von ihren ſchweren Paſſagen ausruhte. Herr Ehrenthal trat in ſeinem verſchoſſenen Schlafrocke zu der Familie: „Unſer Bernhard iſt nicht, wie andere Leute, und der Weg, den er geht, wird immer ſein ein guter Weg. Du ſiehſt aus ſo bleich," ſagte er zum Sohne und ſtrich mit der Hand über ſeine braunen Locken. „Du ſtudirſt zu viel, mein Sohn. Denke auf deine Geſundheit, der Doctor hat geſagt, daß dir Bewegung nöthig iſt, und hat dir gerathen zu nehmen ein Pferd und darauf zu reiten. Warum willſt du nicht nehmen ein Pferd? Ich kann es haben, daß mein Sohn Bernhard auf dem theuerſten Pferde reitet, das in der Stadt zu haben iſt; thu, was der Arzt ſagt, mein Bernhard, ich will dir kaufen ein Pferd."

„Ich danke dir, lieber Vater," erwiederte Bernhard, „es würde mir keine Freude machen, und wie ich fürchte, deßhalb nicht viel helfen." Er drückte dankbar die Hand des Vaters, der ihm wehmüthig in das faltige Geſicht ſah.

„Gebt Ihr dem Bernhard auch immer zu eſſen, was er gern hat? Laß ihm Pfirſichen holen, Sidonie, es ſind neue Pfirſichen angekommen beim Fruchthändler, das Stück koſtet zwei gute Groſchen; oder willſt du haben irgend etwas Anderes, ſo ſag's. Du ſollſt haben, was du gern haſt; du biſt mein guter Sohn Bernhard, und ich habe meine Freude an dir."

„Er will ja nie etwas annehmen," ſprach die Mutter dazwiſchen, „er hat keine andere Freude, als an ſeinen Büchern; nach Roſalie und mir frägt er manchmal den ganzen Tag nicht."

„Liebe Mutter," warf Bernhard bittend ein.

„Er lieſt zu viel in den Büchern und kümmert ſich nicht um die Menſchen," fuhr die erfahrene Frau fort, „deßhalb ſieht er aus ſo bleich und verfallen, wie ein Mann von ſechzig Jahren. Warum will er nicht gehen auf den Sonntag in die Soirée?"

„Ich werde mitkommen, wenn du es wünſcheſt," ſagte Bernhard traurig und ſetzte nach einer Weile hinzu: „Iſt Euch ein junger Mann bekannt, ein Herr Wohlfart, der in Schröters Geſchäft iſt?"

„Den kenne ich nicht," ſprach der Vater mit beſtimmtem Kopfſchütteln.

„Vielleicht du, Roſalie? Er iſt ein hübſcher Mann von gentilem Ausſehen. Er ſcheint mir ein guter Tänzer und Geſellſchafter zu ſein. Biſt du nicht irgendwo ihm begegnet? Ich glaube, er müßte dir aufgefallen ſein."

„Iſt er blond?" frug die Schweſter, indem ſie ihr Haar vor einem kleinen Handſpiegel zurecht ſtrich.

„Er hat dunkles Haar und blaue Augen."

„Wenn er aus einem Comtoir iſt, werde ich ihn wohl ſchwerlich kennen," ſagte Roſalie, das Haupt zurückwerfend.

„Unſere Roſalie tanzt meiſt mit Offizieren und Künſtlern," ſchaltete die Mutter erklärend ein.

„Er iſt ein tüchtiger und liebenswürdiger Menſch," fuhr Bernhard fort; „ich will mit ihm zuſammen Engliſch trei-

ben und freue mich ſehr, daß ich ſeine Bekanntſchaft gemacht habe."

„Er ſoll eingeladen werden zu uns," decretirte Herr Ehrenthal vom Sopha aufſtehend; „wenn er unſerem Bernhard gefällt, ſo ſoll er willkommen ſein in meinem Hauſe. Laß einen guten Braten machen auf den Sonntag, Sidonie, und laß mir einladen Herrn Wohlfart zum Mittageſſen, nicht um ein Uhr, ſondern um zwei Uhr! Er ſoll von jetzt gebeten werden zu allen Geſellſchaften, die wir geben; wenn er ein Freund iſt von Bernhard, ſo ſoll er auch ein Freund ſein von unſerem Hauſe."

„Er hat ja noch nicht ſeinen Beſuch gemacht," ſagte die Mutter wieder, „wir müſſen doch abwarten, bis er ſein Entrée macht bei der Familie?"

„Wozu Entrée," fuhr der Vater auf, „wenn er bekannt iſt mit unſerem Bernhard, wozu ſoll er erſt Entrée machen bei uns?" —

„Ich will noch in dieſer Woche zu ihm gehen, und wenn du erlaubſt, liebe Mutter, ihn auffordern, auf den Sonntag bei uns zu eſſen."

Die Mutter gab ihre Einwilligung, und Roſalie ſetzte ſich jetzt zum Bruder und frug ihn mit größerem Intereſſe über Perſon und Weſen des neuen Bekannten aus.

Bernhard ſchilderte mit Wärme den angenehmen Eindruck, den Anton auf ihn gemacht hatte, ſo daß die Mutter daran dachte, auf den Sonntag die große Silbervaſe herauszugeben und aufputzen zu laſſen. Roſalie überlegte, in welchem Kleide und durch welche Seite ihrer Bildung ſie auf den Fremden Eindruck machen wolle, und der Vater erklärte

wiederholt, daß er Herrn Wohlfart zu jeder Tageszeit und bei jedem ausgezeichneten Bratenstück in seinem Hause zu sehen wünsche.

Wie kam es doch, daß Bernhard seiner Familie nicht den Inhalt des Gespräches mittheilte, welches ihm den neuen Bekannten so lieb gemacht hatte? Wie kam es doch, daß er kurz darauf wieder in trübes Schweigen verfiel und in sein Arbeitszimmer zurückging? daß er dort seinen Kopf über eine alte Handschrift lehnte und lange auf die krausen Züge hinstarrte, bis ihm große Thränen herabfielen, welche die Tusche der Buchstaben, auf die er so viel hielt, auflösten und verdarben, ohne daß er's merkte? Wie kam es doch, daß der junge Mann, auf den die Mutter so gern stolz sein wollte, und den der Vater so sehr verehrte, allein in seiner Stube saß, und die bittersten Thränen vergoß, die ein guter Mensch weinen kann? Und woher kam es, daß er endlich mit rothgeweinten Augen am späten Abend sich zusammenfaßte und eifrig den Kopf in seine Bücher senkte, während seine schöne Schwester in der andern Ecke der Wohnung noch immer mit ihren runden Fingern über die Tasten fuhr und das schwere Stück einübte, welches bestimmt war, bei der nächsten Soirée zu wirken?

Mit diesem Tage begann für Anton und Bernhard ein Verhältniß, welches für Beide Werth erhielt. Bei der Unterhaltung über das Schöne, welches die Kraft eines fremden Volkes geschaffen hatte, genossen sie die Freude, auch das Gute lieb zu gewinnen, das Jeder in dem Andern fand.

Bernhards Sprachkenntniſſe waren größer, und ſein Gefühl für das Reizende in fremder Poeſie bis zum Uebermaß fein, in Antons Seele war Alles geordnet und ſicher. Wenn Bernhard für Byron kämpfte, ſo vertrat Anton die ruhige Klarheit Walter Scotts, und Beide waren glücklich, als ihre Begeiſterung ſich vor dem größten dramatiſchen Dichter vereinigte.

Anton ſchilderte die ungewöhnliche Bildung Bernhards dem gleichgültigen Fink. Er freute ſich darauf, Beide mit einander bekannt zu machen, und als er einſt Bernhard zu ſich geladen hatte, bat er auch Fink, heraufzukommen.

„Wenn dir's Spaß macht, Tony," ſagte Fink achſelzuckend, „ſo will ich kommen. Ich ſage dir aber im Voraus, daß ich unter allen Creaturen Büchereulen am wenigſten leiden kann. Es giebt kein Volk, welches ſelbſtgefälliger über alles Mögliche aburtheilt, und keines, das ſich thörichter benimmt, wenn es ſelbſt etwas thun ſoll. Und vollends ein Sohn des würdigen Ehrenthal! Nimm mir's nicht übel, wenn ich Euch bald entlaufe."

Bernhard ſaß erwartungsvoll auf dem Sopha Antons und ſah mit Befangenheit der Ankunft des berühmten Mannes entgegen, über welchen manche Sage ſogar in ſeine ſtille Studirſtube gedrungen war. Als Fink eintrat und die tiefe Verbeugung Bernhards mit einem leichten Kopfnicken beantwortete, ſich einen Stuhl zum Tiſch zog und den ſchwachen Thee, den Bernhard ſo erbeten hatte, durch allerlei Zuthaten trinkbar zu machen ſuchte, da empfand Anton mit Betrübniß, daß dieſe Beiden ſchwerlich zu einander paſſen würden. Kein größerer Gegenſatz war möglich, als ihr Weſen. Die magere

durchsichtige Hand Bernhards und der kräftige Fleischton in den Muskeln Finks, die gedrückte Haltung des Einen, die elastische Kraft des Andern, dort ein faltiges Gesicht mit träumerischen Augen, hier stolze Züge mit einem Blick, der dem eines Adlers glich: das paßte nimmermehr zusammen. Doch ging es besser, als Anton gedacht hatte. Bernhard hörte mit Achtung an, was der Jokei erzählte, und da Anton eifrig bemüht war, das Gespräch auf ein Gebiet zu bringen, wo auch Bernhard Theil nehmen konnte, blieb die Unterhaltung in Fluß.

„Fink hat auch Indianer gesehen," sagte Anton zu Bernhard.

„Haben Sie etwas von ihren Liedern gehört?" frug der Gelehrte.

„Ich habe sie einige Male gehört. Möglich, daß klügere Leute etwas Erbauliches in ihrem Gesange finden, mir ist er nie anders vorgekommen, als kläglich. Schlagen Sie auf ein altes Buch und singen Sie dazu durch die Nase mit allerlei Nebentönen: „Tum, tum, te—ticke, ticke te, — Och, och, tum, tum, te," so haben Sie ihren Gesang, der auf Deutsch ungefähr bedeuten würde: „Guter Geist, gieb Büffel, Büffel, Büffel. Dicke Büffel gieb uns, guter Geist." — Seine Zuhörer lachten. — „Und wozu sollen diese Geschöpfe kunstvolle Lieder machen? Entweder sind sie auf der Jagd, oder sie suchen Scalpe, oder sie essen und schlafen, oder sie halten Parlamentsreden, wozu sie allerdings große Neigung haben."

„Aber die Frauen?" frug Bernhard lächelnd.

„Wie es bei den mit der Poesie steht, weiß ich nicht,

mir rochen sie immer zu sehr nach Fett. Freilich, wenn man nichts Anderes hat, gewöhnt man sich auch daran. Doch ist mit den Männern noch besser zu verkehren. So ein nackter Bursch auf seinem halbwilden Pferde ist kein übler Anblick."

„Die erste Begegnung muß doch sehr imponiren, ihre auffallende Tracht und ihr stolzes Wesen," warf Bernhard ein.

„Das kann ich nicht sagen," versetzte Fink. „Vor Jahren machte ich mit meinem Onkel eine Reise nach der Agentur einer Pelzwaaren-Compagnie, bei der er betheiligt war. Als wir aus dem Dampfer an's Ufer stiegen, fanden wir am Landungsplatz eine Gesellschaft der röthlichen Herren, welche stark betrunken war. Ein langer Schlingel schritt auf meinen Onkel zu und hielt ihm eine Rede, die, wie der Dolmetsch erklärte, die Versicherung enthielt, daß sie sämmtlich große Krieger wären, und nach jedem Satze bellte die Bande ein lautes Hau, hau, das in ihrer Sprache so viel als ja bedeutet. Es war ein Trupp Schwarzfüße."

„Es waren Sioux," verbesserte Bernhard bescheiden.

Fink legte den Theelöffel hin und sah Bernhard groß an. „Ich calculire, Herr, es waren Schwarzfüße."

„Es waren doch wohl Sioux," wiederholte Bernhard. „Bei den Schwarzfüßen lautet das Ja anders."

„Wetter," rief Fink, „wenn Sie mit den rothen Teufeln so bekannt sind, wozu lassen Sie mich hier meine Jagdgeschichten erzählen?"

„Ich habe mich nur ein wenig um ihre Sprache bekümmert," erwiederte Bernhard, „es ist ein Zufall, daß ich

vor Kurzem einige Wörterverzeichniſſe verſchiedener Stämme durchgeſehen habe.“

„Und wozu haben Sie ſich die unnütze Mühe gemacht? Es wird dort drüben ſchnell aufgeräumt; bevor Sie eine Sprache erlernen, iſt der Stamm ausgerottet, der ſie ſprach.“

Jetzt wurde Bernhard beredt. Er ſagte, daß die Kenntniß der Sprachen für die Wiſſenſchaft die beſte Hülfe ſei, um das Höchſte zu verſtehen, was der Menſch überhaupt begreifen könne, die Seelen der Völker.

Die vom Geſchäft hörten aufmerkſam zu. Als Bernhard ſich entfernt hatte, rief Fink noch immer verwundert: „Er geht mit unſerm alten Herrgott um, wie mit einem Dutzbruder, und konnte vorhin rechts und links nicht unterſcheiden.“

Die Folge dieſes Abends war, daß Bernhard einige Tage ſpäter ſogar auf den Polſterſtuhl Finks zu ſitzen kam und daß er ſelbſt den Muth faßte, mit Anton auch Fink zu ſich einzuladen. „Es iſt keine Geſellſchaft,“ fügte er hinzu, „ich möchte nur Sie beide einmal auf meinem Zimmer ſehen.“

Fink ſagte zu.

Darüber entſtand in der Familie Ehrenthal große Aufregung. Bernhard ſtäubte ſelbſt ſeine Bücher ab und ſtellte die verkehrten zurecht, und es geſchah das Unerhörte, daß er ſich um die Wirthſchaft kümmerte. „Es muß Thee ſein, Abendeſſen, Wein, auch Cigarren.“

„Du ſollſt um nichts ſorgen,“ beruhigte ihn die Mutter;

„wenn der Herr von Fink dein Gaſt iſt, ſo ſoll er ſehen, wie es in unſerm Hauſe zugeht.“

„Die Cigarren werde ich dir kaufen,“ rief der Vater, „wie ſie rauchen die jungen Herren, etwas Feines, und ich werde dir auch beſorgen den Wein. Laß Faſanen holen, Sidonie.“

„Wir wollen einen Lohndiener annehmen,“ ſagte die Mutter.

„So will ich's nicht,“ widerſprach Bernhard ängſtlich, „die Herren kommen zu mir als gute Freunde, und ſo ſollen ſie aufgenommen werden, in meiner Stube und ohne fremden Diener.“

Und als die Stunde des Beſuchs herankam, wie wurde da Bernhard eifrig, ja er wurde ärgerlich, nichts war ihm in Ordnung. „Wo iſt der Theekeſſel? Noch ſteht kein Keſſel in meiner Stube,“ rief er der Mutter zu.

„Ich werde dir den Thee eingießen und hineinſchicken, wie ſich's bei Herrengeſellſchaft paßt,“ ſagte die Mutter, die im neuen Seidenkleide auf- und abrauſchte.

„Nein,“ entgegnete Bernhard eigenſinnig, „ich ſelbſt will den Thee machen, Wohlfart macht ihn, und Herr von Fink macht ihn.“

„Der Bernhard will ſelbſt den Thee machen!“ rief die Mutter verwundert Roſalien zu. „Ein Wunder, er will ſelbſt den Thee machen!“ rief Ehrenthal in ſeiner Schlafſtube, in der er gerade unter den Stiefeln klapperte. „Er will Thee machen!“ rief die Köchin in der Küche und ſchlug die Hände zuſammen.

Und wieder kam Bernhard in die Wohnſtube gerannt,

eine geſchliffene Flaſche in der Hand. „Was iſt das hier?“ frug er im Eifer.

„Arak,“ ſagte die Mutter.

„Es muß Rum ſein, Fink trinkt keinen Arak im Thee.“

„Ich werde ſelbſt gehen, Rum holen,“ rief Ehrenthal, ergriff ſeinen Hut und lief mit der Flaſche zum Nachbar Goldſtein, dem Weinhändler.

Auf dem Wege ſagte Anton zu Fink: „Es iſt hübſch von dir, Fritz, daß du mitkommſt. Bernhard wird eine große Freude darüber haben.“

„Der Menſch muß Opfer bringen,“ erwiederte Fink. „Ich habe mir die Freiheit genommen, im Voraus zu Abend zu eſſen, denn ich habe einen Abſcheu vor Gänſefett. Aber das ſchönſte Mädchen der Stadt iſt ſchon eine Entſagung werth. Ich habe ſie neulich wieder im Concert geſehen, ein prachtvoller Leib. Und welche Augen! Ihr Vater, der alte Wucherer, hat nie einen Edelſtein unter ſeinen Händen gehabt, der ſo funkelt.“

„Wir ſind zu Bernhard eingeladen,“ verſetzte Anton mit leiſem Vorwurf.

„Jedenfalls wird doch die Schweſter zu ſehen ſein,“ ſagte Fink; „wo nicht, ſo zwingen wir ihn, ſie vorzuführen.“

„Ich hoffe, ſie wird unſichtbar bleiben,“ ſeufzte Anton.

Die Thür öffnete ſich, das Entrée war durch zwei prachtvolle Lampen erleuchtet, Bernhards Stube war feſtlich geſchmückt. Eine große Blumenvaſe ſtand auf dem Tiſch, daneben buntes Porcellan, vergoldete Löffel auf ſeidener Tiſchdecke, und ein großes Bund Imperiales von rieſigem Format, wahre Stangen, die man ohne Stütze zwiſchen den Lippen

nicht erhalten konnte. Auf dem Boden war ein neuer Teppich ausgebreitet, es war Alles sehr anständig. Und wie liebenswürdig war Bernhard als Wirth. Er machte den Thee. Er bat in rührender Hülflosigkeit Fink um Rath, wie viel Thee er einschütten solle, er drehte den Hahn so künstlich herum, daß lange Zeit gar nichts aus der Oeffnung floß, und dann wieder die Fluth nicht zu bändigen war. Erröthend scherzte er über seine eigene Ungeschicklichkeit, und seine Augen leuchteten vor Freude, als Fink entschied, der Thee sei vortrefflich. Eifrig bot er die Cigarren, andächtig hörte er die Belehrung, die ihm Fink über das schickliche Maß hielt, in welchem diese Erfindung menschlichen Scharfsinnes geformt werden müsse. Und ganz glücklich wurde er, da Anton endlich bat, dem Freund seine Bücherschätze zu zeigen, und da Fink über das Aussehen der fremden Buchstaben humoristische Glossen machte. Als gute Leute saßen die Drei zusammen und plauderten eine Stunde in bester Eintracht. Fink war in der menschenfreundlichsten Stimmung, und Anton bat die Götter im Stillen, die schöne Schwester nur heut von ihrem Tisch fern zu halten.

Doch Punkt neun Uhr öffnete sich die Thür des Nebenzimmers, und Frau Sidonie überschritt majestätisch die Schwelle. „Bathseba tritt ein zu König David," sagte Fink leise zu Anton; erzürnt drückte ihm Anton den Fuß. Bernhard stellte verlegen vor, die Frau vom Hause lud in das Nebenzimmer, Herr Ehrenthal und Rosalie präsentirten sich. Fink trat zu dem schönen Mädchen, nannte sie gnädiges Fräulein und erzählte ihr, daß er eine alte Bekanntschaft erneuere, da er sie bereits in der Akademie gesehen habe.

Er setzte sich zwischen Mutter und Tochter zu Tisch, er sagte ihnen im gleichgültigsten Ton so viele Artigkeiten, daß Beide bezaubert wurden. Er rühmte gegen die Mutter die entfernte Residenz, gegen welche diese Stadt ein kleinlicher Haufe von Ziegelsteinen sei, er ließ sich mit Rosalien in eine lebhafte Unterhaltung über Musik ein, für die er sonst wenig Herz hatte, er versprach ihr beim nächsten Wettrennen einen guten Platz auf der Tribüne, er erzählte kleine Geschichten aus der besten Gesellschaft, in denen er mit Humor die Schwächen derselben karrikirte. Er entzückte dadurch die Frauen, die mit Eifersucht auf die Kreise hinsahen, die sich gegen Leute von Bildung so sehr abschlossen, er erfreute dadurch auch Bernhard, der auf diese Berichte lauschte, wie auf die Kunde aus fremder Welt. Es war von einer Fürstin die Rede, welche für eine berühmte Schönheit galt, Fink war ihr irgend einmal vorgestellt worden und fand, daß sie dem Fräulein vor ihm zum Verwechseln ähnlich sah, etwas kleiner war die Fürstin, die Gestalt weniger edel; er bewunderte dreist eine Mosaikbroche an der Brust von Frau Sidonie und verglich sie mit einem kostbaren Kunstwerk in einem Museum. Nur Vater Ehrenthal war für ihn nicht vorhanden. Nach den ersten Begrüßungen mit Anton machte der Händler einige vergebliche Versuche, mit Fink eine Unterhaltung anzuknüpfen. Aber Fink sprach über ihn weg, als ob ein Stück Luft auf dem Stuhle des Hausherrn sitze. Und doch war er nicht unartig, Jedem war, als müßte es so sein. Ehrenthal selbst fand sich mit Demuth in die bescheidene Rolle, zu der er verurtheilt war, und rächte sich dadurch, daß er einen ganzen Fasan verzehrte.

Als Fink merkte, daß es ein wenig unbequem war, die Frauen zu lebhafter Theilnahme an der Unterhaltung heranzuziehen, fing er an, in seiner Weise mit Worten zu phantasiren.

Die Mutter klagte gegen ihn über Bernhards Stubensitzen.

„Er ist ein Aristokrat," antwortete Fink gutmüthig. „Der zehnte Mensch ist ihm nicht recht. Die Herren Gelehrten haben alle diese Eigenthümlichkeit. Wenn ich meinem Schöpfer für etwas dankbar bin, so ist es dafür, daß er mich zu einem einfachen bescheidenen Mann gemacht hat, dessen Kopf nicht stark genug ist, große Weisheit zu vertragen. Uns gewöhnlichen Menschen wird es am leichtesten, mit dieser Welt fertig zu werden, wir sind genöthigt, uns in Andere zu schicken. Wer aber berechtigt ist, große Ansprüche zu machen wegen seines Wissens oder wegen seiner Schönheit" — hier neigte er sich mit überzeugender Ehrlichkeit gegen die Tochter vom Hause — „der findet leicht die Welt nicht so, wie er sie fordert, während ich und meines Gleichen die Ueberzeugung haben, daß sie ganz vortrefflich eingerichtet ist."

„Es ist doch viel Gemeines auf der Erde," sagte Madame Ehrenthal.

„Daß ich nicht wüßte," rief Fink lachend. „Ich gebe Ihnen zu, daß einige Insecten einen gemeinen Charakter haben, und daß es gemein ist, sich in Branntwein zu betrinken. Im Uebrigen kommt Vieles auf Ansichten an. Sehen Sie diese Auster. Ich wette, es giebt zahlreiche Fische und Erdbewohner, welche dies holde Geschöpf für etwas Gemeines halten,

mir erſcheint ſie als eine der vornehmſten Erfindungen der Natur. Was verlangen wir von einem Vornehmen? Die Auſter hat Alles: ſie iſt ruhig, ſie iſt ſtill, ſie ſitzt feſt auf ihrem Grund und Boden. Sie ſchließt ſich ab gegen die Außenwelt, wie kein anderes Geſchöpf. Wenn ſie ihre Schalen zuklappt, ſo deutet ſie auf das entſchiedenſte an: Ich bin für Niemand zu Hauſe; wenn ſie ihr perlmutternes Haus öffnet, ſo zeigt ſie den bevorzugten Ebenbürtigen ein zartes gefühlvolles Weſen. Wenn der Menſch das Recht hat, etwas Geſchaffenes zu beneiden, ſo iſt es die Auſter. Sie werden ſagen, daß das Seewaſſer kein anſprechendes Element iſt. Aber da muß ich widerſprechen. Wer auf die ſchlechte Gewohnheit verzichten kann, alle Augenblicke nach Luft zu ſchnappen, wie wir leider thun müſſen, für den muß es dort unten auf dem Meeresgrund ſehr gemüthlich ſein." Er wandte ſich zu Roſalie: „Nur die muſikaliſche Bildung der Auſter iſt, wie ich fürchte, ungenügend. Außer dem Heulen des Sturmwinds und dem Geraſſel des Dampfſchiffs dringen nicht viele Töne in ihre Behauſung."

„Treiben Sie Muſik?" frug Roſalie.

„Kaum darf ich das zugeben," erwiederte Fink verbindlich. „Ich klimpere ein wenig auf dem Flügel herum, und wenn ich zu ſingen verſuche, meide ich Menſchenwohnungen. Aber ich ſtehe zur Muſik in dem Verhältniß eines unglücklichen Liebhabers. Ich habe ein Inſtrument, das ich ſchwärmeriſch verehre, und ich würde viel darum geben, wenn ich im Stande wäre, daſſelbe mit Meiſterſchaft zu ſpielen."

„Die Violine?" frug Roſalie.

„Vergebung, die Pauke. Ich frage Sie, was heißt ſpielen

auf den anderen Instrumenten? Es ist ein ewiges unruhiges Umherrasen von der Höhe zur Tiefe und wieder umgekehrt, eine ungemüthliche Anstrengung in allen möglichen Schnelligkeiten, Triolen, Trillern, Tremolo's und wie die Quälereien alle heißen. Nur selten erscheint eine lange, dicke, ruhige Note, ein solider Ton, welcher aushallt und nicht von der nächsten Note seinen Fußtritt bekommt. Nehmen Sie dagegen den Ton der Pauke. Welche Kraft, welche Feierlichkeit und welche Wirkung! Und erst der Glückliche, dem ein solches Instrument anvertraut wird! Man sagt den übrigen Virtuosen nach, daß sie reizbar und empfindlich sind, der Pauker wird ein Held, ein großer Charakter, er bekommt eine Weltanschauung, wie sie nur auf dem erhabensten Standpunkt möglich ist. Er paustrt, dreißig, funfzig Tacte, unterdeß rennt und quiekt das Volk der übrigen Töne durcheinander, wie die Mäuse, wenn die Katze nicht zu Hause ist. Er allein steht in einsamer Größe, scheinbar mit nichts beschäftigt, er nimmt vielleicht eine Prise oder sucht sich lächelnd die schönsten Damen im Zuhörerraum. Aber innerlich denkt er: 27, wartet nur, ihr ruppiges Notengesindel, 28, ich werde euch sogleich eins auf den Kopf geben, 29, diese Geige wird naseweis, 30, bum! er schlägt auf, und die andern Instrumente fahren aufgeregt zusammen, sie fühlen die Sprache ihres Herrn und Meisters, und alle Zuhörer athmen tief auf, das große Wort ist gesprochen." — Rosalie lachte.

„Ich lasse mir nächstens ein Paar Pauken bauen und werde mir die Ehre geben, ein Duett für Pauke und Fortepiano zu schreiben und Ihnen, mein Fräulein, zu widmen, am liebsten ein gefühlvolles Notturno. — Beim Apoll, ein

vortrefflicher Wein! Was für ein Landsmann? Ich habe noch nicht die Ehre seiner persönlichen Bekanntschaft."

„Es ist ein Ungarwein, alter Menes," rief Vater Ehrenthal über den Tisch, „er hat funfzig Jahre gelegen im Keller."

„Kennen Sie die Sorte, Herr Bernhard?" frug Fink, die Worte des Vaters überhörend.

„Ich verstehe wenig vom Wein," sagte Bernhard.

„Schade," erwiederte Fink. „Wer ein Gönner der Poeten ist, wie Sie, der sollte auch etwas auf seinen Weinkeller halten. Aber da wir von Musik sprechen, müssen Sie uns wenigstens sagen, wie Ihre persischen Freunde, die Herren Jussuf und Sadi, ihre Lieder den schwarzäugigen Schönen vorsingen. Bitte, recitiren Sie uns ein Gedicht auf persische Weise."

Bernhard setzte ernsthaft auseinander, daß die Musik des Orients für unser Ohr manches Auffallende habe, und hatte lange zu thun, um die angelegentlichen Bitten Finks abzuwehren, welcher durchaus einen Vortrag in Originalsprache und Melodie von ihm hören wollte.

So zog Fink die Tafel hin bis nach Mitternacht, zuletzt mußte Rosalie sich an den Flügel setzen, dann fuhr auch er mit den Fingern über die Tasten und sang ein wildes Lied in spanischer Sprache. Als die Gäste sich entfernten, war die Familie entzückt. Rosalie eilte wieder an den Flügel und suchte die Melodie des fremden Gassenhauers zu wiederholen, die Mutter war unerschöpflich im Ruhme des vornehmen Wesens; auch der von den Stühlen der Menschheit gestrichene Vater war über den Besuch des reichen Erben begeistert und wiederholte in angenehmer Weinlaune, daß er über eine

Million schwer sei. Selbst Bernhards unschuldige Seele war durch die Art des gewandten Mannes mächtig gefesselt. Wohl hatte er bei den Reden Finks zuweilen ein leichtes Mißbehagen gefühlt, es war ihm vorgekommen, als mache der Fremde sich über ihn und die Seinen lustig, aber er war zu unerfahren, um das vollständig zu übersehen, und beruhigte sich damit, daß solche Gleichgültigkeit zum Wesen der Weltleute gehöre.

Nur Anton war unzufrieden mit dem Freunde und sagte ihm das auf dem Heimwege.

„Du hast gesessen wie ein Stock," erwiederte Fink, „ich habe die Leute unterhalten, was willst du mehr? Laß dich in eine Maus verwandeln und kriech in die Löcher der aufgeputzten Stube, und du wirst hören, wie sie jetzt mein Lob singen. Kein Mensch kann mehr verlangen, als daß man ihn so behandelt, wie ihm selbst behaglich ist."

„Ich meine," sagte Anton, „man soll ihn so behandeln, wie es der eigenen Bildung würdig ist. Du hast dich benommen, wie ein leichtsinniger Edelmann, der morgen bei dem alten Ehrenthal eine Anleihe machen will."

„Ich will leichtsinnig sein," rief Fink lustig, „vielleicht will ich auch eine Anleihe bei dem Hause Ehrenthal machen. Schweig jetzt mit deinen Bußpredigten, es ist ein Uhr vorüber."

Einige Tage später erinnerte sich Anton nach dem Schluß des Comtoirs, daß er dem jungen Gelehrten die Uebersendung eines Buches versprochen hatte. Da Fink schon vor einer

Stunde weggegangen war und, wie er oft that, den Paletot Antons mitgeführt hatte, so wickelte dieser sich in Finks Burnus, der auf seiner Stube lag, und eilte in Ehrenthals Haus. Er trat an die weiße Thür und war nicht wenig verwundert, als die Thür geräuschlos aufging und eine verhüllte Gestalt herausschlüpfte. Ein weicher Arm legte sich in den seinen und eine leise Stimme sprach: „Kommen Sie schnell, ich erwarte Sie schon lange.“ Anton erkannte Rosaliens Stimme. Er stand starr wie eine Bildsäule und erwiederte endlich mit dem Erstaunen, das in solcher Lage verzeihlich ist: „Sie verkennen mich, mein Fräulein.“ Mit einem unterdrückten Schrei huschte die junge Dame die Stufen hinab, Anton trat kaum weniger erschrocken in Bernhards Zimmer. Er hatte in der Verwirrung den Mantel nicht abgenommen, und erlebte jetzt das Leid, daß der kurzsichtige Bernhard auf ihn zutrat und ihn Herr von Fink anredete. Ein schrecklicher Verdacht stieg in ihm auf, er schützte gegen Bernhard große Eile vor und trug den unglücklichen Mantel schnell nach Hause über einem Herzen voll Schmerz und Aerger. Wenn es Fink war, der von der schönen Tochter Ehrenthals zu so vertraulichem Abholen erwartet wurde! Je länger Anton auf den Abwesenden wartete, desto höher stieg sein Unwille. Endlich hörte er Finks Tritt auf den Steinen des Hofes und eilte mit dem Mantel zu ihm hinab. Er erzählte kurz, was ihm begegnet war, und schloß mit den Worten: „Sieh, ich hatte deinen Mantel um, und es war dunkel, ich habe den häßlichen Verdacht, daß sie mich für dich gehalten hat, und daß du das Vertrauen Bernhards in unverantwortlicher Weise gemißbraucht hast.“

„Ei, ei," ſagte Fink kopfſchüttelnd, „da ſieht man, wie ſchnell der Tugendhafte bereit iſt, ſeine Steine auf Andere zu werfen. Du biſt ein Kindskopf. Es giebt mehr weiße Mäntel in der Stadt, wie kannſt du beweiſen, daß es gerade mein Mantel war, der erwartet wurde? Und dann erlaube mir die Bemerkung, daß du ſelbſt dich bei dieſem Abenteuer in einer Weiſe benommen haſt, die weder artig, noch entſchloſſen, noch irgend etwas Anderes war, als täppiſch. Warum haſt du nicht das Fräulein die Treppe herunter geführt? Und wenn die Verwechſelung unten nicht mehr zu verbergen war, konnteſt du nicht ſagen: Zwar bin ich nicht der, für den Sie mich halten, aber ich bin ebenfalls bereit, in Ihrem Dienſt zu ſterben, und ſo weiter?"

„Du täuſcheſt mich nicht," erwiederte Anton. „Ich traue nicht, daß du mir die Wahrheit ſagſt. Wenn ich mir Alles recht überlege, ſo kann ich, trotz deinem Leugnen, den Verdacht nicht los werden, daß du doch der Erwartete warſt."

„Du biſt ein kleiner Schlaukopf," ſagte Fink gemüthlich, „du wirſt mir aber ebenfalls zugeſtehen, daß ich, da eine Dame im Spiel iſt, nichts Anderes thun kann, als leugnen. Denn ſiehſt du, mein Sohn, wenn ich dir Geſtändniſſe machte, ſo würde ich ja die ſchöne Tochter des ehrenwerthen Hauſes compromittiren."

„Leider fürchte ich," rief Anton, „daß ſie ſich ohnedies compromittirt fühlt."

„Na," ſagte Fink ruhig, „ſie wird's ertragen."

„Aber Fritz," rief Anton die Hände ringend, „haſt du denn gar keine Empfindung für das Unrecht, was du an Bernhard begehſt? Du verleiteſt die Schweſter eines gebil-

deten und feinfühlenden Menſchen zu Thorheiten, die für ſie verhängnißvoll werden müſſen. Gerade daß ſein reines Herz in einer Umgebung ſchlägt, die er nur ertragen kann, weil er ſo voll Vertrauen iſt und ſo wenig erfahren, gerade das macht dein Unrecht für mich ſo bitter.“

„Deßhalb wirſt du am klügſten thun, wenn du das große Zartgefühl deines Freundes ſchonſt und ſeiner Schweſter Verſchwiegenheit gönnſt.“

„Nein,“ erwiederte Anton zornig, „meine Pflicht gegen Bernhard zwingt mich zu etwas Anderem. Ich muß von dir fordern, daß du dein Verhältniß zu Roſalie, von welcher Art es auch ſei, auf der Stelle abbrichſt und dich bemühſt, in ihr nur das zu ſehen, was ſie dir immer hätte ſein ſollen, die Schweſter meines Freundes.“

„So?“ entgegnete Fink ſpöttiſch, „ich habe nichts dawider, daß du dieſe Forderung ſtellſt. Wenn ich aber nicht darauf eingehe, wie dann? Immer vorausgeſetzt, was ich überhaupt leugne, daß ich der glückliche Erwartete war.“

„Wenn du nicht darauf eingehſt,“ rief Anton in großer Bewegung, „ſo kann ich dir dieſen Streich niemals verzeihen. Das iſt nicht mehr Mangel an Zartgefühl, es iſt etwas Schlimmeres.“

„Und was, wenn's beliebt?“ frug Fink kalt.

„Es iſt ſchlecht,“ rief Anton. „Es war ſchon ſchlimm genug, daß du die Koketterie des Mädchens benutzteſt, aber es iſt doppelt ſchlecht, daß du auch jetzt nicht daran denken willſt, wie du ſie kennen gelernt haſt, nicht an ihren Bruder und nicht an mich, der ich dieſe unglückliche Bekanntſchaft vermittelt habe.“

„Und du laß dir sagen," erwiederte Fink, die Lampe seiner Theemaschine anzündend, „daß ich dir durchaus nicht das Recht einräume, mir solche Vorträge zu halten. Ich habe keine Lust, mit dir zu zanken, aber ich wünsche über diesen Gegenstand kein Wort weiter von dir zu hören."

„Dann muß ich dich verlassen," sagte Anton, „denn es ist mir unmöglich, mit dir über Anderes zu sprechen, so lange ich die Empfindung habe, daß du frevelhaft handelst." Er ging zur Thür. „Ich lasse dir die Wahl, entweder du brichst mit Rosalie, oder, so furchtbar mir ist, das auszusprechen, du brichst mit mir. Wenn du mir bis morgen Abend nicht die Versicherung giebst, daß deine Intrigue zu Ende ist, so gehe ich zu Rosaliens Mutter."

„Gute Nacht, du dummer Tony," sagte Fink.

Anton verließ den leichtsinnigen Freund. Es war der erste ernsthafte Streit zwischen ihm und Fink. Er war sehr unglücklich über Finks Leichtsinn und schritt bis tief in die Nacht in seinem Zimmer trostlos auf und ab. Dem harmlosen Bernhard etwas zu sagen, erschien ihm bei der Persönlichkeit des Gelehrten bedenklich, er fürchtete, ihn im tiefsten Herzen zu verwunden, und traute ihm wenig Einfluß auf die Schwester zu. Auch Fink war ärgerlich über den Zufall. Er trank seinen Grog diesmal allein und dachte vielleicht mehr an Antons Groll, als an den Schreck der schönen Rosalie.

Der nächste Tag war grau für Beide. Sonst wenn Fink in's Comtoir trat, nickte er dem Freunde, der ihm seit einiger

Zeit gegenüber saß, freundlich zu, und Anton kam dann schnell an den Stuhl des Andern und frug leise, wie Fink den letzten Abend verlebt hatte. Heut saß Anton stumm auf seinem Platz und beugte sich tief auf den Brief hinab, als Fink sich ihm gegenüber setzte. Jeder mußte, wenn er aufsah, in das Gesicht des Andern blicken, heut hatten Beide die Aufgabe, zu thun, als ob ihnen gegenüber ein leerer Raum sei. Es war Fink leicht gewesen, den Vater Ehrenthal als Luft zu behandeln, bei Anton war auch ihm das lästig, und Anton, der keine solche Gewandtheit im Uebersehen fremder Körper hatte, fühlte sich höchst unglücklich, wenn er nach rechts und links ausschauen mußte, bei dem Kopf des Andern vorbei, über ihn weg, immer gleichgültig, wie der Kriegsbrauch zwischen Schmollenden nöthig macht. In der Mitte des Vormittags kam das Frühstück in das Comtoir, dann wurde eine kurze Pause gemacht, die Herren standen von ihren Plätzen auf und traten zusammen. Heut blieb Anton sitzen, weil sein Platz der einzige Ort war, welcher ihn vor der Berührung mit Fink sicherte. Alles verschwor sich, Beiden ihre Rolle schwer zu machen. Schmeie Tinkeles erschien im Comtoir, und Fink hatte wieder eine lächerliche Verhandlung. Alle Herren sahen auf Fink und sprachen mit ihm; sonst hatte Anton dem Freunde fröhliche Zeichen des Einverständnisses gemacht, jetzt starrte er vor sich hin, als ob Tinkeles hundert Meilen entfernt wäre. Herr Schröter gab Anton einen Auftrag, bei dem er Fink um Auskunft fragen mußte. Anton war genöthigt, sich vorher stark zu räuspern, damit seine Stimme nicht gepreßt klang, und als Fink eine kurze Antwort gab, kränkte ihn das, und sein

Zorn gegen den Verstockten loderte wieder zu heller Flamme auf. Zum Mittagessen waren die Beiden immer zusammen gegangen, Fink hatte regelmäßig gewartet, bis Anton ihn abholte. Heut kam Anton nicht. Fink ging mit Herrn Jordan in's Vorderhaus, so daß Jordan verwundert frug: „Wo bleibt denn Wohlfart?" und Fink mußte sagen: „Wo er will."

Am Nachmittag konnte sich Anton nicht enthalten, einige Mal heimlich von seinem Briefe aufzusehen und den Kopf und das stolze Angesicht des Anderen zu betrachten. Dabei mußte er denken, wie fürchterlich es für ihn sei, von jetzt ab dem Manne fremd zu werden, an dem er so sehr hing. Aber er blieb fest. Auch jetzt, wo der erste Zorn verraucht war, fühlte er, daß er nicht anders handeln konnte. Diese Ueberzeugung rührte ihm das Herz. Und in solcher Stimmung vermied er nicht mehr auf den Platz des verlorenen Freundes zu schauen. Als Fink aufblickte, sah er das Auge Antons voll Trauer auf seinem Gesichte ruhen. Der schmerzliche Ausdruck beunruhigte den Rücksichtslosen mehr, als der frühere Zorn. Er erkannte daraus, daß Anton fest war, und die Waagschaale, worin Rosalie saß, fuhr in die Höhe. Wenn Anton in seiner Spießbürgerlichkeit zu Rosaliens Mutter ging, so wurde ihm das Abenteuer doch verdorben. Zwar um den Zorn der Mutter kümmerte er sich wenig, Rosalie mochte sehen, wie sie mit ihr fertig wurde, aber der Gedanke an den harmlosen Bernhard war ihm unbehaglich. Und was das Schlimmste war, sein eigenes Verhältniß zu Anton war für immer zerstört, sobald dieser erst mit einer dritten Person über die Liaison gesprochen hatte. Diese Erwägung zog ihm die Stirn in Falten.

Kurz vor sieben Uhr fiel ein Schatten auf Antons Papier. Anton sah auf, Fink hielt ihm schweigend einen kleinen Brief über das Pult, die Aufschrift war an Rosalie. Anton sprang von seinem Sitz auf.

„Ich habe an sie geschrieben," sprach der Andere mit eisiger Kälte; „da deine Freundschaft mir nur die Wahl läßt, entweder das Mädchen zu compromittiren oder meine Studien über eine interessante Völkerseele aufzugeben, so muß ich mich zu dem Letzteren verstehen. Hier ist der Brief. Ich habe nichts dagegen, daß du ihn liest. Es ist ihr Laufpaß."

Anton nahm den Brief aus der Hand des Sünders, siegelte ihn in der Eile mit dem kleinen Comtoirstempel und übergab ihn einem Hausknecht zur schleunigen Abgabe auf der Stadtpost.

So war die Gefahr beseitigt, aber es blieb seit diesem Tage eine Spannung zwischen den beiden Verbündeten. Fink grollte, und Anton konnte nicht vergessen, was er Verrath an seinem Freund Bernhard nannte. Und Fink trank durch einige Wochen seinen Thee nicht in Antons Gesellschaft.

7.

Das Haus von T. O. Schröter hatte einen Tag im Jahre, an dem es ſich unabänderlich dem Vergnügen ergab. Dies geſchah zur Erinnerung an die Stunde, in welcher Herr Schröter als Theilhaber in das Geſchäft ſeines Vaters eingetreten war. Wenn dieſer Tag durch die Tücke der Kalendermacher unter die Wochentage geſetzt wurde (und es war ſechs gegen eins zu wetten, daß ſie dem Geſchäft den Poſſen ſpielten), ſo wurde das Feſt am nächſten Sonntag gefeiert. Es war keine Feſtfeier, welche übermäßig aufregte, ſie hatte einen ruhigen regelmäßigen Verlauf und einen leiſen Anflug von Geſchäftlichkeit. Zuerſt war großes Diner des Comtoirs beim Prinzipal, dann fuhr die Geſellſchaft nach einem nahe gelegenen Dorfe, wo der Kaufmann ein Landhaus beſaß, und wo eine Anzahl öffentlicher Gärten und Sommerconcerte die Stadtbewohner anzogen. Dort wurde Kaffe getrunken, Natur genoſſen, und am Abend zur Bürgerſtunde nach der Stadt zurückgefahren.

In dieſem Jahr feierte der Kaufmann das fünfundzwanzigjährige Jubiläum ſeines Eintritts. Schon am Morgen gratulirten Deputationen der Auflader und Hausknechte, an der Mittagstafel waren heut die Collegen im höchſten Staat verſammelt, Herr Liebold in einem neuen Frack, den er, wie alle Prachtſtücke ſeiner Garderobe, ſeit vielen Jahren an dieſem Feſt zum erſten Mal trug.

lobt sei, war noch viel zu wenig, als Verlobter hätte er nicht im Fond sitzen dürfen, nein, er saß da, wie mit ihr verheirathet. Der Gedanke trieb ihm den Schweiß aus allen Poren, er sah demüthig auf das Fräulein und bat sie mit leiser Stimme um Verzeihung wegen des Scandals, den er verursache. Sabine streckte zur Antwort ihre Hand aus und schüttelte ihm die seine kräftig. Da übermannte ihn die Freude, er beugte sich schon ein wenig herab, in der kühnen Absicht, ihr den Handschuh zu küssen. Und in demselben Augenblick fuhren sie bei dem Buchhalter von Strumpf und Kniesohl vorüber, Herr Liebold schnellte stracks in die Höh, jetzt war das Unglück geschehen, Sabine und er waren das Opfer eines unerhörten Irrthums. Es war unnütz, noch gegen das Schicksal anzukämpfen. Er saß fortan verklärt und still selig, bis die Wagen vor der großen Restauration des Dorfes anhielten. Man stieg aus, die Herren sammelten sich um das seidene Gewand ihres Fräuleins, rauschende Musik scholl ihnen entgegen, sie traten in die Buchengänge des geschmückten Gartens, welcher heut mit den glänzenden Toiletten der Städter angefüllt war.

Sabine schwebte in einer Wolke von Herren dahin. Es ist möglich, daß dieser wandelnde Hof mancher Mitschwester größere Freude gemacht haben würde, als ihr. Jedenfalls sah es stattlich aus, als sie am Arm des Bruders durch die Gänge schritt, auf beiden Seiten und hinter ihr diensteifrige Herren, alle bemüht, sich mit ihr als dem Mittelpunkt in Verbindung zu halten, zumal heut, wo das Haus in Masse unter der Fashion der Stadt auftrat, und jeder Einzelne als Mitglied des berühmten Geschäfts zu repräsentiren hatte.

Liebold war in einem beſtändigen Lächeln begriffen, welches er auf der Außenſeite ſeines Geſichts allerdings zu bewältigen ſuchte, um bei den Vorübergehenden nicht den Argwohn zu erregen, daß er ſie auslache. Aber um ſo ſtärker arbeitete es in ſeinem Innern und fuhr zuweilen im gleichgültigen Geſpräch wie ein Wetterleuchten über ſein Geſicht, dehnte ihm plötzlich Naſe und Mund aus, und machte die Augen klein und glänzend. Er trug heut als Bevorzugter den Shwal des Fräuleins, ſchritt in angemeſſener Entfernung hinter ihr her und bezeichnete ſo die zweite von den Linien, welche die Firma im grünen Hauptbuch der Natur einnahm. Durch eine kühne Handbewegung hatte ſich Herr Specht in Beſitz des Sonnenſchirms geſetzt und umgab mit dieſem Sabine von allen Seiten, in der Regel marſchirte er wie ein Fähnrich voran am Rand des Gehölzes. Mit verlangendem Blick ſah er in das Gebüſch, ob ihm nicht eine auffallende Blume oder ein Schmetterling Veranlaſſung geben könnten, mit dem Fräulein eine Unterhaltung anzufangen. Jedenfalls war das nicht leicht, denn Fink ging neben ihr. Dieſer war heut in boshafter Stimmung, und wider Willen lachte Sabine über die unbarmherzigen Gloſſen, welche er auffallenden Geſtalten unter den Spaziergängern gönnte. Auch den maſſenhaften Aufmarſch der Firma machte er lächerlich, aber er ſelbſt verſchmähte nicht, etwas von dem excluſiven Stolz der Handlung zu empfinden.

Um ſie herum zogen, trippelten und rauſchten die Schwärme der Luſtwandelnden. Es war ein unaufhörliches Anſtarren, Grüßen, Ausweichen, der Kaufmann mußte immer wieder nach dem Hut greifen, und ſo oft er grüßte,

geriethen die vierzehn Hüte der Collegen ebenfalls in Bewegung und erregten in der Luft zahlreiche kleine Wirbelwinde. Das machte einen großartigen Eindruck.

Als die Hausgenossen einige Zeit in der Strömung fortgeschwommen waren, äußerte Sabine den Wunsch, auszuruhen. Sogleich flogen Tirailleure der Herren unter die Bankreihen und belegten einen Tisch. Man nahm Platz, die Kellner schleppten eine riesige Kaffekanne mit der entsprechenden Anzahl Tassen herbei. Jetzt war eine Freude, der Handlung zuzusehen, wie jeder der Herren bemüht war, dem Fräulein das Eingießen abzunehmen, weil die Kanne für sie zu schwer war, wie Sabine sich Anton zum Adjutanten erwählte, weil er im Salon der Collegen das Geschäft des Eingießens verrichtete, wie die Collegen sich freuten, daß man im Vorderhause auch das von ihnen wußte, ferner, wie verbindlich Sabine jedem der Herren den Kuchen präsentirte, und wie sie immer ein Auge darauf hatte, daß die Zuckerschaale und der Sahntopf in ihrem Laufe um den Tisch nicht unterbrochen wurden, und endlich, wie alle Collegen den braunen Trank des Wirths mit der stillen Ueberlegenheit von Leuten einnahmen, welche besser wissen, was guter Kaffe ist. Es war kein ruhiger Sitz, und Sabine hatte viel zu thun, die vorbeiziehenden Bekannten zu grüßen und den Freunden des Bruders, welche an sie herantraten, Rede zu stehen. Sie war allerliebst in dieser unaufhörlichen Bewegung. Mit einer ruhigen hausmütterlichen Haltung sprach sie mit den Herren vom Comtoir, und mit einfacher Herzlichkeit erhob sie sich und bewillkommnete die Herantretenden. Sie grüßte, scherzte und waltete über dem Kaffebret, sie sah auf die

Spaziergänger und hatte noch Zeit, prüfende Blicke in das Innere der Tassen zu werfen, welche sie Anton zureichte. Anton und Fink, Beide empfanden, wie gut ihr das sichere Wesen stand, und Fink sagte ihr das: „Wenn dies ein Tag der Erholung ist, Fräulein Sabine, so beneide ich Sie nicht um Ihre Arbeitstage. Keine Prinzeß hat im Empfangsaal so viele Rücksichten zu nehmen, so viel mit dem Kopf zu nicken, zu lächeln und Artiges zu sagen, als Sie. Es geht vortrefflich, Sie haben das jedenfalls einstudirt. Da kommt der Bürgermeister selbst, er wird Sie sogleich anreden. Jetzt thun Sie mir leid, mit dem Ohr sollen Sie auf mich hören, in der Hand halten Sie Liebolds Tasse und mit den Augen müssen Sie achtungsvoll den Großwürdenträger empfangen. Ich bin neugierig, ob Sie noch meine Worte verstehen."

„Nehmen Sie nur den Käfer aus Ihrer Tasse, ich werde Ihnen sogleich eingießen," sagte Sabine lachend und stand auf, den Bekannten des Hauses zu begrüßen.

Unterdeß belustigte sich Anton, die Urtheile der Vorübergehenden über seine Gesellschaft zu erlauschen. „Da ist Herr von Fink," wisperte eine junge Dame ihrer Begleiterin zu. „Ein nettes Gesicht, famose Taille," schnarrte ein Lieutnant. „Was ist ein Fisch unter so viele Hungrige?" brummte ein Ruchloser. „Still, das sind die von Schröters," stieß ein Commis den andern an. Als er so aufblickte, sah er zwei hohe üppige Gestalten langsam heranziehen. Es waren Dame Ehrenthal und Rosalie, Rosalie ging auf der Seite des Tisches. Ihr Gesicht überzog sich langsam mit einer dunkeln Röthe, als sie in dem Gedränge dicht an seinem und

Finks Platz vorüberkam. Unruhig sah er auf Fink, der wieder in lebhaftem Gespräch mit Sabine doch Augen genug hatte, die Nahenden zu bemerken. Anton erhob sich grüßend, der unerschütterliche Fink griff nachlässig an seinen Hut und blickte von seinem Sitze so kalt auf die beiden Frauen, als hätte er nie die Armbänder an dem weißen Arm der schönen Rosalie bewundert. Der Gruß Antons, die auffallende Schönheit Rosaliens, vielleicht einiges Auffallende ihrer Toilette bewirkten, daß auch Sabine die beiden Frauen aufmerksam ansah.

Die Tochter Ehrenthals achtete nicht auf Antons Gruß, ihre dunkeln Augen hefteten sich fest auf Sabine. Ein Flammenblitz voll Haß und Zorn fiel auf das Mädchen, welches sie für ihre glückliche Nebenbuhlerin hielt, so daß Sabine sich erschrocken zurückbeugte, wie um dem Anfall eines Raubthiers zu entgehen.

Mit zusammengepreßten Lippen, unsäglichen Widerwillen auf allen Zügen, fuhr Rosalie vorüber. Finks Lippen kräuselten sich und er zog seine Schultern ein wenig in die Höhe. Als die Frauen vorüber waren, sah Sabine erstaunt auf Anton und Fink, und frug: „Wer war das?"

„Eine von den Bekanntschaften. Antons," sprach Fink höhnend.

„Madame Ehrenthal und ihre Tochter," erwiederte Anton verlegen, „die junge Dame ist die Schwester des Gelehrten, von dem ich Ihnen neulich erzählt habe." Aber unwillkürlich sah er auf Fink, während er sprach, und Beide tauschten einen finstern Blick mit einander aus.

Sabine schwieg und rückte sich auf ihrer Bank zurück,

ihre frohe Laune war dahin. Die Unterhaltung kam nicht mehr in Fluß, und als der Bruder von einem Besuch bei dem nächsten Tisch zurückkehrte, erhob sich das Fräulein und lud die Herren ein, nach ihrem Garten zu kommen. Von Neuem zog sie mit ihrer Wolke dahin, aber Fink ging nicht mehr an der Seite des Fräuleins. Der glühende Blick voll Haß hatte die grünen Ranken versengt, welche sich wieder von ihr zu ihm gezogen hatten. Sabine wandte sich zu Anton und sprach mit diesem; sie mühte sich, heiter zu sein, aber Anton merkte ihr den Zwang an.

Der große Garten des Kaufmanns mit einem hübschen Gartenhaus und Glashäusern war ein Lieblingsaufenthalt Sabinens. Sommer und Winter fuhr sie hinaus, wenn das Wetter es irgend erlaubte, und besprach mit dem Gärtner alle Einzelnheiten der Einrichtung und Blumenzucht. Die Collegen bestürmten sie daher mit Fragen über Namen und Charakter ihrer Blumen; und während der Kaufmann mit Fink ein benachbartes Grundstück betrachtete, das ihm zum Kauf angeboten war, zeigte Sabine der übrigen Gesellschaft, was sie in der letzten Zeit angelegt hatte. Sie führte die Herren durch die Blumen, die Rasenstücke, in das Warmhaus. Der Bruder hatte ihr eine hohe Palme geschenkt, und die Palme, große Pisangblätter, tropische Farren und blühende Cacteen waren in einer Gruppe zusammengestellt, eine zierliche Bank und ein Tisch standen davor, es war ein allerliebster Wintergarten. Während Sabine erzählte, daß sie hier an sonnigen Wintertagen den Kaffe trinke, und wie schön es sich dann unter den großen Blättern sitze, brachte ihr der Gärtner auf einem Teller Kuchenbrocken und Vogelfutter. „Auch

wenn ich nicht so große Begleitung habe, bin ich hier nicht allein," sagte sie lächelnd.

„Wir bitten, stellen Sie uns den Vögeln vor," rief Anton.

„Sie müssen aber in das Gartenhaus treten und hübsch still sein," bat Sabine, „das kleine Volk kennt zwar mich, aber die vielen Herren würden ihm doch Schrecken einjagen."

Die Collegen zogen nach dem Gartenhaus, Pix lenkte den aufgeregten Specht am hintersten Rockknopf zurück und drehte die Glasthüre herum, Sabine streute das Futter einige Schritt von der Thür auf den Kies und schlug in die Hände. Dem Klatschen antwortete mehrstimmiger Ruf von den nächsten Bäumen und dem Dach des Hauses. Eine Menge kleiner Vögel schoß herzu und hüpfte mit lustigem Geschrei um die Krumen, sie waren so zahm, daß sie bis an die Füße Sabinens herankamen. Es war keine vornehme Gesellschaft, einige Finken, Hänflinge und ein ganzes Volk Spatzen. Sabine trat leise zur Thür und frug durch den Spalt: „Können Sie die einzelnen unterscheiden? so ähnlich auch die Herrschaften einander sehen, sie sind doch verschieden, nicht nur im Kleide, auch in ihrem Wesen. Mehrere davon kenne ich persönlich." Sie wies auf einen großen Sperling, ein schönes Männchen mit schwarzem Kopf und feurigem Braun auf dem Rücken: „Sehen Sie den dicken Herrn dort?"

„Er ist der größte von allen," sagte Anton erfreut.

„Er ist mein ältester Bekannter, er hat sich zuerst an mich gewöhnt, von meinem Kuchen ist er so stark geworden. Er ist ausgefüttert und satt. Wie sicher er umherhüpft, und

wie vornehm er in die Brocken pickt! Gleich einem reichen Bankier geht er unter den Andern umher. Hören Sie ihn schreien? Seine Stimme klingt wegwerfend und aristokratisch. Er betrachtet dies Ausstreuen als eine Verpflichtung, welche die Welt gegen ihn hat. Da kräht er wieder. Wissen Sie, was er sagt: Mein Kuchenmädel ist da. Dies ewige Gebäck! Was ich nicht auffessen kann, will ich den Andern lassen. Ich glaube, es hängt ihm eine Berlocke an seinem kleinen Bauch herunter."

„Es ist eine Feder," flüsterte Herr Specht.

„Ja," fuhr Sabine fort, „ich fürchte, die hat ihm seine Frau ausgehackt. Denn, so gewichtig er aussieht, er steht unter dem Pantoffel. Das graue Weibchen dort, das hellste von allen, ist seine Frau. Sehen Sie, daß sie ihn weghackt?"

Ein lebhafter Zank unter den Sperlingsleuten begann. Der Bankier, welcher gerade vornehm in einen ungewöhnlich großen Brocken pickte, bekam von seiner Frau einige Hiebe mit dem Schnabel; er fing an zu raisonniren, die Nachbarn flogen herzu, ein heftiges Geschrei begann, der allgemeine Unwille war gegen den Bankier gerichtet. Er wurde aus dem Haufen bei Seite gejagt und hüpfte zerzaust, mit dem Kopfe schüttelnd, einige Schritt von den Brocken auf und ab, während seine Frau über dem eroberten Bissen stand und laut triumphirte.

Die Herren lachten.

„Jetzt kommt mein Kleiner, mein Liebling, jetzt merken Sie auf!" rief Sabine freudig. Unbehülflich, mit ausgebreiteten Flügeln tappte ein kleiner Sperling heran, ganz wie ein Kind, welches Mühe hat, im Gehen das Gleichgewicht

zu behaupten. Er flatterte neben die Sperlingsfrau, sperrte den Schnabel weit auf, schrie und schlug mit den Flügeln auf die Erde. Die Mutter zerhackte den großen Bissen, faßte die Theile und steckte sie in den aufgesperrten Schnabel des Kleinen. Mitten unter der schwirrenden, tanzenden, hackenden Gesellschaft fütterte die Mutter den Schreihals. Ein Stück des eroberten Bissens nach dem andern steckte sie ihm in den Hals, während der Vater einige Schritte davon selbstgefällig auf und ab hüpfte und zuweilen von der Seite mißtrauisch auf die energische Hausfrau hinsah.

„Wie allerliebst!“ rief Anton.

„Nicht wahr?“ sagte Sabine. „Auch bei den Kleinen sind Charaktere und ein Familienleben.“

Aber die Scene wurde auf gewaltsame Weise unterbrochen. Ein leichter Schritt kam um das Haus, die Vögel flatterten auf, nur die Mutter und das Junge waren so eifrig beschäftigt, daß sie zögerten. Endlich zog auch die Sperlingsfrau auf den Baum und rief ängstlich ihr Kind. Doch der Kleine, vom genossenen Kuchen schwer und betäubt durch die Fülle des Genusses, vermochte nicht so schnell die schwachen Flügel zu heben. Ein Schmiß von der Reitpeitsche Finks erreichte ihn, der Körper flog als Leiche in die Blumen. Ein zorniger Ruf von sämmtlichen Herren wurde gehört, und finster blickten alle Gesichter des Comtoirs auf den Mörder. Fink, der auf die Gruppe an der Salonthür nicht geachtet hatte, sah verwundert den Sturm, der gegen ihn hereinbrach. Sabine eilte an ihm vorbei nach dem Beet, auf dem der Vogel lag, ergriff diesen, küßte den kleinen Kopf und sprach mit klangloser Stimme: „er ist todt.“ Sie setzte

ſich auf die Bank an der Thüre und deckte ihr Taſchentuch über den Todten.

Ein unbequemes Stillſchweigen folgte. „Es war der Lieblingsvogel von Fräulein Sabine, den Sie erſchlagen haben," ſagte endlich Herr Jordan vorwurfsvoll.

„Das thut mir leid," erwiederte Fink und rückte ſich einen Stuhl zum Tiſch. „Ich habe nicht gewußt, Fräulein, daß Sie Ihre Theilnahme auch auf dieſe Klaſſe von Spitzbuben ausdehnen. Ich habe im beſten Glauben gehandelt, und dachte den Dank des Hauſes zu verdienen, als ich den Dieb aus der Welt ſchaffte."

„Das arme Kleine," ſprach Sabine traurig, „die Mutter ſchreit auf dem Baum, hören Sie?"

„Sie wird ſich tröſten," entgegnete Fink. „Ich halte es für unzweckmäßig, einem Sperling mehr Gemüth zu gönnen, als ſeine eigene Verwandtſchaft hat. Aber ich weiß, Sie lieben, Alles, was Sie umgiebt, mit Rührung und Gefühl zu betrachten."

„Wenn Sie dieſe Eigenſchaft nicht haben, weßhalb verſpotten Sie dieſelbe bei Andern?" frug Sabine mit zuckendem Munde.

„Weßhalb?" frug Fink. „Weil ich dieſer Gewohnheit überall begegne. Dies ewige Gefühl, mit dem hier Alles überzogen wird, was des Gefühls nicht werth iſt, macht zuletzt ſchwach und kleinlich. Wer ſeine Empfindung immer an allen möglichen Tand heftet, der hat zuletzt keine, wo eine große Leidenſchaft ſeiner würdig iſt."

„Und wer nie etwas Anderes thut, als mit herber Kälte zu betrachten, was ihn umgiebt, wird dem zuletzt nicht auch die

Empfindung fehlen, wo eine große Leidenschaft Pflicht wird?" frug Sabine mit einem schmerzlichen Blick auf Fink.

„Es wäre unartig, wenn ich das nicht zugeben wollte," sagte Fink achselzuckend. „Jedenfalls wird es einem Mann besser anstehen, hart zu sein, als zu weichlich."

„Aber sehen Sie das Volk hier an," fuhr er nach einer unbehaglichen Pause fort. „Das liebt seinen Strickbeutel, den Kupferkessel, in dem die Mutter Würste gekocht hat, es liebt eine zerbrochene Pfeife, einen fadenscheinigen Rock, und ebenso alle Mißbräuche, die zehntausend verrotteten Gewohnheiten seines Lebens; überall liegen phantastische Grillen, Liebhabereien und schwache Gemüthlichkeiten herum und hängen sich wie Blei an die Menschen, wenn es einmal gilt, frisch vorwärts zu gehen. Achten Sie auf die deutschen Auswanderer. Welche Masse unnützes Krames schleppt dies Volk über's Wasser, alte Vogelbauer, zerbrochene Holzstühle, wurmstichige Wiegen und andern Plunder. Ich habe einen Kerl gekannt, der in brennender Sonnenhitze acht Tagereisen machte, um einmal Sauerkraut zu essen. Und wenn sich so ein armer Teufel irgendwo niedergelassen hat und nach einem Jahre entdeckt, daß er in einer Fiebergegend steckt, so hat er seine ganze Umgebung mit Gemüthlichkeit überspannen wie mit Spinnweben und ist oft nicht mehr aus dem Sumpf zu bringen, und wenn er und Weib und Kind darüber zu Grunde gehen.

„Da lobe ich mir das, was Sie die Gemüthlosigkeit des Amerikaners nennen. Er arbeitet wie zwei Deutsche, aber er wird sich nie in seine Hütte, seine Fenz, in seine Zugthiere verlieben. Was er besitzt, das hat ihm gerade nur den

Werth, der ſich in Dollarn ausdrücken läßt. Sehr gemein, werden Sie mit Abſcheu ſagen. Ich lobe mir dieſe Gemeinheit, die jeden Augenblick daran denkt, wie viel und wie wenig ein Ding werth iſt. Denn dieſe Gemeinheit hat einen mächtigen freien Staat geſchaffen. Hätten nur Deutſche in Amerika gewohnt, ſie tränken noch jetzt ihre Cichorie ſtatt Kaffe unter der Steuer, die ihnen eine gemüthliche Regierung von Europa aus auflegen würde."

„Und fordern Sie von einer Frau denſelben Sinn?" frug Sabine.

„In der Hauptſache, ja," erwiederte Fink. „Keine deutſche Hausfrau, die nicht in ihre Servietten verliebt iſt. Je mehr eine von den Lappen hat, deſto glücklicher iſt ſie. Ich glaube, ſie taxiren einander in der Stille, wie wir die Leute an der Börſe: fünfhundert, achthundert Servietten ſchwer. Die Amerikanerin iſt kein ſchlechteres Weib, als die Deutſche, aber ſie wird über eine ſolche Liebhaberei lachen. Sie hat, ſo viel ihr für den täglichen Gebrauch nöthig ſind, und kauft neue, wenn die alten zu Grunde gehen. Wozu ſein Herz an ſolchen Tand hängen, der Dutzendweiſe für etwa vier bis ſechs Thaler in jeder Straße zu haben iſt?"

„O es iſt traurig, das Leben in ein ſolches Rechenexempel aufzulöſen!" erwiederte Sabine. „Was man erwirbt und was man hat, verliert ſeinen beſten Schmuck. Tödten Sie die Phantaſie und unſere gute Laune, die auch den lebloſen Dingen ihre freundlichen Farben verleiht, was bleibt dann dem Leben des Menſchen? Nichts bleibt, als der betäubende Genuß, oder ein egoiſtiſches Princip, dem er Alles

opfert. Treue, Hingebung, die Freude an dem, was man ſchafft, das Alles geht dann verloren. Wer ſo farblos denkt, der kann vielleicht groß handeln, aber ſein Leben wird weder ſchön, noch freudenreich, noch ein Segen für Andere.“ Unwillkürlich faltete ſie die Hände und warf einen Blick voll Trauer auf Fink, deſſen Geſicht einen trotzigen und harten Ausdruck erhielt.

Die Collegen hatten bis jetzt der Unterhaltung in düſterm Schweigen zugehört und nur durch Mimik ihren Abſcheu gegen Finks Behauptungen ausgedrückt. Der Geiſt des gemordeten Sperlings hob ſich vor Aller Augen fortwährend über die Tiſchplatte neben Finks Stuhl, und ſie ſtarrten auf den Macbeth des Comtoirs, wie auf einen verlorenen Mann. Anton ergriff begütigend das Wort:

„Vor Allem muß ich bemerken, daß Fink ſelbſt ein glänzendes Beiſpiel gegen ſeine eigene Theorie iſt.“

„Wie ſo, Herr?“ frug Fink, von der Seite auf Anton ſehend.

„Das wird ſogleich offenbar werden, ich will nur erſt uns Alle zuſammen loben. Wir Alle, die wir hier ſitzen und ſtehen, ſind Arbeiter aus einem Geſchäft, das nicht uns gehört. Und Jeder unter uns verrichtet ſeine Arbeit in der deutſchen Weiſe, die du ſo eben verurtheilt haſt. Keinem von uns fällt ein zu denken, ſo und ſo viel Thaler erhalte ich von der Firma, folglich iſt mir die Firma ſo und ſo viel werth. Was etwa gewonnen wird durch die Arbeit, bei der wir geholfen, das freut auch uns und erfüllt uns mit Stolz. Und wenn die Handlung einen Verluſt erlitten hat, ſo iſt es allen Herren ärgerlich, vielleicht mehr als dem

Prinzipal. Wenn Liebold seine Ziffern in's große Buch schreibt, so sieht er sie mit Genuß an und freut sich über den schönen kalligraphischen Zug, und wenn er Posten einträgt, welche der Handlung besonders vortheilhaft waren, so lacht er in der Stille vor Behagen. Sehen Sie ihn an, wie er's jetzt thut."

Liebold sah verlegen aus und rückte an seinem Hemdkragen.

„— Da ist ferner College Baumann, welcher in der Stille Neigung zu einem andern Beruf hat. Er brachte mir neulich einen Bericht über die Greuel des Heidenthums an der afrikanischen Küste und sagte in tiefster Seele erschüttert: „Es wird Zeit, Wohlfart, ich muß hin." „Wer soll die Calculatur besorgen?" frug ich, „und wie soll es mit dem Krappgeschäft werden, das Sie und Balbus so fest halten, daß Sie keinen Andern darüber lassen?" „Ja," rief Baumann, „an den Krapp hatte ich nicht gedacht. Ich muß es noch aufschieben."

Die Herren sahen lächelnd auf Baumann, der leise vor sich hin sagte: „Es ist auch unrecht."

„— Und von dem Tyrannen Pix will ich gar nicht sprechen, da er selbst in vielen Stunden zweifelhaft ist, ob die Handlung ihm gehört oder Herrn Schröter."

Alle lachten. Herr Pix steckte wie Napoleon die Hand in seine Brusttasche. — „Du bist ein perfider Advocat," sagte Fink, „du regst persönliche Interessen auf."

„Du hast dasselbe gethan," erwiederte Anton. „Und jetzt will ich von dir reden. Vor etwa einem halben Jahre ist dieser Amerikaner zu Herrn Schröter gegangen und hat

ihm gesagt: Ich wünsche nicht mehr Volontair zu sein, ich bitte um eine feste Stellung im Geschäft. Warum? frug Herr Schröter. Natürlich hatte Fink nur die Absicht, so und so viel Thaler festen Gehalt von der Handlung zu beziehen."

Wieder lächelten Alle und sahen auf Fink; aber die Blicke waren nicht mehr feindlich, es war etwas von Achtung und fröhlicher Billigung darin, denn es war Allen bekannt, daß Fink gesagt hatte: „Ich wünsche einen regelmäßigen Antheil an der Arbeit, und die Verantwortung, welche bei fester Thätigkeit ist; die Arbeit in meiner Branche macht mir Freude."

„Und ferner," fuhr Anton fort, „wer einmal das Behagen gesehen hat, mit welchem Fink den Schmeie Tinkeles behandelt, der weiß, wie viel von dem schwächlichen deutschen Gemüth auch bei ihm zu Tage kommt. Es ist so viel drollige Laune in seinem Wesen, daß das Comtoir durch solche Stunden entzückt wird, und, was die Hauptsache ist, Tinkeles selbst ist geradezu in ihn verliebt."

„Weil er maltraitirt wird, Herr," versetzte Fink.

„Nein, sondern weil er hinter deinen kräftigen Worten dasselbe behagliche Wohlwollen bemerkt, mit dem ein Anderer sein Hündchen oder seine Vögel liebkost. — Und wenn irgend ein Geschäft des Prinzipals glänzenden Erfolg gehabt hat, so ist Niemand von uns fröhlicher darüber, als Fink selbst. Neulich, als die Krisis im Zinkgeschäft eintrat, und Herr Schröter gegen die stille Ansicht des ganzen Comtoirs, auch gegen Finks Ansicht, noch zu rechter Zeit in Hamburg verkauft und die Handlung dadurch vor einigen

tausend Thalern Verlust bewahrt hatte, da triumphirte derselbe Fink lauter, als Einer von uns, und zwang Jordan und mich, denselben Abend in's Weinhaus zu gehen."

„Weil ich nicht allein trinken wollte, du Narr," sagte Fink.

„Natürlich," rief Anton, „deßhalb stießest du auch bei dem ersten Glas auf das Wohl der Handlung an und nanntest sie eine glorreiche Firma."

Fink sah vor sich nieder. Sabine lächelte mit leuchtenden Augen auf Anton. Wieder lächelten die Herren freundlich und rückten näher heran, die kleine Spannung war gehoben.

„Und," fuhr Anton siegreich fort, „auch in andern Fällen hat er ganz dieselbe armselige Gemüthlichkeit, die er jetzt so angreift. Er liebt, wie wir Alle wissen, sein Pferd persönlich, es ist ihm durchaus etwas Anderes, als die Summe von fünfhundert Dollar, repräsentirt durch so und so viel Centner Fleisch mit einer Haut überzogen. Er ist besorgt um das Thier, wie um einen Freund."

„Weil es mir Spaß macht."

„Versteht sich," sprach Anton, „die Servietten machen unsern Hausfrauen auch Spaß, das ist's ja eben. Und seine Condorflügel, die Pistolen, Reitpeitschen, die rothe Rumflasche, das sind Alles Dinge, die ihm so gut Spaß machen, wie einem deutschen Auswanderer sein Vogelbauer. Ja er hat mehr grillige Capricen und Liebhabereien, als wir. Und es kurz zu sagen, er ist in Wahrheit eben so sehr ein armer gemüthlicher Deutscher, als irgend Einer."

Sabine schüttelte leise den Kopf, aber sie blickte jetzt

freundlich auf den Amerikaner. Auch Finks Geſicht hatte ſich verwandelt. Er ſah ernſt vor ſich hin, und es lag etwas auf ſeinen ſtolzen Zügen, was man bei einem Andern Rührung genannt hätte. „Na," begann er endlich, „das Fräulein und ich, beide haben wir zu ſehr auf einer Seite geſtanden." Er wies auf den todten Sperling. „Vor dieſem ernſten Fact ſtrecke ich die Waffen und bekenne, daß ich den Wunſch habe, der kleine Herr wäre noch am Leben und erreichte unter den Kirſchen und Kuchen der Firma das höchſte Greiſenalter. Und ſo ſind Sie mir nicht mehr böſe, Fräulein."

Sabine nickte zu ihm herüber und ſagte herzlich: „Nein."

„Du aber, Anton, reiche mir deine Hand. Du haſt mit Glanz plaidirt und von der deutſchen Jury ein Nichtſchuldig erſchwindelt. Nimm die Feder und ſtreiche in unſerm Kalender vierzehn Tage aus. Du verſtehſt mich." Anton drückte ihm die Hand und legte den Arm um ſeine Schulter.

Wieder war die Geſellſchaft in der beſten Stimmung, Herr Schröter kam heran, Cigarren wurden angezündet, Jeder beſtrebte ſich, ſo unterhaltend als möglich zu ſein. Herr Liebold ſtand auf und erbat ſich von dem Fräulein und dem Prinzipal die Erlaubniß, wenn es ſie nicht ſtöre, und wenn ſie an dem ſchönen Abend nichts Beſſeres vorzuſchlagen hätten, in welchem Falle er ergebenſt bitte, ſeine Worte als ungeſprochen zu betrachten, ſo wollten er und einige Collegen ſich die Freiheit nehmen, vierſtimmige Lieder zu ſingen. Da er ſeit mehreren Jahren an dieſem Tage regelmäßig eine

solche Mittheilung machte, und Alles darauf vorbereitet war, so rief ihm Sabine zu: „Das versteht sich, Herr Liebold, wenn das Quartett fehlte, wäre die Freude nur halb.“ Die Sänger holten Notenbücher herzu und rückten zusammen, Herr Specht als erster Tenor, Herr Liebold als zweiter, Herr Birnbaum und Herr Balbus als Bässe. Diese vier bildeten den musikalischen Theil des Comtoirs und hielten trotz kleiner Zwistigkeiten, welche durch ihr musikalisches Naturell hervorgerufen wurden, gegen die Uebrigen fest zusammen, Herr Specht krähte etwas zu laut, und Herr Liebold sang etwas zu leise, aber ihr Publikum war dankbar, und der Abend war wunderschön. Im farbigen Licht glänzten die großen Blätter des Nußbaums vor dem Gartenhause, die Grillen schwirrten und die wilden Sänger der Bäume flöteten einzelne Noten herunter, die Natur selbst flüsterte und stimmte, bis die volle Kraft der Menschenstimmen einfiel und die feinen Laute des Gartens übertönte. Dann schwiegen die Vögel, die Heimchen und Mücken, aber so oft die Sänger anhielten, klang das leise Summen der Natur wie zum Wechselgesange wieder durch. Alle hörten erfreut zu. „Wir danken, wir danken!“ rief Sabine, als sie aufhörten, und klatschte in die Hände.

„Es ist eine närrische Sache,“ begann Fink, „daß eine gewisse Folge von Tönen das Herz erschüttert und Thränen hervorruft auch bei Menschen, welche sonst für weiche Stimmungen abgestorben sind. Jedes Volk hat solche einfache Weisen, bei denen sich Landsleute an dem Eindruck erkennen, den die Melodie auf sie macht. Wenn die Auswanderer, von denen wir vorhin sprachen, Alles verlieren, die

Liebe zu ihrem Vaterlande, ſelbſt den geläufigen Ausdruck ihrer Mutterſprache, die Melodien der Heimath leben unter ihnen länger, als alles Andere, und mancher Narr, der in der Fremde ſeinen Stolz darein ſetzt, ein naturaliſirter Fremder zu ſein, fühlt ſich plötzlich wieder deutſch, wenn er ein Paar Tacte ſingen hört, die ihm in ſeiner Jugend bekannt waren."

Der Kaufmann ſagte: „Sie haben Recht. Wer aus ſeiner Heimath ſcheidet, iſt ſich ſelten bewußt, was er Alles aufgiebt; er merkt es vielleicht erſt dann, wenn die Erinnerung daran eine Freude ſeines ſpäteren Lebens wird. Dieſe Erinnerung iſt wohl auch dem verwilderten Mann ein Heiligthum, das er oft ſelbſt entbehrt und verſpottet, das er aber in ſeinen beſten Augenblicken immer wieder aufſucht."

„Mit einiger Beſchämung bekenne ich, daß ich ſelbſt von dieſer Freude nur wenig empfinde," ſagte Fink. „Ich weiß nicht recht, wo ich zu Hauſe bin. Wenn ich die Jahre meines Lebens zuſammenzähle, ſo habe ich freilich den größten Theil in Deutſchland verlebt, aber die mächtigſten Eindrücke hat mir die Fremde gegeben. Immer hat mich das Schickſal wieder ausgeriſſen, bevor ich irgendwo feſtgewurzelt war. Und jetzt in Deutſchland fühle ich mich zuweilen fremd. Die Dialekte der Landſchaften zum Beiſpiel ſind mir faſt ganz unverſtändlich. Ich habe zu Weihnachten immer mehr Geſchenke erhalten, als mir gut waren, aber der Zauber der deutſchen Weihnachtsbäume hat mich nie berührt; von den Volksliedern, die Sie ſo rühmen, klingen nur wenige in mein Ohr; noch heut bin ich unſicher, wann man Karpfen eſſen muß, und Hörner und Mohnkuchen, und ich geſtehe

einen entschiedenen Mangel an Empfänglichkeit für die Reize des Bleigießens und Pantoffelwerfens. — Und außer diesen Kleinigkeiten giebt es noch Anderes, worin ich mich unter der deutschen Art fremd und arm fühle," fuhr er ernster fort. „Ich weiß, daß ich zuweilen die Schonung meiner Freunde mehr als billig in Anspruch nehme. Ihrem Hause werde ich zu danken haben," schloß er, sich gegen den Kaufmann verneigend, „wenn ich von einigen respectablen Seiten der deutschen Natur Kenntniß erhalte."

Das war ein männliches Bekenntniß, er sprach die letzten Worte mit einem Gefühl, das selten bei ihm durchbrach. Sabine war glücklich, der Sperling war vergessen, sie rief mit überströmendem Gefühl: „Das war edel gesprochen, Herr von Fink."

Der Diener lud zum Abendessen. Im Saal des Gartenhauses war die Tafel gedeckt. Der Kaufmann nahm in der Mitte Platz, Sabine lächelte, als Fink sich neben sie setzte. „Mir gegenüber, Herr Liebold," rief der Prinzipal. „Heut muß ich Ihr treues Gesicht vor mir sehen. Heut sind's fünfundzwanzig Jahr, daß wir mit einander in Verbindung stehen. — Herr Liebold trat wenige Wochen vor dem Tage bei uns ein, an dem ich durch meinen Vater als Associé aufgenommen wurde," erklärte er den Jüngeren. „Und wenn ich allen Mitgliedern des Comtoirs Anerkennung schuldig bin, Ihnen bin ich die größte schuldig. Fünfundzwanzig Jahre im Geschäft, zehn Jahre beim Hauptbuch, stets ein treuer, zuverlässiger Gehülfe!" Er hielt ihm sein Glas über die Tafel entgegen: „Stoßen Sie an, mein alter Freund; so lange unsere Stühle neben einander stehen, nur durch

eine dünne Wand getrennt, soll es zwischen uns bleiben wie bisher, ein festes Vertrauen ohne viele Worte."

Herr Liebold hatte die Anrede des Prinzipals stehend angehört und blieb stehen. Er wollte eine Gesundheit ausbringen, das sah Jeder, aber er brachte kein lautes Wort aus seinem Munde, er hielt sein Glas in die Höhe und sah auf den Prinzipal, und seine Lippen bewegten sich ein wenig. Endlich setzte er sich schweigend wieder hin. Statt seiner erhob sich zu Aller Erstaunen Fink und sprach in tiefem Ernst: „Trinken Sie mit mir auf das Wohl eines deutschen Geschäfts, wo die Arbeit eine Freude ist, wo die Ehre eine Heimath hat; hoch unser Comtoir und unser Prinzipal!"

Ein donnerndes Hoch der Collegen folgte, Sabine stieß mit Allen an, der Kaufmann kam Fink auf allen Wegen entgegen. — Der Rest des Abends war ungestörte Freude. Das Quartett sang noch ein Paar lustige Trinklieder, und es war heut lange nach zehn Uhr, als die Gesellschaft in der Stadt ankam.

An der Treppe des Hinterhauses sagte Fink zu Anton: „Heut, mein Junge, darfst du nicht an meiner Stube vorbei. Es ist mir langweilig genug gewesen, dich so lange zu entbehren." Und bis spät in die Nacht saßen die versöhnten Freunde bei einander, beide bemüht, einander zu zeigen, wie froh sie über die Versöhnung waren.

Sabine trat in ihr Zimmer. Da überreichte ihr das Mädchen ein Billet von unbekannter Hand. Ein starker Moschusgeruch und die gekritzelten Züge verriethen, daß es von einer Dame kam.

„Wer hat den Brief gebracht?" frug Sabine.

„Ein fremder Mann," antwortete das Mädchen, „er wollte den Namen nicht nennen und ſagte, Antwort ſei nicht nöthig."

Sabine las: „Mein Fräulein, triumphiren Sie nicht zu früh. Sie haben durch Ihre Koketterie einen Herrn an ſich gelockt, welcher gewöhnt iſt, zu verführen, zu vergeſſen und die, welche auf ſeine Worte hören, unverſchämt zu behandeln. Vor Kurzem hat er einer Andern Geſtändniſſe gemacht, jetzt hat er Sie bethört. Er wird auch Ihnen heucheln und Sie verrathen."

Das Billet hatte keine Unterſchrift, es war von Roſalie.

Sabine wußte, wer die Schreiberin war. Sie hielt den Brief an die Kerze und ſchleuderte das brennende Papier in das Kamin. Schweigend ſah ſie zu, wie die lodernde Flamme kleiner wurde und verlöſchte, und wie die glimmenden Punkte auf der verkohlten Fläche umherfuhren, bis auch der letzte verging. Lange ſtand ſie da, ihr Haupt an das Geſims gelehnt, den Blick auf das Häufchen Aſche gerichtet. Ohne Thränen, lautlos hielt ſie die Hand auf ihr zuckendes Herz.

8.

Veitel Itzig war in der größten Aufregung. Er, der Nüchterne, Enthaltsame, glich in allen seinen Freistunden einem Trunkenbold. Seine Lippen bewegten sich in lebhaftem Selbstgespräch, und eine fieberische Röthe lag über seinen spitzen Backenknochen. Auf der Straße war er schon von Weitem kenntlich durch die allerauffälligste Weise der Fuß- und Armbewegungen; ruhiger Schlaf war etwas, das er kaum dem Namen nach kannte. Und das Alles, weil eine verwittwete Geheimräthin ihren Lieblingshund verloren hatte. Dieser Mops war an einem heitern Frühlingsmorgen, verführt durch den Sonnenschein oder durch das Aroma eines Fleischerjungen, mühsam zwei Treppen bis auf die Straße hinabgestiegen. Und dort war er verschwunden, im Wasser ertrunken, von Gaunern gestohlen, von Banditen geschlachtet, kurz er war verschollen; und keine Zeitungsannonce vermochte die runde Gestalt des Flüchtlings in die Räume zurückzuführen, in denen er so lange als Tyrann geherrscht hatte. Aus Aerger über diesen Verlust war die Räthin gefährlich erkrankt, und Veitel nahm einen so lebhaften Antheil an ihrem Leide, daß er selbst in Gefahr kam, seine Gesundheit einzubüßen. Leider waren Veitels Hoffnungen nicht auf das Leben der würdigen Dame gerichtet. Er hatte ein Riesengeschäft gewagt, er hatte es unternommen

nach vielen Verabredungen mit ſeinem Rathgeber Hippus und nachdem er oft in ſtillen Nächten ſeine Brieftaſche hervorgeholt und ſein Vermögen überrechnet hatte. Die Speculation war eine der ſchönſten, welche ein Mann von Veitels Grundſätzen unternehmen konnte, ſie war vielleicht ein wenig gewagt, aber ſo ſauber, wie ein Wickelkind unter dem Badeſchwamm.

Ein armer Teufel von Rittergutsbeſitzer hatte ſchlecht gewirthſchaftet und war ſo lange betrogen worden, bis er ſein Gut auf dem traurigen Wege der nothwendigen Subhaſtation verloren hatte. Bei dieſem Verkauf war ein Hypothekeninſtrument von zwölftauſend Thalern ausgefallen. Der Gläubiger, deſſen Forderung durch die Verkaufsſumme des Gutes nicht gedeckt werden konnte, hatte vergebens verſucht, ſich an die Perſon des verarmten Gutsbeſitzers zu halten. Der Schuldner war ohne alle Mittel, das Gericht fand nichts, was ihm zu nehmen war. Er war frustra excussus, wie unſere Juriſten ſagen, und empfand das Behagen des Elends, ſeine Gläubiger nicht mehr zu fürchten; dies verzweifelte Glück war für ihn nach trüben Jahren eine Art grönländiſcher Sonnenſchein. Der Eigenthümer der Hypothek aber ſah wehmüthig auf ſein zerſchnittenes Document, welches unter ſolchen Umſtänden für ihn faſt nur den Werth von Maculatur hatte. Den Spürungen Itzigs blieb dies Sachverhältniß nicht unerforſcht. Er ſtand mit dem Gutsbeſitzer wohl ein Jahr lang in inniger Verbindung, er hatte die Gefälligkeit, ihm alte Röcke abzukaufen, ja ſogar Geld vorzuſchießen, und wurde in manches kleine Geheimniß dieſes verfehlten Lebens eingeweiht. So hatte er auch

erſpäht, daß ſein Kunde alles Segelwerk ſeines lecken Fahrzeugs anſpannte, ſich in die Gunſt und das Teſtament einer alten Tante zu ſetzen, und kam allmälig zu der Ueberzeugung, daß ihm dieſes gelingen werde. Zwei ſeidene Halstücher und ein Paar vergoldete Ohrringe mußte Veitel an die Dienſtmädchen der Räthin wenden, um genaue Nachrichten zu erhalten. Der Neffe las der Tante Mordgeſchichten aus den Zeitungen vor, er wurde eingeladen, wenn die Tante ihr Lieblingsgericht kochen ließ, die Tante ſprach davon, ihn zu verheirathen, that es aber nicht, und endlich, als aller Lebensmuth der Tante durch einen vierwöchentlichen Regen fortgeſchwemmt worden war, ließ ſie Gerichtsperſonen kommen, trieb ihren Neffen, der, zum Weinen gerüſtet, ſein Taſchentuch in der Hand hielt, aus dem Zimmer und zwang durch dieſe auffallenden Maßregeln das Dienſtmädchen, an der Kammerthür zu erlauſchen, daß ſie ihr Teſtament machte und des armen Neffen darin ehrenvoll gedachte. Als Veitel dies erkundſchaftet hatte, that er den zweiten großen Schritt und kaufte dem Beſitzer des ausgefallenen Inſtruments die Urkunde und alle Rechte, welche dieſelbe an die Perſon des Schuldners gab, um vierhundert Thaler ab.

Jetzt war der Mops verſchwunden, die ſchwer geärgerte Tante lag zu Bett, acht Tage darauf war ſie geſtorben, und der Neffe erbte den größten Theil ihrer Hinterläſſenſchaft. Veitel unterzog ſich übermenſchlichen Anſtrengungen, um zu verhindern, daß ſein Schuldner nicht durch eins von den kleinen Manövern, welche Veitel alle perſönlich kannte, die Erbſchaft unſichtbar machte. Wie ein Geſpenſt verfolgte er den unglücklichen Erben; kaum hatte dieſer ſich in die

ersten Träume über sein künftiges Glück hineingelebt, so stand Veitel als unerbittlicher Mahner an eine finstere Vergangenheit vor ihm und schlug durch die eisige Kälte seiner Forderungen allen warmen Dampf nieder, welcher aus der hoffnungsvollen Seele des Erben aufstieg. Es war unmöglich, ihm zu entkommen, mit eisernen Zangen hielt er seinen Schuldner fest, und das Gesetz half ihm so energisch, daß der Erbe nach vielen Winkelzügen capituliren mußte. Durch achttausend Thaler, den größten Theil seiner Erbschaft, kaufte er sich von Veitel frei.

Heut war der glückliche Tag, wo der junge Geschäftsmann sein großes Capital in der Tasche nach Hause trug. Er flog über die Straße, er flog die Treppe hinauf in seine Hinterstube, ganz unsinnig vor Freude. Der Zwang, den er sich lange angethan, kalt zu scheinen, während ihm sein Herz in Angst und Erwartung wie ein Schmiedehammer pochte, war überwunden, er war wie ein Kind, wenn auch nicht so unerfahren; er sprang in der Stube umher, ja er lachte vor Freuden und frug Herrn Hippus, der ihn seit einigen Stunden erwartete: „Welche Sorte Wein wollen Sie trinken, Hippus?"

„Wein allein wird's nicht thun," erwiederte Hippus vorsichtig. „Indeß ist es lange her, daß ich keinen Ungar gekostet habe. Hole eine Flasche alten Oberungar, oder halt, es ist draußen finster genug, ich will sie selbst holen."

„Was kostet's?" rief Veitel.

„Zwei Thaler," antwortete Hippus.

„Das ist viel Geld," sagte Veitel, „aber es ist einerlei, hier sind sie." Mit kühner Handschwenkung holte er einen

Doppelthaler aus der Tasche seines Beinkleides und warf ihn auf den Tisch.

„Schön," nickte Hippus und griff hastig nach dem Geldstück. „Aber dies allein wird's nicht thun, mein Sohn. Ich verlange Procente von deinem Gewinn. In Erwägung, daß wir alte Bekannte sind, und daß man seine Freunde nicht drücken soll, will ich zufrieden sein mit fünf vom Hundert des Capitals, das du heut eingenommen hast."

Veitel stand starr, sein strahlendes Gesicht wurde plötzlich sehr ernst, mit offenem Munde sah er auf den schwarzen Mann im Sopha.

„Rede nichts," fuhr Hippus kaltblütig fort und warf über seine Brille hinweg einen bösen Blick auf Veitel, „unterfteh' dich nicht, auch nur ein Wort von deinem Geschacher gegen mich vorzubringen, wir kennen einander; — ich habe gemacht, daß du das Geld gewinnen konntest, ich allein. Du brauchst mich, und du siehst, daß auch ich dich gebrauchen kann. Gieb mir auf der Stelle vierhundert von deinen achttausend."

Veitel wollte sprechen.

„Kein Wort," wiederholte Hippus und schlug mit dem Geldstück im Tact auf den Tisch, „gieb her das Geld."

Veitel sah ihn an, griff endlich schweigend in die Tasche seines Rocks und legte zwei Pergamente vor Hippus auf den Tisch.

„Noch zwei," fuhr Hippus in demselben Tone fort. Veitel legte hundert Thaler dazu. „Und jetzt das letzte, mein Sohn," nickte der Alte ermunternd und schlug mit dem Thaler wieder auf den Tisch.

Veitel zögerte einen Augenblick und sah ängstlich auf den Alten, in welchem eine boshafte Freude mächtig geworden war. Auf diesem Antlitz war nichts Tröstendes zu finden; wieder griff Veitel in die Tasche, schob das vierte Pergament auf den Tisch und sprach mit klangloser Stimme: „Ich habe mich in Euch geirrt, Hippus.“ Und darauf holte er sein Taschentuch hervor, wandte sich ab, schneuzte sich und wischte sich die nassen Augen.

Hippus achtete wenig auf die elegische Stimmung seines Schülers. Er befühlte das Pergament, wie man eine Kostbarkeit in der Hand umwendet, die man vor langer Zeit verloren hat und unerwartet wiederfindet. Endlich sagte er seine Beute einsteckend: „Wenn du dir's ruhig überlegst, wirst du einsehen, daß ich als guter Freund an dir gehandelt habe. Ich hätte viel mehr fordern können.“

Veitel stand noch immer am Fenster und sah in die Nacht hinaus. Ihm war jämmerlich zu Muthe. Gleich auf dem Heimwege vom Notar hatte er an den Alten gedacht und den Entschluß gefaßt, auch diesem eine Freude zu machen; er hatte ihm eine neue Schnupftabakdose von Silber kaufen und zehn Ducaten hineinlegen wollen. Und jetzt kam ihm dieser Hippus so!

Da er vor Schmerz über das Benehmen seines Lehrers kein Wort sprach, stand Hippus gemächlich auf und sagte wohlwollend: „Laß dir's nicht zu Herzen gehen, du Dummkopf, sollte ich eher sterben als du, so mache ich dich zu meinem Erben. Dann wirst du dein Geld wieder bekommen, wenn noch etwas davon übrig ist. Jetzt gehe ich, den Wein kosten. Auf deine Gesundheit werde ich ihn trinken,

gefühlvoller Itzig.“ Bei dieſen Worten ſchlich der Alte zur Thür hinaus.

Noch einmal fuhr Veitel nach ſeinem Taſchentuch und wiſchte eine bittere Thräne ab, welche an ſeiner Wange herunterrann. Seine Freude über den Gewinn war verdorben. Es war eine unklare Empfindung und ein unreines Gefühl, das ihn bewegte, denn es war viel Schmerz um die verlorenen Pergamente dabei. Aber er hatte noch mehr verloren, als ſein koſtbares Geld. Der einzige Menſch auf Erden, gegen den er eine Anhänglichkeit fühlte und von dem er gute Freundſchaft erwartete, hatte ſich gefühllos, eigennützig, feindſelig gegen ihn benommen. Zu allen andern Menſchen ſtand er auf Kriegsfuß und erwartete auch von ihnen nichts Anderes, als Krieg, nur dem kleinen Mann mit der Brille hatte er ſein Herz offen gehalten. Und dies warme Gefühl hatte der Alte durch ſeine rohe Forderung tödtlich beſchädigt. Es war vorbei zwiſchen ihm und Hippus, er konnte den Mann nicht entbehren, aber von dieſer Stunde ab trug er einen Groll gegen ihn mit ſich herum, der Alte hatte ihn einſamer und ſchlechter gemacht. So erfuhr Veitel den Fluch der Argen, daß ſie elend gemacht werden nicht nur durch ihre Miſſethaten, ſondern auch durch ihre beſſern Neigungen.

Doch nicht lange dauerte die Schwermuth des Geſchäftsmannes, bald griff er entſchloſſen in die Taſche, holte den übrig gebliebenen Schatz hervor, unterſuchte jedes einzelne Pergament von allen Seiten und notirte die Nummern zuerſt in ſeine Brieftaſche und dann auf einen Zettel. Den Zettel verſteckte er in einem Ritz der Diele. Dieſe Beſchäftigung tröſtete ihn wieder etwas. Und jetzt wandte er ſeine

Gedanken auf die Zukunft. Wieder rannte er in dem Zimmer auf und ab und machte Pläne. Seine Weltstellung war mit einem Schlage geändert. Als Eigenthümer von baaren achttausend Thalern — ach, es waren nur siebentausend sechshundert — stand er unter den Geschäftsleuten seiner Art da gls ein kleiner Crösus. Viele Andere machten Geschäfte mit Hunderttausenden, ohne so viel Vermögen zu besitzen als er; die Welt lag widerstandslos vor ihm, wie eine Perlmuschel auf dem Teller, es kam nur darauf an, mit welchem Hebel er sie öffnen wollte. Wie sollte er sein Capital anlegen, verdoppeln, verzehnfachen? Jetzt mußte er wählen, und er mußte dies allein thun. Es gab wohl zehn verschiedene Wege für ihn: er konnte fortfahren, Geld gegen hohe Interessen zu leihen, er konnte in Actien speculiren, er konnte das Woll- oder Getreidegeschäft betreiben, und mit einem Gefühl von Stolz sagte sich der Schelm, daß er auf jedem von diesen Wegen so gut vorwärts kommen könnte, wie der verschlagenste unter seinen Genossen. Aber jede von diesen Thätigkeiten brachte ihm das geliebte Capital in Gefahr, er konnte dabei ein reicher Mann werden, er konnte aber auch Alles verlieren; und dieser Gedanke war ihm so schrecklich, daß er sofort alle diese Pläne bei Seite warf. Eine Beschäftigung gab es, bei der ein schlauer Mann viel gewinnen konnte, und bei der es wohl möglich war, große Verluste zu vermeiden. Von seiner Heimath aus war er als umherziehender Trödler auf die Höfe der Gutsherren gekommen, zur Zeit des Wollmarktes hatte er in den Straßen der Stadt den vornehmen Herren mit Schnurrbart und Ordensband seine Dienste angeboten, im Comtoir seines Brodherrn

hatte er sich unaufhörlich mit dem Vermögen und den Geldgeschäften des Landadels beschäftigt. Wie genau kannte er die stille Sehnsucht des alten Ehrenthal, ein gewisses Rittergut zu besitzen, wie oft hatte ihm der Mann mit der Brille in höhnischem Scherz gerathen, er solle sich zum Rittergutsbesitzer machen. Und wie kam es doch, daß ihm in seinem Schmerz über den Alten plötzlich sein Schulkamerad Anton einfiel und der Tag, wo er zum letzten Male mit diesem verkehrt hatte? Auch damals, als er zur Stadt zog und mit Anton zusammentraf, war er auf dem Gute des Freiherrn umhergestrichen, hatte vor der Thür des Kuhstalls gestanden und die lange Doppelreihe der gehörnten Rinder abgeschätzt, bis die Großmagd ihn herrisch wegwies. Und wie ein heißer Strahl schoß es in seinen Kopf: er selbst konnte der Rittergutsbesitzer werden, so gut wie Ehrenthal, er selbst konnte Andere seine weiße Wolle waschen lassen und mit zwei, ja mit vier Pferden nach der Stadt fahren. Er griff mit den Händen heftig in die Tischplatte und rief laut: „Ich werde es thun!" setzte sich auf dem Stuhl fest und schlug die hagern Arme übereinander. Und von dem Augenblick an wollte er etwas und begann seine Arbeit.

Und er speculirte schlau. Er hatte nach seiner Meinung ein Recht an das Gut des Freiherrn gewonnen durch seinen Entschluß, er wollte dies Recht auch erwerben durch sein Geld, er wollte für sich eine Hypothek auf dem Gute des Barons. So wollte er sein Capital sicher stellen auf Jahre, ruhig wollte er arbeiten, bis der große Tag käme, wo er mit seinem Capital das ganze Gut in seine Hände brächte. Und im schlimmsten Falle, wenn sein Plan nicht

gelang, der jetzt der stille Zweck seines Lebens werden sollte, dann war wenigstens sein Geld nicht verloren. Unterdeß wollte er Agent und Commissionair werden, er wollte Käufe und Verkäufe vermitteln, wie so viele Andere thaten, arme Teufel, die einander die halben Procente gegenseitig beneideten, und vornehme Herren mit großen Titeln, welche den Güterschacher in's Große treiben und Hunderttausende dabei gewinnen durch List, Bestechung und Schleichwege. Veitel wußte, daß es wenig Wege gab, auf denen er nicht bekannt war. So wollte er anfangen, zunächst mußte er als Factotum bei Ehrenthal bleiben, so lange er den Alten benutzen konnte. Die Rosalie war schön und sie war reich, denn Bernhard war nicht zu rechnen als Erbe des Vaters. Vielleicht wollte er werden der Schwiegersohn des alten Ehrenthal, vielleicht wollte er auch nicht; dies Geschäft hatte keine Eile. Und noch Einer war, mit dem er sich stellen mußte: der kleine schwarze Mann, welcher jetzt drüben in der Gaststube seinen theuren Wein trank. Auch mit ihm mußte er von heut ab Rechnung halten, er wollte ihn bezahlen für jeden Dienst, den ihm der Alte that, und wollte ihm nur so weit sein Vertrauen geben, als es nöthig war.

Das waren die Entschlüsse, zu denen Veitel kam, und als er seinen Plan überlegt hatte, wie ein Gelehrter das Buch, das er schreiben will, da trug er seine Pfandbriefe unter das Kopfkissen, verschloß seine Thüre, lehnte einen schweren Stuhl dagegen und warf sich erschöpft durch die Anstrengung des Tages auf sein hartes Lager, er, der neue wild aufgeschossene Agnat der Rothsattel, der Mitbesitzer ihres schönen Gutes.

Vielleicht war es die aberwitzige Phantasie eines Thoren, was der Händler auf seiner ärmlichen Stube in unruhiger Seele umhergewälzt hatte, vielleicht wurde es der Anfang einer Reihe von entschlossenen und consequenten Thaten, ein finsteres Schicksal für den Freiherrn und seine Familie. Der Freiherr selbst sollte darüber entscheiden.

An demselben Abend saßen die Baronin und ihre Tochter in der Rosenlaube des Parks, Beide waren allmälig verstummt. Die Mutter sah in tiefen Gedanken auf den Tanz eines Nachtschmetterlings, der mit dem kleinen dicken Kopf durchaus in die Flamme der Kerze fahren wollte und immer wieder an die Glasglocke stieß, welche das Licht vor der Nachtluft schützte.

Lenore beugte sich über ein Buch und warf zuweilen einen forschenden Blick in das ernste Gesicht der Mutter. Da knirschte der Kies, und der alte Amtmann des Gutes trat hastig mit abgezogener Mütze heran und frug nach dem gnädigen Herrn.

„Was bringen Sie?" frug Lenore den Graukopf, „ist etwas vorgefallen?"

„Mit dem alten Rappen geht's zu Ende," antwortete der Amtmann besorgt, „er hat wüthend um sich geschlagen und in die Krippe gebissen, jetzt liegt er und keucht wie im Sterben."

„Das wäre der Teufel!" rief Lenore aufspringend.

„Lenore!" schalt die Mutter.

„Ich komme, selbst nachzusehen," sagte Lenore eifrig und eilte mit dem Alten nach dem Hofe.

Das kranke Pferd lag auf ſeiner Streu triefend von Angſtſchweiß, und ſeine Flanken hoben und ſenkten ſich in keuchendem Athemholen. Beim Schein der Stalllaterne ſtanden die Knechte umher und ſahen phlegmatiſch auf das leidende Thier. Als Lenore eintrat, wandte das Pferd die Augen Hülfe ſuchend nach dem Fräulein.

„Es kennt mich noch," rief ſie und winkte den ſtämmigen Großknecht bei Seite.

Es hat ſich abgearbeitet," ſagte der Mann, „jetzt iſt's ruhig."

„Werft Euch ſogleich auf ein Pferd und reitet zum Thierarzt," befahl Lenore dem Knecht.

Dem Mann war es nicht behaglich, zur Nacht einige Meilen zu reiten, er antwortete zögernd: „Der Doctor iſt niemals zu Hauſe; ehe er kommt, iſt's mit dem Pferde zu Ende."

„Gehorcht!" befahl Lenore kalt und wies nach der Thüre. Der Knecht ging widerwillig hinaus.

„Was iſt das mit dem Großknecht?" frug Lenore, als ſie mit dem Amtmann aus dem Stall trat.

„Er thut nicht mehr gut und müßte fort, ich habe es dem gnädigen Herrn ſchon oft geſagt. Aber gegen den Herrn Baron iſt der Schlingel bethulich wie ein Ohrwurm; er weiß, daß er einen Stein im Bret hat; gegen alle andern Leute iſt er widerhaarig, und ich habe täglich meinen Aerger mit ihm."

„Ich will mit dem Vater ſprechen," erwiederte Lenore die Stirn faltend.

Der alte Diener blieb ſtehen und fuhr zutraulich fort: „Ach, gnädiges Fräulein, wenn Sie ſich der Wirthſchaft

etwas annehmen wollten, das wäre ein wahres Glück für das Gut. Mit dem Kuhstall bin ich auch nicht zufrieden. Die neue Wirthschafterin versteht die Mägde nicht zu tractiren, sie ist zu flatterhaft, Bänder hinten und Bänder vorn. Sonst war's besser im Gange, da kam der Herr Baron manchmal selbst und besah das Butterfaß. Jetzt hat er wohl andere Geschäfte, und wenn die Leute wissen, daß der Herr nachsichtig ist, so spielen sie dem Amtmann Trumpf aus, wenn er sie scharf behandelt. — Sie können scharf sein mit den Leuten, es ist jammerschade, daß Sie kein Herr sind."

„Ja, Sie haben Recht, es ist jammerschade," nickte Lenore beistimmend ihrem alten Freunde zu. „Aber man muß es mit Geduld ertragen. Um die Molkerei will ich mich kümmern, ich werde von heut ab alle Tage beim Buttern sein. Wie steht das Korn jetzt? Sie haben ja neulich nach der Stadt gefahren."

„Ja," sagte der Alte gedrückt, „der gnädige Herr hatten so befohlen, ich weiß nicht, was er genommen hat. Er hat den ganzen Schüttboden schon im Winter an Händler verkauft auf Lieferung. Sehen Sie," fuhr er bekümmert fort und schüttelte seinen weißen Kopf, „sonst verkaufte ich, und ich schrieb's in's Buch und strich das Geld ein und zählte es dem Herrn Baron auf. Jetzt kann ich in meinem Buch die Einnahmen nicht mehr notiren; wenn die Seite zu Ende ist, mache ich einen Strich, aber ich ziehe keine Summe mehr."

Lenore hörte, die Hände auf dem Rücken, die Klage theilnehmend an. „Hm! Es wird eine von den neuen Einrichtungen sein. Grämt Euch nur nicht darüber, mein Alter.

Ich will, so oft Papa nicht da ist, Nachmittags mit Ihnen auf das Feld gehen oder Sie dort aufsuchen. Sie sollen Ihre Pfeife dabei rauchen. Wie schmeckt's in dem neuen Kopf, den ich Ihnen mitgebracht habe?"

„Er ist dick angeraucht," sagte der Amtmann schmunzelnd und zog zur Bekräftigung seine kurze Pfeife halb aus der Tasche. „Aber um wieder auf den Rappen zu kommen, der Herr Baron wird sehr böse sein, wenn er das Malheur erfährt, und wir können doch nichts dafür."

„Ei was," sagte Lenore, „wenn wir nichts dafür können, wollen wir's ruhig abwarten. Gute Nacht, Amtmann. Gehen Sie mir zurück zu dem Pferde."

„Zu Befehl, gnädiges Fräulein, und gute Nacht auch für Sie," sagte der Amtmann.

Noch immer saß die Baronin allein unter den schwellenden Knospen der immergrünen Rose, auch sie dachte an ihren Hausherrn, der sonst selten an ihrer Seite gefehlt hatte, wenn sie die warmen Frühlingsabende im Freien zubrachte. Ihr Gemahl war anders geworden. Er war herzlich und liebevoll gegen sie, wie immer, aber er war oft zerstreut und abgespannt und wieder reizbarer und durch Kleinigkeiten verstimmt, seine Fröhlichkeit war lauter, und sein Bedürfniß nach Herrengesellschaft größer als vordem. Sein Haus, ja sie selbst, übte geringere Anziehungskraft aus als sonst, und sie frug sich immer wieder, ob solche Veränderung die trübe Folge davon sein konnte, daß der rosige Hauch der Jugend von ihrer Stirn schwand. Mit diesem Gefühl rang sie und suchte ängstlich nach anderen Gründen für die häufige Abwesenheit des geliebten Mannes.

„Iſt der Vater noch nicht zurück?“ frug Lenore zu ihr tretend. „Es fuhr ein Wagen auf der Landſtraße.“

„Nein, mein Kind,“ ſagte die Mutter, „er hat wohl in der Stadt zu thun, es iſt möglich, daß er erſt morgen zurückkommt.“

„Ich bin nicht zufrieden damit, daß Papa jetzt ſo viel in der Stadt iſt und bei den Nachbarn umherfährt,“ ſagte Lenore; „es iſt lange her, daß er uns des Abends nicht mehr vorgeleſen hat.“

„Er will, daß du meine Vorleſerin wirſt,“ ſagte die Mutter lächelnd: „Du ſollſt es auch heut Abend ſein, hole ein Buch und ſetze dich artig neben mich, du Ungeduld.“

Lenore verzog ſchmollend den kleinen Mund und ſtatt das Buch zu ergreifen, ſetzte ſie ſich neben die Baronin, umſchlang ſie mit beiden Armen und ſagte, das Haupt der Mutter an ſich drückend und ihr das Haar ſtreichend: „Liebes Herz, auch du biſt traurig, du haſt Kummer; haſt du Sorge um den Vater? Er iſt nicht ſo, wie er früher war. Ich bin kein Kind mehr, ſage mir, was er treibt.“

„Du biſt thöricht,“ antwortete die Baronin mit ruhiger Stimme. „Ich habe nichts vor dir zu verbergen. Wenn dein Vater wirklich etwas hat, was ihn von uns fortzieht, ſo dürfen wir Frauen nicht darnach fragen, es iſt an uns, zu warten, bis die Stunde kommt, wo der Herr des Hauſes uns ſein Herz öffnet.“

„Und unterdeß ſollen wir uns ängſtigen, vielleicht um ein Nichts,“ rief Lenore.

„Wir ſollen uns mühen, ruhig zu ſein, und wenn wir vertrauen, wo wir lieben, iſt das nicht ſchwer,“ antwortete die Baronin, ſich aus dem Arm Lenorens aufrichtend.

„Und doch sind deine Augen feucht und du verbirgst mir deine Sorge," sprach die Tochter. „Wenn du schweigen willst, ich werde es nicht thun, ich werde den Vater fragen."

„Das wirst du nicht," sagte die Baronin in bestimmtem Ton.

„Der Vater!" rief Lenore, „ich höre seinen Tritt." — Die stattliche Gestalt des Freiherrn kam mit schnellen Schritten auf die Laube zu. „Guten Abend, Ihr Heimchen," rief er schon von Weitem mit heller Stimme. Er schloß Frau und Tochter zugleich in seine Arme und sah ihnen so fröhlich in die Augen, daß die Baronin ihren Schmerz, und Lenore die Frage vergaß. „Es ist hübsch, daß du so früh zurückkommst," sagte die Hausfrau mit heiterem Lächeln, „Lenore wollte dich heut Abend durchaus neben uns sehen. Der Abend war so schön."

Der Freiherr setzte sich zwischen die Frauen und frug behaglich: „Kinder, bemerkt Ihr keine Veränderung an mir?"

„Du bist heiter," sagte die Baronin ihm in's Auge sehend, „sonst wie immer."

„Du hast deine Uniform angehabt und Besuche gemacht," sagte Lenore, „ich sehe es an der weißen Cravatte."

„Ihr habt beide Recht," antwortete der Baron, „aber ich bringe doch noch etwas: der König hat die Huld gehabt, mir den Orden zu verleihen, den der Vater und Großvater getragen haben; es freut mich, daß das Kreuz in unserer Familie fast erblich wird. Und mit dem Orden kam ein gnädiges Schreiben des Prinzen, worin er mir Glück wünscht und sich sehr freundlich an die Jahre erinnert, die ich in seiner Nähe verlebte, und auch an dich, du vielumworbene Dame

des Hofes. Ich wollte, er sähe dich wieder; er wird es für unmöglich halten, daß Jahre vergangen sind, seit er dein Tänzer war."

„Welche Freude!" rief die Baronin und umschlang den Hals ihres Mannes, „ich habe deiner Toilette den Stern schon seit Jahren gewünscht." Lenore öffnete unterdeß das Etui und drehte den Orden beim Licht der Kerze hin und her. „Wir machen ihm die Decoration um." Die Baronin hing ihm das Kreuz um den Hals und küßte loyal erst ihn und dann das Kreuz.

„Nun, wir wissen ja," sagte der Baron, „was in unserer Zeit von solchem Schmuck zu halten ist. Doch gestehe ich, daß gerade diese Standesdecoration mir die liebste von allen ist. Unsere Familie ist eine der ältesten, und in unserer Linie sind, was freilich ein Zufall ist, niemals Mißheirathen vorgekommen. Dies Kreuz ist gegenwärtig so ziemlich die letzte Erinnerung an die alte Zeit, wo man auf dergleichen noch großen Werth legte. Jetzt tritt eine andere Macht an die Stelle unserer Privilegien, das Geld. Und auch wir sind in der Lage, uns darum bemühen zu müssen, wenn wir unsere Familie in Ansehen erhalten wollen. In dem Briefe des Prinzen ist das Alter der Familie erwähnt und der Wunsch ausgesprochen, daß sie noch viele Generationen, wie bisher, in musterhafter Gentilität, so sind die Worte des Briefes, blühen möge. Du, Lenore, und dein Bruder, Ihr habt dafür zu sorgen."

„Ich lebe in musterhafter Gentilität," antwortete Lenore, die Arme übereinanderschlagend. „Und für die Ehre der Familie kann ich nichts thun. Wenn ich heirathe, wozu ich

gar keine Luft habe, ſo muß ich doch einen andern Namen annehmen, und es wird dem alten Ahn in der Rüſtung, der oben im Erkerzimmer hängt, ziemlich gleich ſein, wen ich zu meinem Herrn mache. Eine Rothſattel kann ich doch nicht bleiben."

Der Vater lachte und zog die Tochter an ſich. „Wenn ich nur wüßte, woher mein Kind dieſe Ketzereien hat."

„Sie iſt allmählig ſo geworden," ſagte die Mutter.

„Das wird ſich geben," antwortete der Vater und küßte die Tochter herzlich auf die Stirn. „Hier lies den Brief des Prinzen, ich ſehe nach dem Pferde, dann eſſen wir zuſammen im Freien."

„Ich komme mit dir zu dem Kranken," ſagte Lenore.

Das Ordenszeichen, eine niedliche Erinnerung an einen gewaltigen Bund geiſtlicher Ritter, welche Länder erobert und ein eigenes Reich gegründet hatten, warf in die Seele des Freiherrn ein helles Licht, ſo gleichgültig er ſich auch dagegen ſtellte. Die Glückwünſche ſeiner zahlreichen Bekannten thaten ihm wohl, und ſeine Selbſtachtung erhielt dadurch eine geheime Stütze, deren ſie manchmal bedurfte. So fand ihn nach Verlauf einer Woche auch Ehrenthal, der Händler, als er auf ſeinem Wege nach einem nah gelegenen Dorfe vorfuhr, nur um dem Freiherrn zu gratuliren. Er hatte bereits ſeine Abſchiedsverbeugung gemacht, als er noch einmal anhielt und die Worte hinwarf: „Der gnädige Herr hatten früher die Idee, eine Zuckerfabrik aus Rüben anzulegen. Ich höre, es iſt jetzt im Werk, eine Compagnie zu

bilden, welche eine ſolche Fabrik ganz in Ihrer Nähe bauen will, ich bin aufgefordert worden, an dem Geſchäft Theil zu nehmen, und wollte doch erſt fragen, wie der Herr Baron es noch gedenken zu halten in dieſer Sache."

Dem Freiherrn war die Nachricht ſehr unangenehm. Seit Jahren hatte er ſich mit dem Gedanken getragen, eine gleiche Fabrik auf ſeinem Grund und Boden zu errichten, er hatte eine Anzahl ähnlicher Unternehmungen beſucht, hatte ſich Anſchläge machen laſſen, mit Technikern verhandelt, ja er hatte ſchon den Platz bezeichnet, auf dem das Etabliſſement am wenigſten unſchön geweſen wäre. Er hatte dieſen Plan eine Zeit lang mit großem Eifer verfolgt, allmählig war er ihm weniger lockend erſchienen. Die Scheu eines vorſichtigen Mannes vor der neuen und noch unſichern Induſtrie, die Klagen einiger Bekannten über die Menge der Koſten und vor Allem über die Unruhe und vielen Inconvenienzen, die ein ſolches Unternehmen in das Leben eines Gutsbeſitzers und die Verwaltung ſeines Gutes bringe, das Alles hatte ihn bewogen, das Project liegen zu laſſen und für die nächſten Jahre eine ruhige Anlage ſeines Capitals mit allerdings mäßigem Zinſengenuß vorzuziehen. Jetzt ſollte eine Anlage, die er ſich doch für die Zukunft vorbehalten hatte, von Andern ausgeführt werden; es war klar, daß ſein eigenes Project dadurch zerſtört wurde. Denn zwei gleiche Fabriken in unmittelbarer Nähe mußten ſich zuverläſſig hindern. Geärgert rief er: „Gerade jetzt, wo ich mir auf einige Jahre die Dispoſition über die Capitalien genommen habe."

„Herr Baron," ſagte der Händler mit Herzlichkeit, „Sie ſind ein reicher Mann und angeſehen in der Gegend. Wenn

Sie erklären, daß Sie selbst anlegen wollen diese Fabrik, so geht der Actienverein auseinander an demselben Tage."

„Sie wissen, daß ich das jetzt nicht kann," erwiederte der Freiherr unwillig.

„Wenn Sie wollen, gnädiger Herr, so können Sie auch," entgegnete der Händler mit ehrerbietigem Lächeln. „Ich bin nicht der Mann, der Ihnen zuredet zu einer solchen Fabrik. Was haben Sie nöthig, Geld zu verdienen? Wenn Sie aber jetzt zu mir sagen, Ehrenthal, ich will anlegen eine Fabrik, so steht Ihnen Capital zu Gebot, so viel Sie haben wollen. Ich selbst habe eine Summe von sieben-, von zehntausend Thalern vorräthig, Sie können diese erhalten jeden Tag. — Und ich will Ihnen einen Vorschlag thun. Ich schaffe Ihnen das Geld, welches Sie brauchen, zu billigen Zinsen. Für die Summe, die ich selbst Ihnen gebe, lassen Sie mir einen Antheil am Geschäft bis zu dem Tage, wo Sie mir zurückzahlen mein Geld. Für das übrige Geld, das Sie brauchen, bestellen Sie Hypothek auf Ihr Gut, bis Sie zurückzahlen in einigen Jahren die ganze Anleihe."

Der Vorschlag erschien uneigennützig, ja freundschaftlich, aber der Freiherr fühlte zu lebhaft die große Veränderung, welche ein solches Geschäft in seinem ganzen Leben hervorbringen werde, er sah mit banger Sorge und einem Mißtrauen sowohl gegen sich selbst, als gegen Ehrenthal in eine Zukunft von Verwickelungen. Er verhielt sich deßhalb sehr kühl gegen Ehrenthals Antrag. „Ich danke Ihnen für das Zutrauen," sagte er, „aber ich will nicht mit fremdem Gelde einrichten, was doch nur aus den Ueberschüssen der eigenen Einnahme mit Segen erbaut wird."

Ehrenthal mußte ſich mit dieſem Beſcheide entfernen und ſagte nur noch an der Thür: „Der gnädige Herr können ſich ja die Sache überlegen, ich getraue mir durch vier Wochen das Actiengeſchäft aufzuhalten, damit in dieſer Zeit nichts weiter geſchieht.“

Nur wer einmal in ſeinem Leben eine gefeierte Sängerin geweſen iſt, kann ſich eine Vorſtellung von der Fülle unbekannter kleiner Briefe, Packete und Sendungen machen, welche der Freiherr in den nächſten vier Wochen aus der Stadt empfing. Zuerſt ſchrieb Herr Ehrenthal: „Ich habe die Actionäre vier Wochen aufgehalten;“ dann ſchrieb Herr Karfunkelſtein, ein Actionär: „Ich höre, daß Sie wollen anlegen eine Fabrik, in dieſem Falle ſtehe ich Ihnen nach.“ Dann ſchrieb wieder Herr Ehrenthal: „Hier iſt eine Jahresberechnung einer ähnlichen Fabrik, woraus man kann ſehen, was zu gewinnen wäre.“ Dann ſchrieb wieder ein Herr Wolfsdorf: „Es verlautet, daß der Herr umgehe mit einer Fabrik: ich habe Capitalien auszuleihen gegen mäßigen Zinsfuß und würde glücklich ſein, wenn ich eine Hypothek erhielte oder am liebſten einen Antheil am Geſchäft.“ Zuletzt ſchrieb gar ein undeutlicher Herr Itzigbeit: „Der Herr Baron ſoll das Geſchäft nicht machen mit Ehrenthal, wie man in der Stadt erzählt, Ehrenthal iſt ein reicher, aber ein intereſſirter Mann, er ſoll ihn wenigſtens nicht annehmen zum Compagnon; ich der Briefſchreiber will ihm viel beſſere Capitalien verſchaffen und ganz andere Theilnehmer,“ worauf Herr Ehrenthal wieder genöthigt war zu ſchreiben: „Es werden Intriguen geſpielt von meinen Gegnern in der Stadt, um dem gnädigen Herrn anderes Geld zu ſeinem ſchönen

Unternehmen zu verſchaffen; Sie können thun nach Gefallen, ich bin ein ehrlicher Mann und dränge mich nicht vor."

Der Freiherr war erſtaunt zu ſehen, wie leicht und maſſenhaft ſeinem Namen die Capitalien zurollten, und daß ganz unbekannte Menſchen bereit waren, das Unternehmen auf ſeinem Grund und Boden für ein unfehlbares, glänzendes, beneidenswerthes zu halten. Er hatte in ſeinen Speculationen bis jetzt entſchiedenes Glück gehabt, er hatte die Abneigung vor Geldgeſchäften ziemlich vollſtändig überwunden, ja er hatte ſich gewöhnt, einen gewiſſen Anſpruch an die Capitalien Anderer zu machen. Jetzt wurde er allmählig mit dem Gedanken vertraut, das Geld zur Anlage ſeiner Fabrik von Fremden zu nehmen. Nur Eines widerſtand ſeinem Stolz, den zuvorkommenden Ehrenthal als Theilnehmer zu ertragen; ſo weit wirkte der Brief des undeutlichen Schreibers. Und er beſchloß, im Fall das Unternehmen zu Stande kommen ſollte, dem Händler für ſein geliehenes Geld feſten Zinsfuß zu gewähren. Vier Wochen kämpfte der Freiherr mit innerer Unentſchloſſenheit, oft war ſeine Stirn umwölkt, oft ſah die Baronin wieder mit ſtillem Schmerz die Aufregung ihres Gemahls, oft fuhr dieſer nach der Stadt oder auf die Güter ſeiner Bekannten, um ähnliche Anlagen zu beſichtigen und ſich die möglichen Vortheile aus verſchiedenen Anſchlägen herauszunehmen. Ueber die projectirte Actiengeſellſchaft konnte er nichts Sicheres erfahren. Die weniger günſtigen Nachrichten, welche er über die Erfolge einzelner Fabrikanten einſammelte, ſchrieb er auf Rechnung einer natürlichen Furcht vor ſeiner Concurrenz oder auf die unvortheilhafte Anlage ihres Geſchäftes.

Vier Wochen vergingen, und ein neuer Brief von Ehrenthal erschien, worin der Baron dringend gebeten wurde, seinen Entschluß mitzutheilen, weil einzelne von den Actionären gar nicht mehr zu halten wären.

Es war der Abend eines heißen Tages, als der Freiherr unruhig aus dem Wirthschaftshof in's Freie trat. Tief unten am Himmel glänzte ein gelbes blendendes Licht hinter schwarzem Dunst hervor, dicht zusammengeballt hingen die Wolken über seinem Scheitel, wie dunkle Felsen der Luft mit eisigen Gipfeln. Rings um den Herrn des Guts war Schwüle, Muthlosigkeit und bange Ahnung. Im Getreide schwirrten die Grillen lauter als sonst, unaufhörlich tönte ihr warnender Ruf in das Ohr des Herrn. Die kleinen Vögel auf den Bäumen der Landstraße kreischten in den Zweigen, flatterten von einem Baum auf den andern und riefen einander zu, daß etwas Furchtbares über ihre Felder hereinbreche: wir Kleinen werden es überstehen, schrieen sie, aber die Großen mögen sich hüten. Die Schwalben strichen tief am Boden hin und flogen dicht an dem Freiherrn vorüber, als sei er nicht mehr vorhanden, und die Stelle leer, wo er stand. Die wilden Blattpflanzen am Wege ließen saftlos ihre Blätter hängen, sie waren mit häßlichem Staub überzogen und sahen aus wie Gewächse einer untergegangenen Welt, die vor vielen Jahren einmal grün war und Blüthen trug. Eine dicke Staubwolke rollte die Landstraße entlang auf den Herrn zu, die heimkehrenden Gespanne zogen an ihm vorüber. Schwerfällig schritten die Pferde vorwärts

und senkten ihre Köpfe in den Geschirren. Die häßliche gelbe Wolke wälzte sich mit ihnen fort und verhüllte die Umrisse ihres Leibes, daß nur die Hälse hervorragten und sie dem Freiherrn aussahen wie schattenhafte Gestalten, welche in der Luft dahinfahren. Nach ihnen kam langsam in drei Haufen die Schafheerde, wieder in Wolken des erstickenden Staubes gehüllt. Die Glöckchen der Thiere klangen dumpf in der dicken Luft, und wie aus weiter Entfernung tönte im Wirbel am Boden bald hier bald dort die Stimme eines geisterhaften Schäferhundes. Und als der Schäfer seinen Herrn grüßend vorüberschritt, sah der Mann so grau und schattenhaft aus, wie ein Gespenst aus dem Grabe, das einst auf der grünenden Erde wirkliche Schafe über das Brachfeld getrieben hatte.

Der Gutsherr blieb stehen an den Pferden und Schafen, er stand vor der welken Königskerze am Grabenrand, er hörte auf die Vögel im Laube, es waren unheimliche Gedanken, die sie ihm gaben. Er ging weiter auf dem Damm am Teiche, wo einst Anton den letzten Blick auf das Herrenhaus geworfen hatte. In rothem Feuer stand das Schloß mit seinen Thürmen und Mauern vor dem Freiherrn, helle Flämmchen brannten auf den Spitzen der Thürme in die Wolken hinein, im Brand leuchteten alle Fensterscheiben des Schlosses, und wie Blutstropfen lagen die rosigen Blumenbüschel auf dem schwarzgelben Laub der Kletterpflanzen. Ueber dem Schlosse aber in der Luft ballte und wälzte sich's, und immer näher kam's in schwarzen Massen heran, um mit Nacht den glänzenden Bau zu verhüllen. Kein Blatt der Bäume bewegte sich, keine Kreiswelle furchte die dunkle

Wasserfläche, todt lag sie da, wie ein See der Unterwelt. Der Herr beugte sich hinab und suchte ein Zeichen des Lebens, nur eine Wasserspinne, eine Libelle, welche in dem finstern Schweigen um ihn herum sich leibhaftig regte; — da starrte ihm aus der Tiefe ein bleiches Menschengesicht entgegen, daß er zurückfuhr und ein zweites Mal hinsehen mußte, um zu lächeln und zu erkennen, daß es sein eigener Wiederschein war. Auch hier war um den Herrn des Guts Schwüle, Muthlosigkeit und bange Ahnung.

Er lehnte sich an den hohlen Weidenstamm und sah unverwandt auf sein Haus und auf die Fenster, wo seine Lieben wohnten; er suchte nach einem Umriß ihrer Gestalt, er horchte nach einem Ton von dem Flügel der Baronin, er wünschte, daß nur ein helles Band Lenorens niederflattern möchte von dem Balcon ihres Zimmers; aber kein Zeichen des Lebens war in dem Hause zu erspähen, das Schloß war ausgestorben, wüst, wie ein Bau aus uralter Zeit, durch geisterhaftes Licht beleuchtet; — noch wenig Augenblicke, und es mußte verschwinden in dem Boden. Dann konnte das Wasser darüber hinfluthen, und die Leute konnten sich erzählen, daß hier einst ein schönes Schloß war, in dem ein stolzer Baron lebte, das sei aber lange, lange her. —

Ein gefallenes Haus, eine untergegangene Familie! — Wenn die Zeit kam, wo ein fremder Mann an seiner Stelle stand und ein neues Haus ansah, das er sich erbaut, dann lag die Wasserfläche vor dem Fremden, wie jetzt vor ihm, dieselbe Erdscholle, die sein Pflug aufwarf, trug auch dem Spätern bereitwillig Frucht. Dann gaben die Körner aus seinem Korn noch weißes Mehl, die Lämmer von seinen Schafen

ſprangen um denſelben ſteinernen Waſſertrog, die Ackerfläche lag vor dem Neuen da, wie jetzt vor ihm, an derſelben Stelle liefen vielleicht die Waſſerrinnen durch das Feld, die Binſenwurzel unter ihm trieb ebenſo ihren Schaft aus dem Waſſer: nur er und ſein Geſchlecht, die jetzt über Alles geboten, ſie ſollten dann verſchwunden ſein, verſchwunden bis auf eine gleichgültige Erinnerung!

So ſtand der Herr des Gutes, gelähmt durch den böſen Zauber, der auf der Erde und auf ſeiner Seele lag, er holte tief Athem und trocknete den Schweiß von der Stirne, er war rathlos und wie gebrochen. Da fuhr ein ſcharfer Ton durch die Wipfel der Bäume, es war ein Jagdruf der Lüfte. Noch einmal wurde Alles ſtill, dann raſte der Sturmwind plötzlich hernieder von der Höhe, er rauſchte durch die Baumwipfel, er ziſchte über das Waſſer; tief beugten die Weiden ihre grauen Aeſte, und die Staubwolken der Straße fuhren in tollen Wirbeln nach der Höhe; der gelbe Schein an den Mauern des Schloſſes verſchwand, bleigraue Dämmerung überzog die Landſchaft. Ein zackiger Blitz fuhr durch die Finſterniß, und lang und majeſtätiſch rollte der Donner herauf. Der wilde Jäger der Luft hielt ſeine Hetzjagd über die Fluren der Menſchen.

Der Freiherr richtete ſich hoch auf und öffnete ſeine Bruſt dem Zuge des Sturmwindes. Blätter und Baumzweige flogen um ihn und große Regentropfen ſchlugen auf ſein Haupt, er aber ſtarrte nach den Wolken in das Wetter hinein und auf die Blitze, welche ſich kreuzten, als erwartete er von da oben eine Entſcheidung. Da klapperte der Galopp eines Pferdes auf der Straße und eine fröhliche Männer-

stimme rief von der Höhe herab: „mein Vater!“ Ein junger Reiteroffizier hielt auf der Straße.

„Mein Sohn, mein geliebter Sohn,“ rief der Vater mit bebender Stimme, „du kommst zur rechten Zeit.“ Er drückte den Jüngling fest an sich, und als er ihn aus der Umarmung los ließ, hielt er noch lange seine Hände fest und wurde nicht müde, ihn anzusehen. Auch der Reitersmann vor ihm war mit grauem Staube bedeckt, aber ein jugendliches Gesicht und zwei kecke Augen sprachen in diesem Augenblick entscheidende Worte zu dem Vater. Die Unsicherheit, alle trübe Ahnung war verschwunden, er fühlte sich wieder fest, wie dem Chef seines Hauses geziemte. Vor ihm stand in blühender Jugend die Zukunft seines Geschlechtes. Daß diese Erinnerung ihm gerade jetzt kam, in der Stunde, wo er einen Entschluß fassen sollte, das galt ihm für einen Befehl des Schicksals. „Und jetzt komm nach Haus,“ sagte er, „es ist kein Grund mehr, daß wir unsere Begrüßung im Regen abmachen.“

Während die Baronin ihren Sohn auf das Sopha zog und nicht müde wurde, sich über sein männliches Aussehen zu freuen, und während Lenore sogleich mit dem Bruder ein leichtes Wortgefecht begann, ging der Freiherr in der Familienstube auf und ab und sah zuweilen durch den strömenden Regen in die Landschaft hinaus. Immer schneller fuhren die Blitze durcheinander, und immer kürzer wurden die Pausen, in denen der Donner dem Zucken des Feuerstrahls folgte.

„Schließe das Fenster,“ bat die Baronin, „das Wetter kommt herauf.“

„Es wird unſerm Hauſe nichts thun," antwortete der Freiherr beruhigend. „Der Leiter ſteht oben auf dem Dach, er glänzte vorhin hell wie ein Licht durch die dunkeln Wolken. Sieh dorthin, wo die Wolken am ſchwärzeſten zuſammengeballt ſind, dort über der hellen Eſche."

„Ich ſehe die Stelle," ſagte die Baronin.

„Mache dich gefaßt," fuhr der Freiherr lächelnd fort, „daß dein blauer Himmel dort für immer durch graue Wolken bedeckt wird, dort wird der Schornſtein der Fabrik über die Bäume ragen."

„Du willſt bauen?" fragte die Baronin beſorgt.

„Du willſt eine Fabrik errichten?" rief der Lieutnant vorwurfsvoll.

„Ja," ſagte der Freiherr zu ſeiner Gemahlin, „das Unternehmen wird viel Unangenehmes haben für dich und mich, und wird meine Kräfte in jeder Beziehung in Anſpruch nehmen. Wenn ich es doch wage, ſo geſchieht es nicht um unſertwillen, ſondern für die Kinder, für die Familie. Ich will das Gut befeſtigen bei unſerm Hauſe, ich will ſeine Einkünfte ſo vermehren, daß der Herr dieſes Schloſſes in der Lage iſt, auch für die Zukunft der Lieben zu ſorgen, denen er nach dem alten Recht der Erſtgeburt und der männlichen Nachfolge das Gut nicht überlaſſen kann. Es hat mich langen Kampf gekoſtet, heut hab' ich mich entſchloſſen."

9.

Der Freiherr trieb mit Feuer die Anlage seiner Fabrik. Er suchte wenigstens einen Theil der Ziegeln selbst zu brennen, er bezeichnete die Stämme des Waldes, welche im Winter zu Bauholz geschlagen werden sollten. Ein Baumeister wurde durch Ehrenthal empfohlen, und ein Techniker von dem Freiherrn selbst angeworben. Er erkundigte sich sorgfältig nach der Vergangenheit des Mannes, dem er Einrichtung und Betrieb seiner Fabrik übergeben wollte, und wünschte sich Glück, als er nach langem Suchen einen redlichen Mann fand, der eine ungewöhnliche theoretische Bildung besaß. Vielleicht war gerade diese letztere Eigenschaft vom Standpunkte des Barons nicht ohne Bedenken, denn dem Erwählten wurde von zähen Praktikern nachgesagt, daß er nie eine Fabrik in ruhigem Betriebe lassen könne, sondern durch hastige Einführung neuer Erfindungen die tägliche Arbeit zu oft störe. Daher galt er für kostspielig und unsicher. Dem Freiherrn war die Intelligenz und Redlichkeit des Mannes natürlich die Hauptsache, mehr noch als jedem Andern, weil er im Stillen die Empfindung hatte, daß diese Eigenschaften des Technikers die Mängel seiner eigenen Leitung ausgleichen müßten.

So froh aber diese Aussichten waren, ein Uebelstand war doch dabei. Ordnung und Behagen waren auf dem Gut

nicht mehr zu finden, sie waren mitten im Sommer fortgeflogen, wie die Störche, welche seit vielen Jahren hinter der großen Scheuer genistet hatten. Alle Welt wurde durch die neue Anlage belästigt. Die Baronin verlor eine Ecke des Parks, sie erlebte das Herzeleid, daß ihr ein Dutzend mächtiger alter Bäume niedergeschlagen wurden. Ein Haufe fremder Arbeiter zog mit Hacke, Schaufel und Karren wie ein Heuschreckenschwarm über das Gut. Sie zertraten die Grasplätze des Parks, sie lagerten in ihren Eßstunden in der Nähe des Schlosses und genirten die Frauen oft durch ihren Mangel an Rücksicht. Der Gärtner rang die Hände über die zahlreichen Diebstähle an Obst und Gemüse. Der Amtmann war in lauter Verzweiflung über die Unordnung, welche in seiner Wirthschaft einriß. Die neuen Leute, welche er angenommen hatte, erschwerten ihm die Aufsicht über das Gesinde. Die neuen Zugthiere, in der Eile gekauft, reichten nicht aus. Die Ackerpferde wurden ihm zu Fuhren verwandt, wenn er sie am nothwendigsten im Felde brauchte, seine guten Zugochsen waren für ihn gar nicht mehr vorhanden. Der Bedarf der Wirthschaft wurde größer, die Einnahmen drohten geringer zu werden. Auch die Bodenfläche, welche für die Rübencultur bestimmt war, machte dem alten Mann schwere Arbeit. In der Fruchtfolge mußte Vieles geändert, die Taglöhner sollten für den neuen Bau angelernt werden. Lenore hatte viel zu trösten und brachte ihm manches Pfund Tabak aus der Stadt, damit er seinen Kummer mit den blauen Wolken in die Luft blasen konnte. Die schwerste Last trug natürlich der Freiherr selbst. Sein Arbeitszimmer, sonst nur von einzelnen Bittstellern oder dem Amtmann besucht,

wurde jetzt ein Gemeinplatz, wie der Laden eines Krämers Nach zehn Seiten sollte er Rath schaffen, Aufschluß geben, Schwierigkeiten überwinden. Fast täglich jagte er nach der Stadt, und wenn er am Friede bringenden Abend auf dem Gute war, erschien er im Familienkreise sorgenvoll, mürrisch, abgespannt. Es war eine große Hoffnung, die ihn erfüllte, aber es war sehr schwierig, sie in Wirklichkeit zu verwandeln.

Einigen Trost fand der Freiherr in der lebhaften Anhänglichkeit Ehrenthals. Dieser wußte sich überall nützlich zu machen, hatte stets einen guten Rath bei der Hand und war um Auskunft niemals verlegen. Oft besuchte er das Herrenhaus, dem Baron ein willkommener Gast, weniger den Frauen. Diese gönnten ihm den Argwohn, daß seine Beschwörung die Fluth von Geschäften heraufführe, welche sich durch alle Fenster und Thüren des Schlosses ergoß. Glücklicherweise dauerten seine Besuche immer nur kurze Zeit, und wenn man ihm auch ansah, daß er sich auf dem Gut nicht unbehaglich fühlte, so war sein Benehmen in Betreff der Ehrerbietung doch durchaus untadelhaft.

An einem sonnigen Mittag trat Ehrenthal mit Brillantnadel und Busenkrause in das Zimmer seines Sohnes. „Willst du heut mitfahren auf das Gut der Rothsattel, mein Bernhard? Ich habe dem Baron gesagt, daß ich dich mitbringen werde, um dich zu präsentiren der Familie."

Bernhard sprang von seinem Sitze auf. „Aber Vater, ich bin den Herrschaften ja ganz fremd!"

„Wenn du das Gut gesehen haben wirst, wird es dir nicht mehr fremd sein, und wenn du gesprochen haben wirst den Baron, die Baronin und das Fräulein, so wirst du

ſie kennen. Es ſind gute Leute," fügte er wohlwollend hinzu.

Der Sohn hatte noch viele ſchüchterne Bedenken, aber der Vater ſchlug ſie durch die beſtimmte Erklärung nieder, daß der Freiherr ihn erwarte.

Bernhard ſaß im Wagen, über ihm hoch in der Luft flogen die Vögel, die Pappeln an der Landſtraße ſchnurrten wie durch ein Band gezogen hinter ihn, lachend ſchien die Sonne in ſein bleiches Geſicht und frug: wo kommſt du her, Mann, dich kenne ich nicht; er rückte ſich auf ſeinem Sitze in unruhiger Spannung zurecht. Seit er Anton kannte, ja länger, ſeit er ſeine Dichter las, hatte er von der kleinen einſamen Stube ſehnſüchtig auf das fröhliche Treiben Solcher geſehen, welche darauf los leben und unnützes Grübeln haſſen. Heut kam ihm vor, als ob er ſelbſt ein wenig darauf los lebe, heut jagte er in die Welt hinein zu einem unbekannten Edelmann, in das Haus einer berühmten Schönheit, die er ſich anſehen wollte. Er zog ſeinen Hemdkragen zurecht, drückte den Hut entſchloſſen in die Stirn und ſchlug die Arme unter. Mit ſcharfem Blick muſterte er die vorübergehenden Reiſenden, und die Frau vom Zollhauſe, welche das Geld abnahm, fixirte er ſo unternehmend, daß ſie ihr Bruſttuch zurecht zog und ihn lächelnd anblinzte. Unterdeß floß das Herz des alten Ehrenthal von Lobreden auf den Freiherrn und ſeine Familie über. „Noble Leute," rief er; „wenn du geſehen haben wirſt dieſe Baronin, wie ſie iſt, wenn ſie iſt in ihrer Spitzenhaube, Alles ſo fein und Alles ſo honett! Zu honett für die Welt, wie dieſe Welt einmal iſt! Die Stücke Zucker ſind zu groß, und der Wein, den man bei Tiſche

trinkt, ist zu theuer, aber es ist ihre Qualität, es steht ihnen gut."

„Fräulein Lenore soll eine große Schönheit sein," frug Bernhard. „Ist sie so stolz, wie junge Damen von ihrem Stande zu sein pflegen?" — Mein armer Bernhard kannte nicht viele junge Damen, weder aus diesem noch aus einem andern Stande.

„Sie ist stolz," sagte der Vater, „aber es ist wahr, sie ist schön. Unter uns gesagt, sie gefällt mir besser, als die Rosalie."

„Ist sie blond?" Herr Ehrenthal dachte nach. — „Was soll sie anders sein, als blond oder braun, freilich hat sie blonde Augen. Du kannst dir auch ansehen die Heerde auf dem Gute und vergiß nicht herumzugehen im Park. Sieh dich um, ob du einen Platz findest, wo du gern sitzen möchtest mit deinem Buche."

Der arglose Bernhard schwieg und sah mit glänzenden Augen auf die dunkeln Umrisse des Parks, der am Horizont aufstieg.

Der Wagen hielt vor dem Schlosse. Der Bediente trat an den Schlag. Die Gäste erfuhren, daß der Freiherr in seinem Zimmer und die gnädige Frau im Augenblick nicht zu sprechen war, das Fräulein aber spazierte im Garten. Ehrenthal schritt um das Haus, Bernhard neugierig hinter ihm her. Ueber den Grasplatz kam die hohe Gestalt Lenorens langsam auf die Fremden zu. Ehrenthal stellte sich auf, bog seinen linken Arm zu einem Kreise zusammen, steckte seinen Hut hinein und präsentirte: „Mein Sohn Bernhard, dies ist das gnädige Fräulein." Bernhard verneigte sich tief. Es war nur ein kühler Gruß, den Lenore dem Gelehrten schenkte.

„Wenn Sie zu meinem Vater wollen, er iſt oben in ſeinem Zimmer.“

„Ich werde hinaufgehen,“ ſagte Ehrenthal gehorſam. „Bernhard, du kannſt unterdeß zurückbleiben bei dem gnädigen Fräulein.“

In dem Zimmer des Freiherrn legte der Händler einige tauſend Thaler auf den Tiſch und ſagte: „Hier iſt das erſte Geld. Und wie wollen der Herr Baron es mit der Sicherheit halten?“

„Nach unſerer Verabredung muß ich Ihnen dafür Hypothek auf das Gut geben,“ erwiederte der Freiherr.

„Wiſſen Sie was, Herr Baron, um jedes Tauſend Thaler, das ich Ihnen zahle, können Sie mir nicht immer beſtellen eine Hypothek, das macht viel Koſten und bringt das Gut in ſchlechtes Renommée. Laſſen Sie vom Gericht ausſtellen ein Hypothekeninſtrument, welches auf eine große Summe lautet, ich will ſagen auf zwanzigtauſend Thaler. Laſſen Sie es ausſtellen auf den Namen der gnädigen Frau Baronin, ſo haben Sie eine Sicherheit, die Sie jeden Tag verkaufen können, und Ihr Gut wird noch nicht belaſtet durch ein neues Capital. Und mir geben Sie jedes Mal, ſo oft ich an Sie zahle, einen einfachen Schuldſchein, worin Sie mir auf Ihr freiherrliches Wort verſichern, daß ich für den Betrag der Summe, die ich Ihnen zahle, ein Anrecht haben ſoll an dieſe Hypothek von zwanzigtauſend Thalern, welche im Hypothekenbuche ſteht zunächſt hinter den Pfandbriefen. Das iſt einfach, und es bleibt ſtill zwiſchen uns beiden. Und wenn Sie keine weitern Vorſchüſſe brauchen, dann machen wir die Sache feſt vor dem Notar. Sie cediren

mir dann die Hypothek selbst, und ich gebe Ihnen Ihre Schuldscheine zurück und zahle Ihnen nach, wenn noch etwas fehlt an den zwanzigtausend Thalern. Ich verlange nichts von Ihnen, als Ihr Ehrenwort auf einem Blatt Papier, welches nicht größer ist, als dieses Schnitzel. Und wenn das Gericht Ihnen ausgefertigt hat das Hypothekeninstrument von zwanzigtausend Thalern, so wäre mir's lieb, wenn Sie's wollten aufheben in meinem Hause."

Als der Freiherr bei der letzten Bedingung unwillig aufsah, legte Ehrenthal seine Hand auf den Arm des Herrn und sagte vertraulich: „Seien Sie ruhig, Herr Baron; dagegen, daß ich selbst aufheben will das Hypothekeninstrument, dürfen Sie nichts einwenden. Ich kann keinen Mißbrauch damit treiben, und es ist mir eine Beruhigung. Jeder Jurist wird Ihnen sagen, daß ich in diesen Sachen gegen Sie verfahre, wie es selten vorkommt im Geschäft. Oft wird ein Wort gebrochen, das Einer dem Andern gegeben hat, aber wenn es etwas gibt, was fest ist auf dieser Welt, so ist es für mich, wenn Sie mir geben Ihr Ehrenwort. Ist es nicht geschäftlich, Herr Baron, daß ich so denke, so ist es doch freundschaftlich."

Ehrenthal sagte das mit einem Ausdrucke von Herzlichkeit, der nicht ganz erlogen war. Was er anbot, zeigte in der That ein großes Vertrauen. Nach vielen Berathungen mit Veitel Itzig war er auf diese Maßregel gekommen. Er wußte, daß der Freiherr außer den zwanzigtausend Thalern noch manches andere Capital für die Fabrik brauchen würde. Es lag im Interesse auch des Händlers, daß der Freiherr noch andere Summen ohne Schwierigkeit erhielt. Und er

traute dem Edelmann; er, der durchtriebene Schelm, hatte einen festen Glauben an den adeligen Sinn des Andern. Auch wenn ihn Itzig nicht unaufhörlich auf den ehrenwerthen Charakter des Gutsherrn aufmerksam gemacht hätte, er würde ihm nichts Unehrliches zugetraut haben: Was von achtungsvoller Zuneigung in seiner Seele noch Raum hatte, das war dem Freiherrn zu Theil geworden. Der Herr war seit langer Zeit der Gegenstand seiner Sorge, seiner Arbeit, seiner eifersüchtigen Wachsamkeit. Er war dem Schurken geworden, was dem Landwirth sein Acker, der Hausfrau ihr Lieblingsthier ist. Es war ein allerliebster kleiner Theil von gemüthlicher Zuneigung in dem Verhältniß. Auch die Hausfrau vertritt eifrig die Tugenden ihres vierbeinigen Pfleglings, sie betrachtet ihn mit Freude und findet sein Temperament ungewöhnlich sanft. Sie ist geneigt, ihren Liebling für das vortrefflichste Stück seiner Art zu halten, und wenn der Schlachttag kommt, vergießt sie vielleicht eine Thräne. Aber, beim heiligen Antonius! so leid es ihr auch thut, sie wird das arme Ding doch schlachten.

Unterdeß sagte unten Lenore zu Bernhard: „Ist Ihnen gefällig, in den Park zu gehen?“ Bernhard folgte schweigend und sah scheu auf die Aristokratin, welche ihren Kopf trotzig in die Höhe warf und wenig von seiner Anwesenheit erbaut schien. An dem grünen Platz, der einst Anton so entzückt hatte, blieb sie stehen und wies auf den Kiesweg. „Dort hinab geht es zum See, und hier weiter hinein in den Garten.“ Sie erhob die Hand zu einer verabschie-

denden Bewegung. Bernhard aber sah staunend auf den Platz, auf die Thürmchen des Schlosses, die Schlingpflanzen des Balcons und rief: „Das habe ich schon einmal gesehen, und ich bin doch noch nie hier gewesen."

Lenore blieb stehen: „Das Haus ist nicht nach der Stadt gekommen, so viel ich weiß; es mag wohl andere geben, die ähnlich aussehen."

„Nein," erwiederte Bernhard sich besinnend, „ich habe das Schloß auf einer Zeichnung im Zimmer eines Freundes gesehen. Er muß Sie kennen," rief er freudig, „und er hat mir doch nie etwas davon gesagt."

„Wie heißt dieser Herr, der Ihr Freund ist?"

„Es ist ein Herr Wohlfart."

Das Fräulein wandte sich lebhaft zu dem Gelehrten: „Wohlfart? Ein Kaufmann bei T. O. Schröter, Colonialwaaren und Producte? Ist's dieser Herr? — Und dieser Herr ist Ihr Freund? Wie kommen Sie zu der Bekanntschaft?" frug sie streng und stellte sich vor Bernhard auf, die Hände auf dem Rücken, wie ein Lehrer, der einen kleinen Dieb wegen gestohlener Aepfel in's Verhör nimmt.

Bernhard erzählte, wie er Anton kennen gelernt hatte und wie lieb ihm der tüchtige Freund geworden war. Darüber verlor er etwas von seiner Befangenheit, und das Fräulein viel von ihrer Strenge.

„Ja, wenn Sie so sind," sagte Lenore noch immer verwundert. „Also wie geht es Herrn Wohlfahrt? Erzählen Sie geschwind, wie sieht er aus, ist er lustig? Er hat wohl recht viel zu thun?"

Bernhard erzählte, er wurde immer beredter. Lenore

ſetzte ſich in die Roſenlaube und winkte ihm herablaſſend, gegenüber Platz zu nehmen. Als er geendet hatte, ſagte ſie freundlich: „Wenn Herr Wohlfart Ihr Freund iſt, ſo gratulire ich Ihnen, er iſt ein guter Menſch; ich will hoffen, daß Sie das auch ſind.“

Bernhard lächelte: „Unter meinen Büchern habe ich nur wenig Gelegenheit, meinen guten Willen dafür zu erweiſen. Ich lebe ſtill vor mich hin und zirpe wie eine Grille; in dem Treiben der Welt komme ich mir oft recht unnütz vor.“

„Das viele Studiren wäre nicht meine Sache,“ erwiederte Lenore. „Man ſieht Ihnen auch an, daß Sie wenig in der freien Luft leben. Kommen Sie, mein Herr, ich werde Sie herumführen. So ſetzen Sie doch Ihren Hut auf.“

Der Bediente trat mit dem Theebret aus der Halle. Lenore winkte ihm und ſah wohlwollend zu, als Bernhard den heißen Trank ſo eilig einſchlürfte, wie ein Ritter ſeinen Steigbügeltrunk. „Verbrennen Sie ſich nicht,“ ermahnte ſie.

Sie führte ihn durch den Park, wie ſie einſt Anton geleitet hatte. Bernhard war ein Sohn der großen Stadt. Nicht die hohen Baumkronen, nicht die blühenden Beete im grünen Raſen, auch nicht die Thürmchen des Herrenhauſes waren ihm etwas Ungewöhnliches, ſein Auge hing nur an dem Fräulein. Es war ein klarer Abend im September. Das Sonnenlicht fiel ſchräge durch das Laub, der Kiesweg war gefleckt von gelben Lichtern und dunklen Schlagſchatten. So oft ein Sonnenſtrahl durch die Blätter auf Lenorens Haupt ſchoß, glänzte ihr Haar wie Gold. Das ſtolze Auge, der feine Mund, die ſchlanken Glieder des kräftigen Mädchens

nahmen die Empfindung des Gelehrten gefangen. Sie lachte und zeigte die weißen kleinen Zähne, und er war entzückt; ſie brach einen Zweig ab und ſchlug damit an die Büſche am Wege, und ihm war, als neigten ſich die Zweige und Blätter vor ihr auf den Boden.

Sie kamen an die Brücke, an den Ausgang des Parks nach dem Feld. Einige Mädchen liefen an Lenore heran, knixten und küßten ihr die Hände, ſie nahm dieſe Huldigung der Unterthanen wie eine Königin hin. Zwei kleine Dirnen hatten die hohlen Stengel des Löwenzahns in Kettenglieder zuſammengebogen und eine lange Kette daraus gemacht, ſie ſtellten ſich verſchämt vor Bernhard in den Weg und hielten ihm die Kette vor.

„Hinweg, Ihr unartiges Volk!“ rief Lenore. „Wie könnt Ihr uns den Weg verſperren, der Herr kommt ja aus dem Schloß. — Sie lernen dies Wegelagern von den fremden Arbeitern.“ Und Bernhard fühlte mit Stolz, daß er in dieſem Augenblicke zu ihr gehörte. Er griff in die Taſche und löſte ſich von den Mädchen. „Es iſt lange her, daß ich eine ſolche Kette nicht geſehen habe,“ ſagte er. „Dunkel erinnere ich mich, daß ich als kleiner Knabe auch einmal auf einem grünen Platze ſaß und die Stiele zuſammenſteckte.“ Er pflückte einige Stengel des Löwenzahns und verſuchte die Kinderarbeit.

„Haben die gelehrten Herren auch an ſolchen Spielen Freude?“ frug Lenore lächelnd.

„O ja,“ erwiederte Bernhard. „Ich habe auch die ſpitzen Blüthen von Akley und Ritterſporn zu runden Kränzen in einander geſteckt und in meinen Büchern gepreßt, dann trocknete ich Blätter und ganze Blumen, dann legte ich ein Her-

barium an. Was uns als Erwachsene interessirt, das knüpft sich häufig an eine kleine Freude der Kinderzeit. Aus dem Kind, das zufällig einige bunte Krystalle in die Hand bekam, wird vielleicht ein Mineralog, und schon mehr als ein berühmter Reisender ist durch den Robinson Crusoe zu seinen Entdeckungen gekommen. Es ist immer eine Freude, zu erfahren, wie ein bedeutender Mann das gefunden hat, was seine Seele erfüllt."

„Wir Frauen sehen das ganze Leben hindurch die Natur an wie die Kinder," sagte Lenore, „wir spielen mit den glänzenden Steinen und Blüthen noch in unsern alten Tagen, gerade so wie die Mädchen vor uns. Und die Kunst ist so gefällig, uns Blumen und Steine nachzumachen, damit wir nur niemals das Spielzeug entbehren. — Wenn Sie so gut mit den Kinderspielen Bescheid wissen, dort ist etwas für Sie," sie wies auf einen großen Klettenstrauch am Weg. „Haben Sie sich jemals eine Mütze aus Kletten gemacht?"

„Nein," erwiederte Bernhard mit bangen Ahnungen.

„Sie sollen sogleich eine haben," sagte Lenore. Sie gingen zu dem Klettenstrauch. Bernhard pflückte die runden Köpfe ab und reichte ihr einige Hände voll hin. Sie nestelte die Kletten an einander und machte eine Kappe mit zwei kleinen Hörnern daraus. „Das können Sie aufsetzen," sagte sie gnädig.

Bernhard hielt das kleine Monstrum in der Hand. „Allein wage ich's nicht," sagte er, „die Vögel auf den Bäumen würden mich zu sehr anschreien. Wenn Sie auch eine Haube aufsetzen wollten —"

„Kletten können Sie nicht verlangen," erwiederte Lenore, „aber Sie sollen den Willen haben. Kommen Sie zurück, ich zeige Ihnen, wie wir als Mädchen unsere Mützen gemacht haben." Sie führte ihn an eine Stelle, wo eine Gruppe Sonnenrosen mit schwarzen Gesichtern und gelben Strahlen am Rande des Gebüsches stand. Dort schnitt sie mit einem kleinen Trennmesser einige Blumen ab, durchstach die Stengel und band sie zu einem Helm zusammen, den sie sich lachend aufsetzte. Es war ein fremdartiger Schmuck und gab dem schönen Gesicht ein wildes Ansehen. „Jetzt setzen Sie Ihre Kappe auf," befahl sie. Bernhard gehorchte, und sein ehrbares faltiges Gesicht, der schwarze Frack und die weiße Cravatte erschienen unter der Klettenmütze so abenteuerlich, daß Lenore ihr Lachen nicht bekämpfen konnte und vergebens den Mund hinter ihrem Taschentuch verbarg. „Sie sehen schrecklich aus." Bernhard nahm den Kopfputz sogleich wieder ab. „Kommen Sie zum Wasser, dort sollen Sie Ihr Spiegelbild sehen."

Sie führte ihn an die Stelle, wo der Grund des Fabrikgebäudes ausgegraben wurde. Es war ein wüster Platz. Erdhaufen, einige tausend Ziegel, Baumstämme und Balken waren zusammengefahren. Die Arbeiter hatten Feierabend gemacht und den Platz verlassen, nur einige Kinder aus dem Dorfe kauerten unter dem Holz und sammelten die Späne zum Abendfeuer. Wenige Schritte hinter der Baustelle zog sich eine Bucht des See's heran, durch Gebüsch eingefaßt und mit grünen Wasserlinsen überdeckt. „Wie wüst es hier aussieht," klagte Lenore, „die Zweige der Sträucher sind geknickt, auch die Bäume sind beschädigt. Das

Alles macht der Bau. Wir kommen der fremden Arbeiter wegen jetzt nur ſelten hierher. Auch die Kinder vom Dorfe ſind dreiſt geworden, ſie haben hier einen Spielplatz aufgeſchlagen, und es iſt ihnen gar nicht zu wehren.“

In dem Augenblick fuhr ein Kahn hinter dem Vorſprung des Gehölzes hervor. Ein kleines Bauermädchen, ein baubäckiges rundes Ding, ſtand darin und wankte ängſtlich bei der raſchen Bewegung des Kahnes, den ihr älterer Bruder mit einer Stange vom Ufer abſtieß. „Sehen Sie,“ rief Lenore ärgerlich, „die Krabben haben auch unſern Kahn genommen. Wollt Ihr ſogleich an's Land!“ Die Kinder erſchraken über den Zuruf, dem Knaben fiel die Stange in's Waſſer, das kleine Mädchen ſchwankte in der Angſt des böſen Gewiſſens an den Rand des Kahnes, ſie verlor das Gleichgewicht und fiel in's Waſſer. Der Knabe trieb hülflos mitten in der Bucht. Ein lauter Schrei vom Ufer und aus ſeiner Kehle folgte dem Fall der Kleinen. „Retten Sie das Kind!“ rief Lenore außer ſich. Bernhard lief gehorſam in den See, ohne daran zu denken, daß er nicht ſchwimmen konnte, er watete einige Schritt vor und ſtand gleich darauf hülflos bis unter die Arme in Schlamm und Waſſer. Er ſtreckte die Hände nach der Stelle aus, wo das Kind verſunken war, aber der Punkt war noch einige Klaftern von ihm entfernt. Underdeß war Lenore ſchnell wie der Blitz hinter einen Strauch geſprungen. Nach wenig Augenblicken trat ſie hervor und eilte an einen Vorſprung des Ufers. Aus der Tiefe der grünen Waſſerlinſen ſah Bernhard mit Entſetzen und Wonne auf die hohe Geſtalt. Noch haftete die phantaſtiſche Blumenkrone auf ihrem Haupt, das luftige

Kleid floß jetzt in leichten Falten an ihrem Leibe herunter, aus dem entſchloſſenen Geſicht ſtarrten die Augen nach der Stelle, wo der Rock des Kindes wieder ſichtbar wurde. Sie erhob die Arme hoch über das Haupt und ſtürzte ſich mit einem Sprunge in den See. Der Kranz fiel von ihrem Haupt, in langen Stößen ſchwamm ſie auf das Kind zu. Sie faßte den Rock, noch zweimal griff ſie mit der freien Hand aus und hatte den Kahn erreicht. Sie hielt ſich daran feſt, ſie ſpannte alle Kraft an, das Kind hineinzuheben, ſie faßte die Kette des Kahns und zog ihn hinter ſich an das Land. Bernhard, der bleich wie der Tod ihrer Anſtrengung zugeſehen hatte, kämpfte ſich an das Ufer zurück, er reichte ihr die Hand und zog den Kahn an's Land. Lenore ergriff das bewußtloſe Kind, Bernhard hob den Knaben an das Ufer, und vorwärts eilten Beide zu der nahen Gärtnerwohnung, der Knabe lief mit gellendem Geſchrei hinter ihnen her. Das naſſe Gewand legte ſich dicht an Lenorens Leib, die ſchönen Formen des Körpers wurden in der raſchen Bewegung dem Auge ihres Begleiters faſt unverhüllt ſichtbar. Sie achtete nicht darauf. Bernhard drang mit ihr in die Stube des Gärtners, aber Lenore trieb ihn haſtig wieder hinaus. Mit Hülfe der erſchrockenen Gärtnersfrau entkleidete ſie das Kind und ſuchte das bewußtloſe durch Reiben in's Leben zurückzubringen. Unterdeß lehnte Bernhard draußen an der Thür vor Kälte klappernd und in einer Aufregung, welche ſeine Augen glühen machte wie Kohlen. „Lebt das Kind?“ rief er durch die Thür.

„Es lebt,“ rief Lenore vom Bett zurück.

„Gelobt ſei Gott!“ rief Bernhard und ſchlug die Hände

zuſammen; aber der Gott, an den er in dieſem Augenblick dachte, war das ſchöne Weib dadrin, von deſſen Reizen ſein Auge mehr geſehen hatte, als irgend ein anderer Mann. Lange ſtand er ſo, ſchauernd und vor ſich hin träumend, bis eine hohe Geſtalt in wollenem Rock und Mieder aus dem Hauſe trat. Es war Lenore in den Kleidern der Gärtnerin, noch ergriffen von der Anſtrengung, aber mit einem fröhlichen Lachen auf den Lippen. Außer ſich griff Bernhard in ſtürmiſcher Bewegung nach ihrer Hand und küßte ſie mehr als einmal, er hätte vor ihr auf die Knie ſinken mögen.

„Sie ſehen ſchön aus, mein Herr," ſagte Lenore heiter, Sie werden ſich verkälten."

Er ſtand vor ihr, naß, am ganzen Körper triefend, mit Waſſerlinſen und Schwamm überzogen. „Ich fühle nichts von Kälte," rief er, aber ſeine Glieder ſchütterten.

„Schnell in das Haus," trieb Lenore. Sie öffnete die Thür und rief der Frau zu: „Geben Sie dem Herrn Kleider des Gärtners zum Wechſel. — Dort in der Kammer machen Sie Ihre Toilette."

Bernhard lief nach der Kammer, die Gärtnersfrau trug ihm herzu, was ſie von Kleidern in der Eile fand. Nach einer Weile trat er, in einen Bauerburſchen verwandelt, vor das Haus, wo Lenore in der Abendſonne mit ſchnellen Schritten auf und ab ging. „Kommen Sie nach dem Schloß," ſagte das Fräulein, welche wieder ihre ruhige Gönnermiene angenommen hatte.

„Noch einmal möchte ich das Kind ſehen," bat Bernhard. Sie traten an das Bett, auf welchem das Mädchen lag; mit

müden Augen ſah die Kleine auf das faltige Geſicht des Mannes, der ſich über das Lager beugte und ihr die Stirn küßte. „Es iſt das Kind eines Tagelöhners aus dem Dorfe," ſagte die Frau. Bernhard legte hinter Lenorens Rücken ſeine Börſe auf das Bett.

Eilig ſchritten Lenore und Bernhard dem Schloſſe zu, wo Ehrenthal an ſeinem Wagen ungeduldig die Rückkunft des Sohnes erwartete und mit maßloſem Erſtaunen in dem Gärtnerburſchen ſeinen Bernhard erkannte.

„Geben Sie dem Herrn einen Mantel," befahl Lenore dem Bedienten, „er friert. Wickeln Sie ſich gut ein, Sie könnten ſonſt lange an Ihren Marſch unter die Waſſerlinſen denken."

Und Bernhard dachte lange daran. Er hüllte ſich in den Mantel und drückte ſich in eine Ecke des Wagens, dem kalten Bad folgte brennende Gluth, ſtürmiſch rollte ſein Blut durch die Adern. Er hatte das ſchönſte Weib der Welt geſehen, er hatte etwas erlebt, was für ihn größer und hinreißender war, als jeder Dichtertraum in ſeinen Pergamenten. Mit Scham dachte er daran, wie unbehülflich er ſelbſt geweſen war, und wie von ſeinem tiefen Stand im Waſſer ſah er zu der Heldin auf, welche ſo entſchloſſen und ſtark geweſen war. Nur kürze Antworten vermochte er auf die Fragen ſeines Vaters zu geben. So ſaßen Vater und Sohn neben einander, kalte Argliſt und die Gluth der Leidenſchaft. Beide hatten auf dieſer Fahrt erreicht, wonach ſich ihr Herz ſo lange geſehnt, der Vater ein Anrecht an das ſchöne Gut, der Sohn ein Abenteuer, das ſeinem Leben einen neuen Inhalt gab.

Auf dem Gut ſtieg das Fabrikgebäude langſam in die Höhe, in dem Geldſchrank Ehrenthals füllte ſich die Caſſette des Freiherrn mit ſeinen Schuldverſchreibungen und dem neuen Hypothekeninſtrument, und während Bernhards zarter Leib an den Folgen des kalten Bades kränkelte, berauſchte ſich ſeine Seele an ſüßen Phantaſien.

10.

An einem Nachmittage brachte der Briefbote einen ſchwarzgeſiegelten Brief an Finks Adreſſe. Fink öffnete den Brief und ging ſchweigend auf ſein Zimmer. Als er nicht wieder herunterkam, eilte Anton beſorgt zu ihm hinauf. Er fand Fink auf dem Sopha ſitzend, den Kopf auf die Hand geſtützt.

„Du haſt eine traurige Nachricht erhalten?“ frug Anton.

„Mein Oheim iſt geſtorben,“ erwiederte Fink, „er, vielleicht der reichſte Mann der Wallſtreet in Newyork, iſt auf einer Geſchäftsreiſe mit der Maſchine eines Miſſiſippiboots in die Luft geflogen. Er war ein unzugänglicher Mann; mir hat er in ſeiner Art viel Güte erzeigt, und ich habe ihm als thörichtes Kind mit Undank vergolten. Dieſer Gedanke macht mir ſeinen Tod bitter. Außerdem wird das Fact entſcheidend für meine Zukunft.“

„Du willſt fort von uns?“ fiel Anton erſchrocken ein.

„Ich werde morgen abreiſen. Mein Vater iſt zum Univerſalerben des Verſtorbenen ernannt, mir hat dieſer ſeinen Landbeſitz in den weſtlichen Vereinsſtaaten als Legat vermacht. Mein Oheim war ein großer Landſpeculant, und es gilt jetzt ſchwierige und verworrene Verhältniſſe zu löſen. Deßhalb will mein Vater, daß ich ſo ſchnell als möglich nach Newyork gehe, und auch ich merke, daß die perſönliche An-

weſenheit der Erben dort nöthig iſt. Mein Vater hat auf einmal ein großes Zutrauen zu meiner Umſicht und Geſchäftskenntniß bekommen. Lies ſelbſt ſeinen Brief."

Anton zögerte den Brief zu nehmen. „Lies, Anton," ſagte Fink mit trübem Lächeln, „in meiner Familie ſchreiben Vater und Sohn einander keine Geheimniſſe. Anton ſah auf eine Stelle: „Die vortrefflichen Zeugniſſe, welche Herr Schröter mir über deinen praktiſchen Sinn und deinen Scharfblick im Geſchäft eingeſendet hat, veranlaſſen mich, dich zu erſuchen, daß du ſelbſt hinübergehſt. Ich würde dir in dieſem Fall Herrn Weſtlock aus unſerem Geſchäft zur Hülfe mitgeben."

Anton legte den Brief ſchweigend auf den Tiſch, und Fink frug: „Was ſagſt du zu dem Lob, welches mir der Prinzipal ſo freigebig ertheilt? Wie du weißt, habe ich einigen Grund, zu glauben, daß ich nicht in ſeiner Gunſt ſtehe."

„Und doch halte ich das Lob für gerecht und ſein Urtheil für richtig," erwiederte Anton.

„Gleichviel aus welchen Gründen es gegeben iſt," erwiederte Fink, „es entſcheidet mein Schickſal. Ich werde jetzt, was ich mir lange gewünſcht habe, Grundbeſitzer jenſeit des Waſſers. — Auch wir müſſen uns trennen, lieber Anton," fuhr er fort und hielt dem Freunde die Hand hin, „ich habe nicht geglaubt, daß das ſo ſchnell kommen würde. Doch wir ſehen uns wieder."

„Vielleicht," ſagte Anton traurig und hielt die Hand des jungen Erben feſt. „Jetzt aber geh zu Herrn Schröter,

er hat das erste Anrecht, zu erfahren, daß du uns verlassen willst."

„Er weiß es bereits," sagte Fink, „auch er hat einen Brief meines Vaters erhalten."

„Um so mehr wird er erwarten, daß du mit ihm sprichst."

„Du hast Recht, laß uns gehen!"

Anton eilte auf seinen Platz zurück, und Fink trat in das kleine Zimmer des Prinzipals hinter dem zweiten Comtoir. Der Kaufmann kam ihm ernst entgegen und sagte, nachdem er in würdiger Weise seine Theilnahme ausgedrückt hatte: „Es versteht sich, daß von dieser Stunde an Ihr Verhältniß zu meinem Geschäft gelöst ist; während der Tage, welche Sie noch hier zubringen, bitte ich Sie, sich als einen Gast meines Hauses zu betrachten, dem ich für seine Thätigkeit in meinem Interesse zu vielem Danke verpflichtet bin. Nehmen Sie Platz, Herr von Fink, und lassen Sie uns ruhig besprechen, womit ich Ihnen etwa noch dienen kann."

Fink sagte vom Sopha aus mit ebenso großer Artigkeit: „Die Bestimmungen, welche mein Vater über meine Zukunft getroffen hat, stimmen so sehr mit dem zusammen, was ich mir selbst für meine künftige Thätigkeit gewünscht habe, daß ich Ihnen darüber meinen Dank aussprechen muß. Ihre Urtheile über mich sind günstiger gewesen, als ich es nach Manchem, was vorgefallen ist, erwartet habe. Waren Sie in der That zufrieden mit mir, so wird es mich freuen, wenn ich aus Ihrem Munde dasselbe höre."

„Ich war es nicht ganz, Herr von Fink," erwiederte der Kaufmann mit Haltung, „Sie waren hier nicht an Ihrem

Platz. Das durfte mich nicht verhindern, zu beurtheilen, daß Sie für eine andere, immerhin größere Thätigkeit vorzügliche Befähigung haben. Sie verstehen ausgezeichnet zu disponiren und die Menschen unter Ihre Herrschaft zu bringen, und besitzen eine ungewöhnliche Energie des Willens. Für solche Natur ist das Pult im Comtoir nicht der rechte Ort."

Fink verneigte sich. „Es wäre demungeachtet meine Pflicht gewesen, diese Stelle ganz auszufüllen; ich bekenne, daß ich das nicht immer gethan habe."

„Sie kamen her, ohne an eine regelmäßige Thätigkeit gewöhnt zu sein, und haben sich in den letzten Monaten nur noch sehr wenig von einem fleißigen Comtoiristen unterschieden. Deßhalb und weil ich die Ueberzeugung habe, daß Sie Ihrem Wesen nach nicht sowohl zum Kaufmann als zum Fabrikanten passen, habe ich Ihrem Herrn Vater so über Sie berichtet, wie ich berichtet habe."

„Sie halten mich für geeignet, Fabrikant zu werden?" frug Fink mit einer Verbeugung, welche für die gute Meinung danken sollte.

„Im weitesten Sinne des Wortes," erwiederte der Kaufmann. „Jede Thätigkeit, welche neue Werthe schafft, ist zuletzt Thätigkeit des Fabrikanten; sie gilt überall in der Welt für die aristokratische. Wir Kaufleute sind dazu da, diese Werthe populär zu machen."

„In diesem Sinne lasse ich Ihre Ansicht gern gelten," antwortete Fink und erhob sich von seinem Platz.

„Ihr Abgang wird für einen unserer Freunde ein großer Verlust sein," sprach der Kaufmann, den Erben begleitend.

Fink blieb stehen und sagte schnell: „Geben Sie mir ihn mit nach Amerika. Er hat das Zeug, dort sein Glück zu machen.“

„Haben Sie bereits mit ihm darüber gesprochen?“ frug der Kaufmann.

„Nein,“ sagte Fink.

„So will ich Ihnen mein Bedenken nicht verhehlen; Wohlfart ist jung, und die bescheidene und regelmäßige Thätigkeit des Binnengeschäfts erscheint mir noch auf Jahre hinaus für die Bildung seines Charakters wünschenswerth. Uebrigens wissen Sie, daß ich durchaus kein Recht habe, den freien Entschluß desselben zu bestimmen. Ich werde ihn ungern verlieren; wenn er aber die Ueberzeugung hat, in Ihrer Nähe schneller sein Glück zu machen, so werde ich nichts dagegen einwenden.“

„Gestatten Sie mir, ihn sogleich darüber zu fragen,“ sagte Fink.

Er rief Anton in das Comtoir und sagte zu ihm: „Anton, ich habe Herrn Schröter gebeten, dich mit mir zu entlassen. Es würde mir viel werth sein, dich mitzunehmen; du weißt, daß ich an dir hänge, wir werden in den neuen Verhältnissen zusammen tüchtig vorwärts kommen, du selbst sollst die Bedingungen festsetzen, unter denen du mit mir gehst. Herr Schröter überläßt deinem freien Entschluß die Entscheidung.“

Anton stand betroffen und nachdenkend; die Bilder der Zukunft, welche sich so plötzlich vor ihm aufrollten, erschienen ihm sehr lachend, aber er faßte sich schnell, sah auf den Prin-

zipal und frug dieſen: „Sind Sie der Meinung, daß ich gut thue, wenn ich gehe?“ —

„Nicht ganz, lieber Wohlfart,“ erwiederte der Kaufmann ernſt.

„Dann bleibe ich,“ ſagte Anton entſchloſſen. „Zürne mir nicht, daß ich dir nicht folge, ich bin eine Waiſe und habe jetzt keine andere Heimath als dies Haus und dies Geſchäft; ich will, wenn Herr Schröter mich behalten will, bei ihm bleiben.“

Durch dieſe Worte faſt gerührt, ſagte der Kaufmann: „Denken Sie aber auch daran, daß Sie mit dieſem Entſchluß Vieles aufgeben. In meinem Comtoir können Sie weder ein reicher Mann werden, noch das Leben in großen Verhältniſſen kennen lernen; unſer Geſchäft iſt begrenzt, und es werden wohl die Tage kommen, wo die Beſchränkung deſſelben auch Ihnen peinlich erſcheinen wird. Alles, was eine Selbſtſtändigkeit Ihrer Zukunft ſichert, Vermögen und Bekanntſchaften, vermögen Sie drüben leichter zu erwerben, als bei mir.“

„Mein guter Vater hat mir oft geſagt: Bleibe im Lande und nähre dich redlich. Ich will nach ſeinen Worten leben,“ antwortete Anton mit einer Stimme, die vor innerer Bewegung leiſe klang.

„Er iſt und bleibt ein Philiſter,“ rief Fink in einer Art von Verzweiflung.

„Ich glaube, daß dieſer Bürgerſinn eine ſehr reſpectable Grundlage für das Glück des Mannes iſt,“ ſprach der Kaufmann, und die Sache war abgemacht.

Fink ſprach nicht weiter über den Vorſchlag, und Anton

bemühte ſich, durch zahlreiche kleine Aufmerkſamkeiten dem ſcheidenden Freunde zu zeigen, wie lieb er ihm ſei und wie ſchwer ihm der Abſchied werde.

Am Abend ſagte Fink zu Anton: „Höre, mein Sohn, ich habe Luſt, mir eine Frau mit hinüber zu nehmen.“

Erſchrocken ſah Anton den Freund an, und wie Einer, der eine mächtige Erſchütterung ſich und dem Andern verbergen will, frug er in gezwungenem Scherz: „Wie? du willſt Fräulein von Baldereck —“

„Nichts da,“ rief Fink muthwillig, „was ſoll ich mit einer Frau machen, die keine anderen Gedanken hat, als ſich mit dem Geld ihres Mannes zu amüſiren?“

„An wen denkſt du denn ſonſt? Du willſt doch nicht der Tante vom Geſchäft deinen Antrag machen?“

„Nein, mein Schatz, aber dem Fräulein vom Hauſe.“

„Um Alles nicht,“ rief Anton beſtürzt aufſpringend, „das wird eine ſchöne Geſchichte werden.“

„Gar nicht,“ verſetzte Fink kaltblütig, „entweder nimmt ſie mich, und dann werde ich ein wohlberathener Mann, oder ſie nimmt mich nicht, dann werde ich ohne Frau abreiſen.“

„Du wirſt ohne Frau abreiſen,“ rief Anton. „Haſt du denn je daran gedacht, Fräulein Sabine für dich zu wählen?“ frug er unruhig.

„Zuweilen,“ ſagte Fink, „im letzten Jahr oft, ſie iſt die beſte Hausfrau und das edelſte uneigennützigſte Herz von der Welt.“

Anton ſah erſtaunt auf ſeinen Freund. Nie hatte Fink durch eine Andeutung verrathen, daß ihm Sabine mehr gelte

als eine andere Dame seiner Bekanntschaft. „Aber du hast mir ja nie etwas davon gesagt?"

„Hast du mir etwas von deinen Empfindungen für eine andere junge Dame erzählt?" antwortete Fink lachend.

Anton erröthete und schwieg.

„Daß sie mich wohl leiden mag, glaube ich," fuhr Fink fort, „ob sie mit mir geht, weiß ich nicht; dies wollen wir sogleich erfahren; ich gehe jetzt hinunter, sie zu fragen."

Anton sprang zwischen seinen Freund und die Thür: „Noch einmal beschwöre ich dich, überlege, was du thun willst." —

„Was ist da zu überlegen, du Kindskopf," lachte Fink, aber eine ungewöhnliche Hast wurde in seinen Geberden sichtbar.

„Liebst du denn Fräulein Sabine?" frug Anton.

„Das ist wieder eine spießbürgerliche Frage," versetzte Fink. „Meinetwegen ja, ich liebe sie!" —

„Und du willst sie mitnehmen in die Ansiedelungen und Wälder?"

„Gerade deßhalb will ich sie heirathen; sie wird ein hochherziges starkes Weib sein, sie wird meinem Leben Halt und Adel geben. Sie ist nicht liebenswürdig, wenigstens ist nicht so bequem mit ihr zu plaudern wie mit mancher Andern, aber wenn ich mir ein Weib nehme, so brauche ich eins, das mich übersehen kann, und glaube mir, der Schwarzkopf ist dazu gemacht! Jetzt aber laß mich los, ich muß erfahren, wie ich daran bin."

„Sprich nur erst mit dem Prinzipal," rief Anton dem Stürmenden nach.

„Zuerst mit ihr," sagte Fink und sprang die Treppe hinab.

Anton ging mit gefalteten Händen die Stube auf und ab; Alles, was Fink an Fräulein Sabine rühmte, hatte guten Grund, das fühlte er lebhaft; er wußte, daß sie ihn tief im Herzen trug, aber er ahnte auch, daß sein Freund mit unbekannten Hindernissen zu kämpfen habe. Und diese Hast, dies Ueberstürzen war ihm unheimlich, es war zu sehr gegen seine eigene Natur. Und noch etwas mißfiel ihm. Fink hatte nur von sich gesprochen, hatte er denn auch an das Glück des Fräuleins gedacht, hatte er auch Sinn dafür, was es sie kosten würde, den geliebten Bruder zu verlassen, aus der Heimath zu scheiden, sich in ein fremdes Volk, vielleicht in ein wildes Leben zu wagen? Ja, er war überzeugt, Fink war der Mann, alle Blüthen der neuen Welt vor ihre Füße zu streuen, aber er war auch unruhig, stets viel beschäftigt, würde er immer ein Herz haben für die Gefühle seiner deutschen Frau? Unwillkürlich nahm unser Held in Gedanken wieder Partei gegen seinen Freund; es schien ihm, als dürfe Sabine nicht fort aus der Handlung, er fühlte tief die Leere, welche entstehen würde, wenn sie verschwunden wäre, vom Mittagstisch, aus dem Haushalt, und vor Allem aus dem Leben ihres Bruders. So ging er unruhig und kummervoll auf und ab. Es wurde dunkel, aus den gegenüberliegenden Fenstern fiel ein matter Lichtschein in das finstere Zimmer, und immer noch kam Fink nicht zurück.

Unterdeß ward Fink bei Sabine gemeldet. Sie kam ihm haſtig entgegen, und ihre Wangen waren geröthet, als ſie ihm ſagte: „Mein Bruder hat mir geſagt, daß Sie uns verlaſſen müſſen.“

Fink begann in lebhafter Bewegung: „Ich muß, ich kann aber nicht ſcheiden, ohne offen gegen Sie geweſen zu ſein. Ich kam hierher ohne Intereſſe an dem ſtillen Leben, welches meinem zerſtreuten Geiſt ungewohnt war; ich habe hier das Glück und die Innigkeit eines deutſchen Haushalts kennen gelernt. Sie, mein Fräulein, habe ich immer als den guten Geiſt dieſes Hauſes verehrt. Sie haben mich bald nach meinem Eintritt in einer Entfernung zu halten geſucht, welche mir oft ſchmerzlich war. Ich komme, Ihnen jetzt zu ſagen, wie ſehr mein Blick und meine Seele an Ihnen gehangen hat; ich fühle, daß mein Leben glücklich ſein würde, wenn ich Ihre Stimme immerfort hören, und wenn Ihr Geiſt den meinen begleiten könnte auf den Wegen meiner Zukunft.“

Sabine wurde ſehr bleich und trat zurück. „Sprechen Sie nicht weiter, Herr von Fink,“ ſagte ſie bittend und bewegte halb bewußtlos die Hand, als wollte ſie abwehren, was ihr bevorſtand.

„Laſſen Sie mich ausreden,“ fuhr Fink ſchnell fort; „ich würde es für mein höchſtes Glück halten, wenn ich die Ueberzeugung mit mir nehmen könnte, daß auch ich Gnade vor Ihren Augen gefunden habe. Ich habe nicht die Anmaßung, Sie zu bitten, daß Sie mir jetzt folgen ſollen in ein ungewiſſes Leben, aber geben Sie mir die Hoffnung, daß ich in einem Jahr zurückkehren und Sie bitten darf, mein Weib zu werden.“

„Kehren Sie nicht zurück," sagte Sabine unbeweglich wie eine Statue mit kaum vernehmbarer Stimme; „ich beschwöre Sie, machen Sie diesem Gespräch ein Ende."

Ihre Hand faßte krampfhaft die Lehne des nächsten Sessels, sie hielt sich daran fest und stand ohne einen Tropfen Blut in den Wangen vor dem Flehenden, aber sie sah ihn durch ihre Thränen unverwandt an, mit einem Blick so voll Schmerz und Zärtlichkeit, daß der wilde Mann ganz aufgelöst wurde und in der Sorge um ihre Bewegung all sein Selbstvertrauen, ja seine Werbung vergaß und nur die Absicht hatte, sie zu beruhigen.

„Ich fühle großes Bedauern, daß ich Sie so erschreckt habe," sagte er; „verzeihen Sie mir, Sabine!" —

„Gehen Sie," sagte Sabine noch unbeweglich mit rührender Bitte.

„Lassen Sie mich nicht ohne einen Trost von Ihnen scheiden, geben Sie mir eine Antwort; auch die schmerzlichste ist besser, als dieses Schweigen."

„So hören Sie," sprach Sabine mit einer unnatürlichen Ruhe, während ihre Brust sich hob und ihre Hand zitterte. „Ich bin Ihnen gut gewesen seit dem ersten Tage Ihrer Ankunft; als ein kindisches Mädchen habe ich mit Entzücken auf den Ton Ihrer Stimme gehört und auf das, was Ihr Mund so einschmeichelnd schilderte. Aber ich habe das Gefühl bekämpft. Ich habe es bekämpft," wiederholte sie. „Ich darf Ihnen nicht angehören, denn es würde mein Unglück sein." —

„Weßhalb?" frug Fink in aufrichtiger Verzweiflung. —

„Fragen Sie mich nicht," sagte Sabine kaum vernehmlich.

„Ich muß aus Ihrem Munde mein Urtheil hören," rief Fink.

„Sie haben gespielt mit Ihrem eigenen Leben und mit dem Leben Anderer; Sie werden einst schonungslos handeln für Ihre Pläne. Sie werden Großes und Edles unternehmen, das glaube ich; aber die Menschen werden Ihnen dabei nichts gelten. Ich kann einen solchen Sinn nicht ertragen. Sie würden gütig gegen mich sein, das glaube ich, Sie würden mich überall schonen, aber Sie würden mich immer schonen müssen, und das würde Ihnen eine Last werden; und ich, ich wäre in der Fremde allein. — Ich bin weich, ich bin verwöhnt, mit hundert Fäden bin ich festgebunden an den Brauch dieses Hauses, an die kleinen Pflichten des Haushaltes und an das Leben des Bruders."

Fink sah finster vor sich nieder. „Sie strafen in dieser Stunde streng, was Ihnen an mir mißfallen hat."

„Nein," rief Sabine die Hand gegen ihn ausstreckend, „nicht so, mein Freund! Wenn ich Stunden hatte, wo Sie mir Schmerz machten, ich hatte eben so viele, wo ich mit Bewunderung zu Ihnen aufsah. Und sehen Sie, das eben ist es, was uns für immer auseinander hält. Ich kann nicht ruhig werden in Ihrer Nähe, immer fühle ich mich aus einem Gefühl in das andere geschleudert, jetzt in banger Scheu und wieder in mächtiger Freude. Ich bin unsicher Ihnen gegenüber, und das würde ewig so bleiben. Ich müßte diesen Kampf in mir verbergen, in einem Verhältniß, wo ich mich mit all meinem Gefühl an Sie anschließen sollte. Und Sie würden das erkennen und würden mir deßhalb zürnen."

Sie reichte ihm die Hand hin, Fink beugte sich tief auf die kleine Hand und drückte einen Kuß darauf.

„Segen über Ihre Zukunft," sagte Sabine am ganzen Körper bebend. „Wenn Sie eine Stunde hatten, wo Sie gern unter uns waren, so denken Sie in der Fremde daran. Wenn Sie in dem deutschen Bürgerhaus, in dem Thun meines Bruders je etwas gefunden haben, was Ihnen ehrenwerth erschien, o so denken Sie in der Fremde daran. In dem großartigen Leben, das Sie erwartet, unter den mächtigen Versuchungen, in dem wilden Kampf, den Sie führen werden, denken Sie niemals gering von unserer Art zu sein." Sie hielt die Rechte über sein Haupt, wie eine Mutter, welche angstvoll den scheidenden Liebling segnet.

Fink hielt ihre Hand fest. Beide sahen einander stumm in die Augen, Beide mit erblichenen Wangen. Endlich rief Fink mit tiefem Tonfall seiner melodischen Stimme: „Leben Sie wohl!"

„Leben Sie wohl!" sagte das Mädchen leise, so leise, daß Fink kaum die Worte verstand. Er schritt langsam über die Thürschwelle, sie sah ihm unverwandt nach, wie man einer Erscheinung nachsieht. —

Als der Kaufmann nach dem Schluß des Geschäfts in das Zimmer seiner Schwester trat, flog ihm Sabine entgegen, drückte sich fest an ihn und legte ihren Kopf an seine Brust. „Was hast du, Mädchen?" frug der Bruder besorgt und strich ihr das Haar von der feuchten Stirn.

„Fink war bei mir," rief Sabine sich erhebend, „ich habe mit ihm gesprochen."

„Worüber? Hat er dir einen Antrag gemacht?

Iſt er unartig geweſen?" frug der Kaufmann ſcherzend.

„Er hat mir einen Antrag gemacht," ſagte Sabine.

Der Kaufmann trat erſchrocken zurück. „Und du, meine Schweſter?"

„Ich habe gethan, was du von mir erwarten konnteſt; ich werde ihn nicht wiederſehen." Dabei ſtürzten ihr die Thränen aus den Augen, ſie ergriff die Hand des Bruders und küßte ſie: „Sei nicht böſe, daß ich weine, ich bin noch angegriffen, es wird vorübergehen." —

„Meine holde Schweſter, liebe, liebe Sabine!" rief der Kaufmann und umfaßte die gebeugte Geſtalt der Weinenden, „ich will nicht fürchten, daß du an mich gedacht haſt, als du die Hand des reichen Erben ausſchlugſt."

„Ich dachte an dich und dein aufopferndes pflichtgetreues Leben, und ſeine glänzende Geſtalt verlor die ſchönen Farben, in denen ich ſie wohl ſonſt geſehen hatte." —

„Sabine, du haſt mir ein Opfer gebracht," rief der Bruder erſchrocken. —

„Nein, Traugott, wenn es ein Opfer war, ſo habe ich es dieſem Hauſe gebracht, in deſſen Räumen ich unter deinem Schutze aufgewachſen bin, und dem Andenken an unſere guten Eltern, deren Segen über unſerem beſcheidenen Leben iſt."

Es war ſpät, als Fink in Antons Zimmer trat, er ſah erhitzt aus, ſetzte den Hut auf den Tiſch, ſich auf das Sopha und ſagte zum Freunde: „Vor Allem gieb mir eine Cigarre."

Kopfschüttelnd trug Anton ein Bündel herzu und frug: „Nun, wie sieht's aus?"

„Hochzeit wird nicht," erwiederte Fink kalt. „Sie erklärte mir, ich sei ein Taugenichts und keine annehmbare Partie für ein anständiges Mädchen. Sie nahm die Sache wieder zu gefühlvoll, versicherte mich ihrer Hochachtung, gab mir eine Silhouette von meinem Wesen und entließ mich. Aber der Teufel soll mich holen," rief er aufspringend und warf die Cigarre in eine Ecke, „wenn sie nicht die beste Seele ist, die je in einem Unterrocke Tugend gepredigt hat: sie hat nur den einen Fehler, daß sie mich nicht heirathen *will*; und zuletzt hat sie auch darin Recht."

Das Heftige in der Laune des Freundes machte Anton besorgt. „Wo bist du aber so lange gewesen und woher kommst du jetzt?"

„Nicht aus dem Weinhaus, wie deine Weisheit anzunehmen scheint. Wenn Jemand einen Korb erhält, so hat er doch wohl das Recht, ein paar Stunden melancholisch zu sein; ich habe mich benommen, wie sich Jeder in solchen verzweifelten Fällen benimmt, ich bin einige Zeit umhergelaufen und habe philosophirt. Ich habe mit der Welt gegrollt, d. h. mit mir selbst und dem Schwarzkopf, und habe zuletzt damit aufgehört, daß ich vor einer bunten Lampe stehen blieb und einer Hökerin diese Orangen abkaufte." Bei diesen Worten zog er einige Früchte aus der Tasche. — „Jetzt aber, mein Sohn, ist die Vergangenheit abgethan, jetzt laß uns von der Zukunft reden, es ist der letzte Abend, den wir mit einander zubringen, an dem soll keine Wolke über unseren Seelen sein. Mache mir ein Glas Punsch und drücke die

dicken Geschöpfe hinein. Orangenpunsch ist eine von deinen Forcen, die du mir verdankst. Ich habe dich's gelehrt, und du Schelm machst ihn jetzt besser, als ich. Komm! und setze dich her zu mir."

Am andern Tage kam Vater Sturm in eigener Person auf das Zimmer des jungen Erben, um seine Reisekoffer in die Droschke zu tragen. Anton hatte den Morgen über mit Fink eingepackt und sich so über die bangen Empfindungen weggeholfen, welche den zurückbleibenden Freund mehr bewegten, als den Scheidenden.

Fink faßte Antons Hand und sagte: „Bevor ich das Handschütteln mit den Uebrigen durchmache, wiederhole ich, was ich in den ersten Tagen zu dir gesagt habe: „Treibe dein Englisch fort, damit du mir nachkommen kannst. Und wo ich auch sein mag, in einer Cajüte oder im Blockhause, für dich werde ich stets einen Raum offen halten. Sobald dir diese alte Welt mißfällt, komm zu mir! Unterdeß sei überzeugt, daß ich aufhöre, dumme Streiche zu machen. Und jetzt keine Rührung, mein Junge, es giebt keine große Entfernung mehr auf Erden." Er riß sich los, eilte in das Comtoir, trat noch einen Augenblick vor seinen Prinzipal, und es war für Anton eine Freude, zu sehen, wie die beiden so verschiedenen Männer, die große breitschultrige Gestalt des Bürgers und die zierliche Figur des Aristokraten, neben einander standen. Noch einen Gruß an die Damen warf Fink in das Haus zurück, zog den Freund noch einmal an die Brust und sprang in den Wagen, fort in die neue Welt.

Anton aber ging traurig in sein Comtoir zurück und schrieb einen Brief an Herrn Stephan in Wolfsburg, worin

er dem ehrenwerthen Mann eine neue Waarenliſte und Zuckerproben übermachte.

Anton fühlte den Verluſt ſeines Freundes lange Zeit ſehr ſchmerzlich. Er blieb in den erſten Tagen vor Finks Thür ſtehen, weil er das fröhliche Lachen deſſelben zu hören glaubte, oft ſah er im Comtoir von ſeinem Sitze auf, um ſich an Finks ſpöttiſcher Miene zu erfreuen und einen ſchnellen Blick des Einverſtändniſſes mit ihm auszutauſchen.

Seine Stellung im Haushalt wurde durch den Abgang des Freundes außerordentlich geändert. Das ging ſo zu: Herr Liebold hätte jetzt bei Tiſche neben der Tante ſitzen müſſen, wenn es nach Rang und Würde gegangen wäre. So war es auch früher geweſen, und Fink war zwiſchen ihn und die Tante eingeſchoben worden. Es iſt für einen wahrheitsliebenden Chroniſten ſchmerzlich, zu berichten, daß Herr Liebold über dieſen Einſchub auf's Höchſte erfreut war, indem er behauptete, es ſei ſehr angenehm, neben Damen zu ſitzen, und kein Menſch verſtehe beſſer, weiblichen Umgang zu ſchätzen, als er; aber zuweilen ſei eine nahe Nachbarſchaft doch ſehr unbequem, zumal alle Tage und beſonders beim Eſſen und außerdem, wenn die Dame über das Zeitalter der jugendlichen Thorheiten hinaus ſei. Dieſen letzten Grund ſeiner Abneigung geſtand er aber nur ſeinen vertrauteſten Freunden, und ſeine Gegner, zu denen der Caſſirer gehörte, behaupteten, er werde neben der jungen Nichte ſich noch viel verlegener und unglücklicher fühlen, als neben der ruhigen Schönheit der Tante. Das Reſultat war, daß im Comtoir

wegen des Platzes am Mittagstisch eine stille Gährung und ein geheimes Intriguiren entstand, dessen letzter Grund, leider und zur Schande des Männergeschlechts sei es gesagt, der war, daß keiner von den Herren neben der Tante und so nahe am Prinzipal sitzen wollte. Es wurde deßhalb am Abend nach Finks Abreise, während Anton einige Aufträge des Freundes besorgte, im Hinterhause großer Rath gehalten, dem Herr Jordan präsidirte. Herr Specht erklärte sich bereit, überall und neben jeder Tante der Welt zu sitzen, aber der Vorsitzende bemerkte ihm mit vieler Artigkeit, seine Gegenwart sei unten am Tische zur Belebung der Unterhaltung unentbehrlich; denn seinen gewagten Behauptungen zu widersprechen, sei der Hauptspaß seiner Nachbarn. Und als jeder Einzelne der Anwesenden gegen die Ehre protestirt hatte, erklärte Herr Jordan seine Ansicht dahin, daß Wohlfart neben der Tante sitzen solle; dies scheine ihm darum passend, weil er mit Fink am meisten befreundet gewesen sei und ein gutes Temperament für ältliche Damen habe. So wurde Anton am nächsten Tage durch Decret seiner Collegen an den leeren Platz gerückt, nachdem dieser Beschluß durch den Bedienten in das Vorderhaus getragen war und die stille Sanction der Damen erhalten hatte.

Noch eine Veränderung machte Anton durch. Wenige Tage nach Finks Abreise erhielt Herr Schröter einen Brief aus Hamburg, in welchem ein offener Zettel Finks an Anton lag. Fink schrieb: „Die Möbel in der Stube, welche ich bewohnt habe, gehören mir, ich mache dich hiervon, sowie von Allem, was ich sonst hinterlasse, zu meinem Erben.“ — Das Wort „Erbe“ war unterstrichen. — „Ich habe Herrn

Schröter erſucht, dich in meiner Stube wohnen zu laſſen.“ Anton zog hinunter in das elegante Zimmer des erſten Stocks. In die zweite Stube Finks wurde Herr Baumann befördert, welcher ſo Antons Stubennachbar blieb. Anton vergaß nicht, die gelbe Katze von ſeinem Schreibtiſch mit hinunter zu ſchaffen. Die Katze erwies ſich übrigens in der ganzen Zeit als verſtockt und machte auf ihrem Poſtament keine nächtlichen Bewegungen. Vielleicht kam das daher, daß Anton bei dem ſtillen und thätigen Leben, das er führte, nicht mehr träumte.

Seit dieſer Zeit wurde er im Comtoir Finks Erbe genannt, und dieſe Erbſchaft wurde für ihn wichtiger, als ſeine Collegen geglaubt hatten. Er ſaß jetzt am oberen Theile des Tiſches und hatte täglich ſeinen beſcheidenen Theil an der Unterhaltung, welche von der Familie geführt wurde. Die Tante, deren Liebling Fink geweſen war, verſöhnte ſich bald mit der Aenderung und nahm die kleinen Aufmerkſamkeiten Antons gnädig hin, und der Kaufmann richtete oft das Wort an ihn und freute ſich über die verſtändigen, mannhaften Anſichten des Jünglings; auch Sabine gewöhnte ſich, mit ihm über die Intereſſen des Tages zu ſprechen, und ihr Auge, welches ſonſt den Platz hinter der Tante ſo eifrig gemieden hatte, ruhte jetzt mit freundlichem Glanze auf dem offenen Geſicht unſeres Helden. Zwiſchen Beiden beſtand ein ſtilles Einverſtändniß, eine von den reizenden leichten Beziehungen, welche das Leben ſo freundlich ſchmücken. Sabine ſah in Anton den Freund, vielleicht den Vertrauten des Geſchiedenen, und Anton fühlte gegen das Fräulein eine unbegrenzte Verehrung, welche ſein Benehmen ſo zart und rückſichtsvoll

machte, daß Sabine dies zuweilen mit Rührung empfand. Er sprach bei Tische nie von Fink, obgleich sein Herz voll von ihm war, und wenn die Tante in ihrer gutmüthigen Weise bei hundert kleinen Veranlassungen an Fink zu erinnern wußte, so parirte Anton mit aller Diplomatie, die er aufbringen konnte, ihre Andeutungen und wußte das Gespräch wieder in eine unbedenkliche Richtung zu bringen.

Auch im Geschäft änderte sich die Stellung Antons; er war bis dahin einer der Adjutanten des Herrn Jordan im Provinzial-Geschäft gewesen, jetzt erhielt er seinen Platz im auswärtigen Geschäft unter dem Prinzipal selbst. Dieselbe Thätigkeit, welche Fink gehabt hatte, wurde ihm zugewiesen, und er erlangte bald etwas von der Virtuosität Finks, mit Herrn Tinkeles umzugehen und die Zackelwolle aus Ungarn zu beurtheilen.

Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.